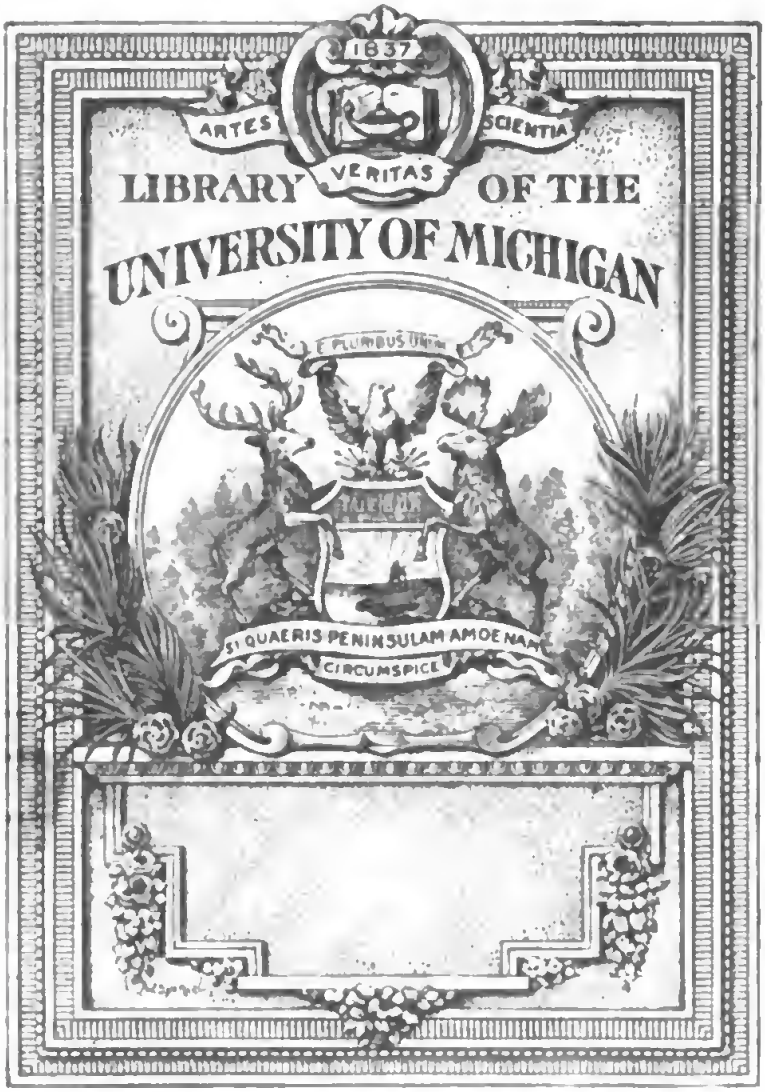
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Dietz.

Digitized by Google

890.6
D58

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Seite
Der Fährmann am Kanadian. Roman in drei Abtheilungen von Balduin Möllhausen. (Fortsetzung)	5
Die Schwäbin aus Palästina. Novelle von Schmidt-Weißenfels	115
Prinzessin oder Hochstaplerin? Aus der Hof- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts. Von Adam Löffler	186
Die drei großen Rivalen in der Südsee. Kolonialpolitische Skizze von Christian Beukard	200
Ein historischer Kuß. Episode aus dem Leben eines Dichters. Von M. Barack	213
Bauchreden und Bauchredner. Von Alfred Stelzner	222
Unser unentbehrlicher Begleiter. Eine Studie zur Geschichte der Schirme. Von Gottfried Pfeuffer	238
Mannigfaltiges:	
Im Interesse der Wissenschaft	248
Die russische Kirche	250
Die Eheschließung der Prinzessin Adelheid Chlotilde ꝛc.	251
Mäuse und Ratten	252
Englischer Sport	254
Medicinische Tortur in Japan	254
Ein geschickter Setzer ꝛc.	255
Ein Mißverständniß	255
Ein Beleuchtungsfisch	256
Ein strenger Hauslehrer ꝛc.	256
Lakonisches Gesuch	256

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhauſen.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Charon erbleichte. Indem aber eine Art Selbſterhaltungstrieb in ihm erwachte, röthete ſein Antlitz ſich wieder tief. An Stelle der erſten Beſtürzung trat Unheil verkündende Entſchloſſenheit.

„Sie vergeſſen, daß es mich nur ein Wort koſtet, Sie heute noch über die Grenzen der Reſervationen gejagt zu ſehen," rief er drohend aus.

„Womit Ihnen ſelbſt am wenigſten gedient wäre," warf der Räuber kaltblütig ein.

„Das zu beurtheilen iſt meine Sache," verſetzte Charon erbittert, ahnungslos, daß ſein Gegner, deſſen Rohheit, einmal in Fluß gerathen, mit ſchlauem Bedacht ihn zu weiteren Kundgebungen reizte. „Ich habe in der Uebereilung Ihnen eine Unterſtützung zugeſagt, und bin gewohnt, mein Wort zu halten. Was ich Ihnen biete, nehmen Sie hin ohne Dank, aber auch ohne Ihre ungerechtfertigten Anſprüche zu erhöhen. Und nochmals wiederhole ich: wagen Sie es nicht, die Wege meiner

Tochter zu kreuzen, oder es möchte mir einfallen, einige Nachbarn auf Ihre Spuren zu setzen, um auszukundschaften, wer den Schimmel da vor Ihnen ritt. Es endigte schon früher Jemand mit einer Schlinge um den Hals, der sich über den Besitz eines Pferdes nicht genau auszuweisen vermochte."

In seiner leidenschaftlichen Erregung hatte Charon sich gleichsam blindlings zu der mittelbaren Anklage hinreißen lassen. Fast in demselben Athemzuge bereute er seine Worte. Sobald er aber entdeckte, daß Adams trotz seiner verstockten Räubernatur die Farbe wechselte, sprach er weiter: „Sie wissen jetzt, woran Sie mit mir sind. Wären Sie so vertraut mit den Sitten der hiesigen rechtlich denkenden Eingeborenen, so würden Sie sich scheuen, deren Argwohn gegen sich wachzurufen."

Adams, anfänglich verstört, hatte seine Fassung zurückgewonnen. Jedoch anstatt einzulenken, bemerkte er gleichmüthig: „So könnte also ein ehrlicher Mann hier zu der Ehre gelangen, mittelst eines Strickes in's Jenseit befördert zu werden, ohne daß man ihn viel um seine Unschuld befragte. Gut, daß ich 'ne Art Testament machte und nach Europa schickte. Doch was reden wir solche bösartigen Dinge? Sind wir doch keine Sträflinge und Fälscher, sondern Männer, die ein geruhiges Leben zu führen wünschen, und was ich dazu beitragen kann, soll geschehen. Bauen Sie darauf, daß ich mich ebenso wenig um Ihre Tochter kümmere, wie um das schwarze Unthier an ihrem Schürzenband."

„Ob Sie ein ruhiges Leben führen, ist allein Ihre

Digitized by Google

eigene Sache," erwiederte Charon finſter, „die Gelegenheit dazu ſoll Ihnen wenigſtens gegeben werden."

„Das iſt doch ein gutes Wort," verſetzte Adams plötzlich verändert, „und da will ich machen, daß ich in mein neues Heim einziehe. Alſo auf Wiederſehen, Herr Charon," und er ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Charon ſchauderte beim Anblick der knochigen Verbrecherfauſt. Als ſei es zufällig geſchehen, kehrte er ſich ab. Adams lachte in ſich hinein. Was er dachte, offenbarte ſich in ſeinem boshaften Grinſen. Dann beſtieg er ſein Pferd und in ſorgloſer Haltung ritt er von dem Vorplatz hinunter.

Charon hatte ſich erſchöpft auf die Bank niedergelaſſen und lauſchte ihm ängſtlich nach. Erſt als der Hufſchlag in der Ferne verhallte, athmete er wieder auf. Sein Antlitz hatte einen eigenthümlichen Ausdruck der Hinfälligkeit angenommen. Indem er über den Fluß hinſpähte, webte es in ſeinen Augen, wie bei Jemand, der ſich in ein Labyrinth verirrte und vergeblich einen Ausweg zu entdecken trachtet, ſich mit dem Gedanken vertraut macht, dem Verderben geweiht zu ſein. Als ein unentwirrbares Chaos lag die Zukunft vor ihm. Hätte er nur allein zu leiden brauchen, wie zufrieden wäre er geweſen! Weit fort über Länder und Meere, weit in die Vergangenheit hinein ſchweiften ſeine Betrachtungen. Eine junge Mutter, deren Heimgang durch ein vor ihr abgelegtes heiliges Gelöbniß erleichtert wurde, trat vor ſeine Seele, eine traumhafte zarte Mädchengeſtalt, deren Frieden ein gräßliches Verhängniß bedrohte; das Bild

Digitized by Google

opferwilliger Männer, über deren Haupt ein Damokles-schwert schwebte, und endlich Molly, in welcher er zu gleicher Zeit eine Andere über alle Maßen liebte, ohne seinen Empfindungen Ausdruck geben zu dürfen. Wie um zu einem Vergleich herauszufordern, tauchte Milford in seiner krankhaft arbeitenden Phantasie auf. Dessen geistige und körperliche Frische erquickte ihn. Es ergötzte ihn die offene, freie Art seines Verkehrs mit Molly, die in derselben unbefangenen Weise ihre Freude über die heitere Unterbrechung ihres anspruchslosen einförmigen Lebens an den Tag legte. Er beobachtete sie zärtlich, wie sie seinen Erzählungen und fremdartigen Schilderungen lauschte, wie sie ihn zutraulich um Dieses und Jenes befragte, ihn in Erstaunen versetzte durch den Schatz des Wissens, welches sie ihrem Wohlthäter allein verdankte, oder ihn in das Geheimniß einweihte, wie er es zu beginnen habe, sich Tommy's Freundschaft zu erwerben und zu erhalten. Mit stiller Freude sah er Beide in dem schwerfälligen Fahrzeug den Strom kreuzen, des Morgens, wenn es galt, den Gast herüberzuholen, des Abends, um ihn wieder in seine fliegende Häuslichkeit zu schaffen. Er folgte ihnen mit den Blicken, wenn sie zur gemeinschaftlichen Arbeit sich nach dem Garten begaben, oder, wie auch heute, hinaus auf die Weide zu den Pferden und Kühen. Freundliche Bilder schwebten ihm wohl vor, wenn er beobachtete, wie Milford immer wieder durch Molly's herzliches Zureden sich bewegen ließ, seinen Aufenthalt bei der Fähre noch etwas zu verlängern, allein kaum entstanden, versanken sie hinter einem

Digitized by Google

Vorhang der Schwermuth und der Entsagung. An deren Stelle drängte sich eine wilde Räubergestalt, die, ähnlich einer Unheil bergenden Wolke, Alles unheimlich beschattete und umdüsterte, was in seinen Gesichtskreis trat. —

Molly und Milford verfolgten unterdessen im heiteren Verkehr ihren Weg heimwärts nach der Blockhütte. Eine Pause war in ihrem Gespräch eingetreten. Wie plötzlich erwachten ernsten Betrachtungen hingegeben, hatte Molly die Blicke vor sich auf den Pfad gesenkt. Milford überwachte die holde Gestalt mit innigster Bewunderung und wehmuthsvoller Theilnahme. Entzückte ihn auf der einen Seite ihre unvergleichliche Anmuth, ihr kindlich offenes Vertrauen, so tauchte auf der anderen immer wieder das geisterhafte Bild auf, welches sie bei der ersten Begegnung bot. Ahnungslos lebte sie in den Tag hinein, ahnungslos und glücklich; und doch mußte die Stunde schlagen, in welcher sie über sich selbst aufgeklärt wurde, in welcher Entsetzen seine Hand auf sie legte, sie vor sich selbst zurückbebte, wie vor einer Gebrandmarkten. Und was dann die Folgen waren — seine Gedanken stockten, er vermochte nicht, sie weiter zu spinnen. Doch in demselben Grade, in welchem er die Gefahr würdigte, die fortgesetzt über ihrem Haupte schwebte, wuchs seine innige Theilnahme, wuchs seine von Bangigkeit getragene tiefe Zuneigung. Und so erschrak er fast, als Molly endlich wieder zu ihm aufsah.

Wehmuth sprach aus ihren schönen großen Augen, indem sie fragte: „Sie wollen wirklich morgen aufbrechen?“

„Ich muß," hieß es mit ſichtbarem Widerſtreben zurück. „Den übernommenen Verpflichtungen gegenüber verſtummen die eigenen Wünſche und Neigungen."

„Nicht einen einzigen Tag geben Sie zu?"

Milford ſah bewegt in die treuherzig blickenden Augen. „Wie gern dehnte ich meinen Aufenthalt hier über den ganzen Sommer hinaus aus," ſprach er, „allein, ich wiederhole es mit tiefem Bedauern, ich bin nicht unumſchränkter Herr meiner Zeit. Und ob einen Tag früher oder ſpäter, es ändert nichts an der Trauer, mit welcher ich von hier ſcheide."

„Wir haben uns ſo ſehr an Ihre Geſellſchaft gewöhnt," verſetzte Molly klagend und die Brauen leicht zuſammenziehend, wie ein Kind, welchem eine große Herzensfreude verdorben worden, „ſind Sie erſt fort, darf wohl kaum an ein Wiederſehen gedacht werden?"

„Zuverſichtlich rechne ich auf ein ſolches," betheuerte Milford leidenſchaftlich, „gewiß, wir werden uns wiederſehen. Und wie könnte ich eine Stätte aus meiner Erinnerung ſtreichen, auf der ich ſo viele glückliche Stunden verlebte," und einen Freudenſchimmer auf dem lieblichen Antlitz entdeckend, fügte er heiter hinzu: „Je eher von hier fort, um ſo eher wieder hier," dann aber, um einer auf Molly's Lippen ſchwebenden Frage auszuweichen, anſcheinend ſorglos: „Betrachten Sie Tommy, wie er täppiſch nach der Hummel ſchlägt; und dort die Fährhütte, wie ſie hinter dem Buſchwerk ſich hervorſchiebt. Förmlich eingeneſtelt liegt ſie im Grünen da. Ein ſtattliches Landhaus an deren Stelle ſtände nicht im Einklang mit der

immerhin noch etwas wilden Umgebung. Es würde ſicher den Eindruck der ganzen Scenerie beeinträchtigen.“

Sie waren auf die in Sonnengluth ſchwimmende Lichtung hinausgetreten.

„Da iſt auch Vater Charon,“ verſetzte Molly lebhaft, und was eben noch ihr Gemüth beſchwerte, verſank Angeſichts der trauten Heimſtätte. „Vater Charon! Hier ſind wir!“ rief ſie ihm zu, dadurch die ihm vorſchwebenden düſteren Bilder verſcheuchend, und ihre Schritte beſchleunigend, zwang ſie Milford und Tommy ebenfalls zu größerer Eile. —

Im Fluge entſchwand der Tag, daß Milford beinah bereute, den Zeitpunkt ſeines Aufbruchs endgiltig beſtimmt zu haben. Denn wie mit Zaubergewalt feſſelte es ihn an die Fähre; wie mit Zaubergewalt hatte es ihn immer wieder über den Strom getrieben, zu der lieblichen Tochter des Frühlingsthau's, zu dem alten Fährmann, um mit ihnen Stunden zu verleben, welchen er eine ewige Dauer hätte wünſchen mögen. Aber die Zeit war unerbittlich in ihrem Vorſchreiten, und als er heute in aller Frühe von dem Prahm über den Kanadian getragen wurde, da geſchah es, um ſich zu verabſchieden und den bereits vorausgeſchickten Leuten nachzufolgen.

Nur wenige Worte wurden noch auf dem Vorplatz gewechſelt, und als man die Hände in einander legte, da walteten Empfindungen wie bei Leuten, die ſeit Jahren an demſelben Herd vereinigt geweſen. Schwermüthig ſchaute Charon darein, als ſie von einem möglichen Wiederſehen ſprachen. In Molly's Augen ſchimmerte es feucht, während Milford ihre Hand hielt.

Digitized by Google

Erzwungen lächelnd, wie über irgend etwas in Zweifel, sah sie in seine Augen, dann sprach sie freundlich: „Wir werden Ihrer oft und viel gedenken. Vergessen auch Sie uns nicht ganz," und bevor Milford ihre wirkliche Absicht errieth, küßte sie ihn mit holder Unbefangenheit. Sie küßte ihn, wie sie es seit ihrer frühesten Kindheit Allen gegenüber gewohnt war, die sie in ihr Herz eingeschlossen hatte. Sie küßte ihn, wie ihren gütigen Beschützer, ihre braunen Pflegerinnen und Freundinnen, wenn sie ihren Gruß oder ihren Dank auch äußerlich zu bethätigen wünschte. Sie hatte es nicht anders gelernt; Niemand hatte ihr gewehrt, diese freundliche Sitte aus den Kinderjahren mit in's reifere Alter hinüberzunehmen. Arglos gab sie zurück, was einst der schönen kleinen Waise im reichsten Maße gespendet wurde. Erst als sie gewahrte, daß Milford verwirrt, wie seinen Sinnen nicht trauend, dastand, seine Augen sich in Entzücken vergrößerten, die in ihm wogenden, von einer gewissen Verlegenheit getragenen Empfindungen sich in dem festeren Druck seiner Hand offenbarten, lächelte sie befangen, während tiefe Gluth flüchtig über ihr Antlitz hineilte.

„Die Worte: ‚Nicht vergessen,' sind leicht ausgesprochen," erwiederte er zögernd und noch unter dem vollen Eindruck des eben Erlebten, „und wie oft, wie oft bleibt es bei den leeren Worten. Ich enthalte mich daher jeder Betheuerung, der man vielleicht das rechte Vertrauen nicht beimißt; hoffe aber zuversichtlich, daß der Tag nicht in allzu weiter Ferne, an welchem es mir vergönnt ist, das Wiedersehen herbeizuführen."

Digitized by Google

„Mein Haus iſt das Ihrige," verſetzte Charon mit dem ihm eigenthümlichen wohlwollenden träumeriſchen Lächeln, „ſo oft Sie kommen, ſteht meine Thüre Ihnen offen."

Sie hatten ſich dem Hohlwege zu in Bewegung geſetzt. Bis auf den Uferrand hielt Molly ſich an Milford's Seite. Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand, ihn dadurch veranlaſſend, ſtehen zu bleiben.

„Meiner Hilfe bedarf es da unten nicht," ſprach ſie herzlich, „Sie Beide bezwingen den Prahm leicht genug; da gewährt es mir größere Genugthuung, von meiner Warte aus zu beobachten, wie das plumpe Fahrzeug Sie hinüberträgt — glückliche Reiſe und auf Wiederſehen," und bevor Milford etwas zu erwiedern vermochte, eilte ſie, von Tommy begleitet, nach der todten Sykomore hinüber.

Milford ſah ihr nach, während Charon's Blicke forſchend auf ihm ruhten. Erſt als Molly nach dem Stamm gleichſam hinaufſchwebte, um daſelbſt ihren Weg fortzuſetzen, ſtieg er an Charon's Seite in den Hohlweg hinab.

„Woher kommt dem freundlichen Kinde die unvergleichliche Anmuth?" ſprach er wie in Gedanken vor ſich hin; „wohl iſt erklärlich, daß ſie unter Ihrer treuen Obhut ihr Wiſſen überraſchend bereicherte, allein die Anmuth, die bezaubernde jungfräuliche Sittigkeit, und zwar in einer Umgebung, wo keine Andere ihres Geſchlechtes ihr als Vorbild hätte dienen können."

„Sie iſt ja die Tochter des Frühlingsthau's," verſetzte Charon, und ſeine harten Züge bequemten ſich abermals

Digitized by Google

zu einem matten Lächeln. „Iſt aber die Natur nicht ihre Mutter, wie die braunen Nachbarn es ſich vorſtellen, ſo war ſie doch ihre Lehrerin von Anbeginn, und die kann in ihrem geheimnißvollen Wirken nicht durch menſchliche Kräfte überboten werden. Wer ſchreibt den Hirſchen und Antilopen ihren Gang vor, wer den Schwalben ihren Flug, den Forellen ihre Bahn? Deren anmuthige Bewegungen bewundert man kaum, weil man es an ihnen nicht anders gewohnt iſt. Sie können nicht anders, und ähnlich verhält es ſich mit dem Kinde.“

„Nein, ſie kann nicht anders,“ gab Milford mit einer Innigkeit zu, daß Charon, ſichtbar beunruhigt, ihm abermals einen forſchenden Seitenblick zuwarf, dann aber, einer Regung der Trauer nachgebend, ernſt vor ſich niederſah. „Iſt es aber nicht zu beklagen,“ fuhr er fort, „daß ſo viele Reize, ſo viele liebenswürdige Eigenſchaften des Herzens hier in tiefer Abgeſchiedenheit verblühen ſollen, anſtatt andere Menſchen zu erfreuen, reich zu beglücken?“

„Ich weiß nicht, ob es ein Glück für ſie ſelbſt wäre, würde ſie eines Tages aus ihrem hieſigen ſtillen Wirkungskreiſe in das ihr fremde geräuſchvolle Welttreiben verſetzt,“ wendete Charon nachdenklich ein. „Ich bezweifle, daß ſie dort große Befriedigung fände. Sie möchte zwar den Oſten kennen lernen, jedoch mehr, wie man ein Theater beſucht. Die Neigung, ihren jetzigen Aufenthaltsort mit einem anderen dauernd zu vertauſchen, traue ich ihr dagegen nicht zu. Nein, einen derartigen Wechſel wünſche ich ihr nicht. Die Gefahr, daß auf die eine oder die andere Art ihr reiner Seelenfriede geſtört würde, iſt zu

groß," und mit einem gewiſſen Ausdruck der Verlegenheit fügte er hinzu: „Denn was hier an ihr geachtet, ſogar heilig gehalten wird: in den Kreiſen des Oſtens würde es ihr zum Vorwurf gereichen. Nein, nein; wie ihre Vergangenheit, muß auch ihre Zukunft in dieſe Landſchaft fallen. Sie darf nicht fort, ſelbſt nicht um den Preis, eines treuen, achtbaren Mannes Weib zu werden."

Die letzten Worte hatte er leiſer, wie unter dem Einfluß bedrückender Vorſtellungen geſprochen. Dann ſah er durchdringend in Milford's Augen. Dieſer verſtand, worauf Charon's Bedenken ſich begründeten, verſtand die Bedeutung des forſchenden Blickes. Seine ganze Kraft bot er daher auf, nicht durch eine Miene zu verrathen, daß er vertraut mit dem Geheimniß, welches als finſterer Schatten Molly's Gemüthsleben drohend umſchwebte. Und es gelang ihm, Charon zu täuſchen, denn freier ſchaute dieſer, als ſie, unten in der Mündung des Hohlweges eingetroffen, den Prahm vor ſich liegen ſahen und Molly aus luftiger Höhe heiter klingende Grüße zu ihnen niederſandte.

Gleich darauf befanden ſie ſich in dem ſchwerfälligen Fahrzeug, deſſen Flottmachen ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch nahm.

Ja, heiter klang Molly's Stimme, als ſie Milford das letzte Lebewohl nachſandte, heiter und ſorglos, und dennoch ſchwammen ihre lieben guten Augen in Thränen. Und als der Prahm endlich die Mitte des Stromes erreichte, die Entfernung alſo zu groß war, um von dorther ihre Züge noch zu unterſcheiden, da warf ſie den letzten Zwang ab, und ſo bitterlich weinte ſie, als ob ihr junges

Digitized by Google

Herz ſich nie wieder habe tröſten können. Sie weinte, ohne zu wiſſen, woher ihr die Thränen kamen, ohne ſich Rechenſchaft über deren Urſache ablegen zu können. Aber ihre ruhige, zuverſichtliche Haltung bewahrte ſie peinlich, und auch dafür hätte ſie keinen Grund anzugeben gewußt. Ihr Tuch ſchwang ſie dagegen immer und immer wieder; zum letzten Mal, als Milford auf dem jenſeitigen Ufer, wo Sparewood mit dem Pferde ſeiner harrte, ſich in den Sattel ſchwang und mit einem weithin ſchallenden: „Auf Wiederſehen!“ hinter dichtem Buſchwerk verſchwand.

Regungslos beobachtete ſie ein Weilchen die Stelle, auf welcher er ihrem Geſichtskreiſe entrückt worden, und wie im Traume ſich umkehrend, ſchritt ſie nach dem Ufer zurück. Sie beſtändig im Auge, hatte der Bär ſich oben auf dem Stamm lang ausgeſtreckt. Sie ſetzte ſich neben ihn, und ſeinen Kopf auf ihren Schoß ziehend, Arme und Haupt auf demſelben raſtend, gab ſie rückſichtslos den in ihr wogenden Empfindungen nach. Ihre Thränen verſiegten; um ſo lebhafter arbeitete dafür ihr friſcher junger Geiſt. Erſchien ſie ſich doch ſo vereinſamt und verlaſſen, daß ſogar die ihrer harrenden Tagesbeſchäftigungen alle Reize für ſie verloren. Nach den Zeiten des frohen Verkehrs mit Milford glaubte ſie, daß die Zukunft plötzlich eine düſtere Färbung angenommen habe, die Tage ſich öde und endlos vor ihr ausdehnten.

Da regte ſich der Bär. Das Antlitz von den Armen erhebend, richtete ſie ſich empor. Charon war eben in dem Hohlwege aufgetaucht. Sie ging ihm entgegen. Anſcheinend der zunehmenden Hitze ſich erwehrend, fächelte

ſie mit dem Tuch über ihre Augen hin. Der Ausdruck der Trauer war von ihren Zügen gewichen. Ein ſüßes Lächeln ruhte auf denſelben, und doch mied ſie Charon's Blicke. Sie gewahrte daher nicht, daß dieſer ſie mit ſchmerzlichem Erſtaunen betrachtete.

„Ob er wohl jemals zurückkehrt?" fragte ſie nachdenklich.

„Schwerlich," antwortete Charon ernſt, „er gehört zu jenen Menſchen, deren Heimath überall und nirgend, je nachdem ihr Beruf eine unſtete Lebensweiſe bedingt."

„Er verſprach es doch," wendete Molly ein, indem ſie einen träumeriſchen Blick über den Strom ſandte.

„Was wird beim Scheiden nicht Alles verſprochen."

„Aber es klang ſo aufrichtig."

„War auch ſicher aufrichtig gemeint. Die Verhältniſſe ſind indeſſen oft ſtärker, als der redlichſte Wille. Je weiter ein Verſprechen in die Vergangenheit zurücktritt, um ſo mehr verſchleiert es ſich, bis man es endlich ſammt Denjenigen, welchen es galt, vergißt. Ich kenne das, es iſt der natürliche Lauf der Dinge."

„So hätte er überhaupt nicht zu kommen, oder doch nicht ſo lange hier zu weilen brauchen," bemerkte Molly, im Mißmuth die Lippen ein wenig emporwerfend; „die ſchönen Stunden hätten wir freilich nicht mit ihm verlebt; dafür vermißten wir ihn jetzt weniger."

„Im Gegentheil," belehrte Charon, „ſeine Anweſenheit hier betrachte ich als eine willkommene Unterbrechung unſeres ziemlich eintönigen Daſeins. Außerdem verdanken wir ihm Stoff zu ferneren Unterhaltungen. Eine Weile

Digitized by Google

werden wir lebhaft von ihm sprechen, bis endlich ein anderes Ereigniß die Erinnerung an ihn verwischt."

„Das kann lange dauern. Es sollte mir leid thun, müßte ich meine günstige Meinung über ihn ändern."

„Weil er fern bleibt?"

„Das nicht. Ich meine nur, wenn Jemand nicht genau weiß, ob er ein Versprechen halten kann, sollte er es lieber gar nicht ablegen."

„So viel ich mich entsinne, gab er keine bindende Zusage."

„Doch, doch. Wenn auch nicht in klaren Worten, so lag sie doch in seiner Stimme, in seinem Blick."

Um seine Bestürzung zu verheimlichen, sah Charon in eine andere Richtung. Erst nach einer längeren Pause antwortete er wie beiläufig: „Im Kampf um's Dasein kann nicht Jeder das thun, was er am liebsten möchte. Die Nothwendigkeit ist ein gestrenger Herr, der nicht viel nach Neigungen fragt. Unter solchen Umständen sind Versprechen nicht mehr werth, als die Offenbarung mit Vorliebe gehegter Wünsche."

Molly schwieg. Sie waren nach der Hütte hinübergegangen. Anstatt, wie es sonst ihre Gewohnheit, irgend einer Beschäftigung regsam nachzugehen, ließ sie sich auf die Bank nieder. Wie in unfreundliche Betrachtungen versunken, sah sie nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Charon hatte neben ihr Platz genommen und überwachte sie ernst.

Plötzlich kehrte sie sich ihm mit der Bemerkung zu: „Gestern begegneten wir wieder dem schrecklichen Menschen,

Digitized by Google

dem Schimmelreiter. Auch Milford offenbarte seine Abscheu vor ihm. Warum muß er sich gerade in unserer Nachbarschaft niederlassen?“

„Er wird uns nicht viel hindern,“ versetzte Charon und eine Wolke der Erbitterung eilte über sein Antlitz, „ich glaube dafür bürgen zu können, daß er bei zufälligen Begegnungen sich in seinen Schranken hält.“

„Das mag sein,“ erwiederte Molly, im Unmuth die vollen Lippen von den schönen Vorderzähnen zurückkräuselnd, „allein ohne eine unbestimmte Angst werde ich mich kaum noch von hier entfernen. Er erscheint mir wie ein böser Geist. Ohne Tommy verließe ich unser Haus nicht mehr,“ und sich erhebend trat sie in die Hütte, wo häusliche Obliegenheiten sie riefen.

Charon sah finster vor sich nieder. Molly's Entfernung schien er nicht bemerkt zu haben. Das Grauen, welches die Erwähnung seines unermüdlichen Verfolgers in ihm erzeugte, war auf seinen Zügen gewissermaßen erstarrt.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach Fort Smith.

In stiller, friedlicher Einförmigkeit verstrichen Tage und Wochen. In gewohnter Weise gingen Charon und Molly ihren Beschäftigungen nach und verkehrten sie mit den braunen Nachbarn, die hin und wieder bei ihnen vorsprachen oder zu denen sie hinüberwandelten. Anscheinend weniger, als Charon voraussetzte, trug Molly sich mit der Erinnerung an Milford. Von Tag zu Tag sprach

Digitized by Google

ſie ſeltener von ihm, und dann in den meiſten Fällen wie beiläufig. Es war, als ob in der That, wie Charon einſt andeutete, mit dem Enteilen der Zeit deſſen Bild mehr und mehr für ſie erbleichte, die Zeit nicht fern, in welcher ſie ſeiner nicht lebhafter gedachte, als jedes anderen Reiſenden, der ſeinen Weg über die Fähre nahm.

Zog Charon aus dieſen Beobachtungen eine gewiſſe Beruhigung, ſo gab auch Adams keinen Anlaß zu unmittelbaren Befürchtungen. Seitdem er bei dem Kreek ein koſtenfreies Unterkommen fand, ſchien er mit ſeiner Lage zufrieden, überhaupt ein Anderer geworden zu ſein. Gefällig und höflich, wenigſtens ſo weit, wie es bei ſeiner Verwilderung noch möglich, begegnete er Charon bei gelegentlichem Zuſammentreffen, Molly dagegen mit beinah ſcheuer Ehrerbietung, ſo daß Charon für ihn ſowohl, wie für ſich ſelbſt das Beſte zu hoffen begann. Anders dachte der Kreek, bei welchem er hauste. In ihm konnte das einmal gefaßte Mißtrauen nicht mehr abgeſchwächt werden. Er hielt ſeinen Gaſt für einen verſchmitzten Pferdedieb, der nur auf die Gelegenheit wartete, um mit einigen der beſten Thiere dieſes oder jenes Nachbarn zu verſchwinden, und unterließ daher nicht, wenn immer es wenig auffällig geſchehen konnte, ſich über deſſen geheimnißvolle Bewegungen zu unterrichten.

Im Uebrigen ging Adams ungeſtört ſeine eigenen Wege. Niemand befragte ihn um deren Richtung, und er ſelber wäre der Letzte geweſen, über ſeine Zwecke ein Wort zu verlieren. Mit Vorliebe, wenn auch mit geringem Erfolg, betrieb er das Angeln, wozu er von Charon mit

Digitized by Google

den entſprechenden Geräthen ausgerüſtet worden war. Bald in der Frühe, bald in den kühleren Abendſtunden, abwechſelnd zu Fuß und Pferde, nahm er mit ſeinen Angelſchnüren den Weg am Kanadian hinauf. Weit über die Fähre hinaus begab er ſich nach einer Stelle, wo er bei dem niedrigen Waſſerſtande den Strom zu durchreiten vermochte, und wo er, durch eine Flußbiegung bedingt, von der Fährhütte aus nicht geſehen werden konnte.

Es war am Tage des Vollmondes und die Sonne neigte ſich dem Untergange zu, als Adams, von einem derartigen Ausfluge heimkehrend, Charon auf dem Vorplatz der Fährhütte im Vorbeigehen begrüßte. Dieſer hatte einen leichten Arbeitswagen vor die Thür hingeſchoben und war im Begriff, ihn mit einigen Säcken Mais zu beladen.

„Alſo doch richtig gehört," fuhr Adams fort, nicht beachtend, daß Charon, von unbeſiegbarem Widerwillen erfüllt, ſeit ſeinem Eintreffen der Arbeit ſich eifriger hingab, „ich vernahm, Sie wollten nach Fort Smith, um Einkäufe zu beſorgen. Es hat den Anſchein, als möchten Sie zur Nacht aufbrechen."

„Heute nicht mehr," antwortete Charon, ohne ſich in ſeiner Beſchäftigung ſtören zu laſſen, „ich treffe nur meine Vorbereitungen, um morgen nicht damit aufgehalten zu werden."

„So machen Sie früh los?" forſchte Adams weiter.

„Die kühleren Morgenſtunden will ich zur Fahrt benutzen," hieß es eintönig zurück.

„Schade," meinte Adams mit einem Ausdruck erhen-

Digitized by Google

chelten Bedauerns, „auch ich will nach Fort Smith. Hätt' mich gern Ihnen angeſchloſſen — Zwei reiſen gemächlicher als Einer — aber vor Abend kann ich nicht fort."

„Nach Fort Smith?" fragte Charon, und er wußte nicht, ſollte er ſich mehr freuen, während ſeiner Abweſenheit den gefürchteten Strolch der Hütte und damit Molly fern zu wiſſen, oder Verdruß empfinden, bei einer Begegnung in der jungen Stadt von ihm beläſtigt zu werden.

„Gerade dahin," beſtätigte Adams, „und nochmals beklage ich, daß wir nicht mitſammen reiſen können; aber beim beſten Willen ſchaff' ich's nicht. Will's nur eingeſtehen: noch im Beſitz von einigen hundert Dollars, hab' ich mich auf 'ne Spekulation eingelaſſen, die mir vielleicht doppelt ſo viel einträgt. Pferde kaufte ich nämlich gerade ein halbes Dutzend; mit denen will ich öſtlich ziehen und 'ne Strecke am Arkanſas hinunter. Da gibt's weiße Farmer genug, die für 'nen guten Gaul gern 'nen guten Preis zahlen. Glückt die Angelegenheit, ſo ſetz' ich das Geſchäft fort, und ich denk', ein rechtſchaffener Handel ernährt ſeinen Mann. Das Faulenzen hab' ich ſatt, und Anderen übermäßig zur Laſt zu liegen, iſt ebenfalls nicht nach meinem Sinn. Nebenbei hantiere ich gern mit Pferden; 's iſt ja mein altes Metier."

Charon warf einen ſcheuen Seitenblick auf den Strolch. Er glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als er ihn plötzlich derartige Grundſätze offenbaren hörte. Zugleich erwachte der Argwohn in ihm, daß dieſer Wandlung irgend eine neue Teufelei zu Grunde liege.

Digitized by Google

„Wo haben Sie die Pferde?“ fragte er, wie um aus Gefälligkeit das Geſpräch nicht in's Stocken gerathen zu laſſen.

„Drüben auf der anderen Seite. Vor morgen Nachmittag werden ſie nicht heran ſein. Brech' ich gegen Abend auf, ſo lege ich bis übermorgen früh ein ordentlich Stück Wegs hinter mich.“

„So werde ich Fakit beauftragen, an meiner Stelle Ihnen bei Benutzung der Fähre hilfreiche Hand zu leiſten.“

Adams ſah verſtört darein, faßte ſich aber ſchnell und erwiederte gedehnt: „Laſſen Sie den, wo er zu Hauſe gehört. Ich halte den Weg auf der anderen Seite. Kreuzte ich mit den Gäulen den Strom hier, hätt' ich meine Noth, weiter unterhalb zurückzukreuzen, wollt' ich nicht bis in den Arkanſas hineinreiten. Der Teufel traue da der Furth. Hab' genug vom letzten Mal, als das Waſſer meinem Schimmel ſammt mir beinahe über den Kopf ſchlug.“

„Mir iſt's bequemer, auf dieſer Seite zu bleiben, zumal der Weg um ſo viel näher,“ verſetzte Charon, „es wäre alſo mit dem gegenſeitigen Geſellſchaftleiſten ohnehin nichts geworden. Wie lange dauert Ihre Abweſenheit?“

„Gegen acht Tage, je nachdem ich die Mähren an den Mann bringe.“

Charon athmete erleichtert auf und kramte eifriger zwiſchen den gefüllten Säcken.

„Sie kehren hierher zurück?“ fragte er.

„Ich wär' undankbar, geſchäh's nicht. Doch ich will

heim. Eine Stunde Wegs ist kein Spaziergang. Haben Sie noch etwas an den Kreek zu bestellen?"

„Nein. Einen Gruß mögen Sie indessen von mir ausrichten."

„Gern, gern, Herr Charon. Also auf gesundes Wiedersehen in Fort Smith. Finde ich ein gutes Angebot, so verkaufe ich auch meinen Schimmel sammt Sattel und Zaumzeug. Da macht sich's vielleicht, daß ich zur Heimkehr Sie um 'nen Platz auf Ihrem Wagen anspreche."

„Schwerlich," antwortete Charon, „denn in Fort Smith bleibe ich nicht länger, als von einem Nachmittag bis zum folgenden Morgen."

„Wir werden ja sehen, Herr Charon. Nochmals: Auf Wiedersehen und gute Nacht zu Ihnen," und mit den letzten Worten begab Adams sich auf die Landstraße zurück.

Charon, dessen Arbeit auf dem Wagen längst beendigt gewesen, nahm nunmehr auf der Bank Platz. Wie einer Verderben sprühenden Wolke, die vorüber gezogen, um vielleicht in der nächsten Stunde denselben Weg zurück einzuschlagen, blickte er dem gemächlich Einherschlendernden so lange nach, wie er ihm sichtbar. Hätte er ihm nur in das Gesicht schauen können, auf welchem ein teuflischer Triumph sich ausprägte, oder in die tückischen Augen, in welchen die Raubgier eines hungrigen Wolfs funkelte, so würde er schwerlich über sich gewonnen haben, Molly auch nur eine Nacht sich selbst zu überlassen. Doch auch jetzt noch lastete es auf ihm wie eine Ahnung drohenden Unheils.

Digitized by Google

Indem der Bär, ſeinen zottigen Pelz glättend, hart an ſeinen Knieen vorbeiſtreifte, ſah er auf, und vor ihm ſtand Molly. Freundlich verkündete ſie, daß das Abendeſſen ſeiner harre.

Charon blieb ſitzen.

„Adams will ebenfalls nach Fort Smith," hob er an, und entrüſtet fiel Molly ein:

„Zugleich mit Dir und auf unſerem Wagen?"

„Nein, mein Kind, wir reiſen auf verſchiedenen Wegen und zu verſchiedenen Tagesſtunden. Ich wollte nur andeuten, daß Du während meiner Abweſenheit keine Beläſtigungen von ihm zu befürchten haſt."

„Tommy hat einen grimmigen Haß auf ihn geworfen und verſteht es, ihn in reſpektvoller Entfernung zu halten," erwiederte Molly zuverſichtlich.

„Möchteſt Du nicht auf ſo lange zu Fakit überſiedeln, oder doch wenigſtens daſelbſt übernachten?" fragte Charon beſorgt.

Molly lachte in ihrer herzgewinnenden Weiſe.

„Und unſere ganze Habe unterdeſſen jedem Vorüberziehenden preisgeben?" fragte ſie zurück. „Wie manche Nacht verbrachte ich allein! Ich nehme Tommy zu mir in's Haus, Deine Gewehre ſtelle ich neben mein Bett, da fühle ich mich ſicherer, als bewachten mich zehn Männer."

„Wie Du willſt," verſetzte Charon in der Befürchtung, durch ferneres Zureden die eigentliche Urſache ſeiner Unruhe zu verrathen, wenn auch nur inſoweit, daß Molly Verdacht gegen ſich ſelbſt ſchöpfte. Er ſandte einen Blick nach dem vollen Monde hinüber, der ſich bereits eine

Digitized by Google

Strecke am Himmel emporgearbeitet hatte, und fügte hinzu: „Ich wollte Dir mit meinem Vorschlage entgegenkommen für den Fall, daß die Einsamkeit Dir zu viel werden sollte.“

„Sie wird mir nie zu viel,“ antwortete Molly, „in des verständigen Tommy Gesellschaft und bei der Arbeit kenne ich überhaupt keine Einsamkeit,“ und weiter plauderten die Beiden, indem sie in die Hütte eintraten und vor dem sauber gedeckten Tisch sich niederließen.

Eine halbe Stunde später, da saßen sie wieder vor der Thür bei einander. Der Mond hatte unterdessen nach dem Schwinden des Abendroths die unumschränkte Herrschaft für die Nacht übernommen. Mit bläulichem Licht schmückte er die gleichsam in Schlummer versenkte Landschaft. Gefallsüchtig spiegelte er sich auf der sein Bild neckisch verzerrenden beweglichen Wasserfläche des Kanadian. Anspruchlos unterbrach das nächtliche Thierleben die feierliche Stille der Natur.

Eine liebliche Nacht war es. Eine Stunde und noch eine hielt Charon seinen Liebling durch belehrende Erzählungen in Spannung, um dessen Müdigkeit auf den höchsten Gipfel zu steigern. Die Nacht des Vollmondes fürchtete er vorzugsweise. War die vorüber, so fühlte er sich beruhigter. Geschah es doch nur selten, daß Molly auch zu anderen Zeiten der Einwirkung ihrer Träume in unheimlicher Weise nachgab. — —

In der Entfernung zweier Tagereisen südlich vom Kanadian verfolgte zu derselben Zeit ein Trupp Reiter seinen Weg eilfertig nach Norden, und zwar in der Rich-

tung nach der Fähre. Ihrer neun waren es, zähe, ſonnverbrannte Farmergeſtalten, und Alle bewaffnet mit Büchſe und Piſtolen. Bei ihnen befand ſich Milford. Einige Tagereiſen weiter ſüdlich waren ſie, angelockt durch den Rauch des Lagerfeuers, zu ihm geſtoßen. Zunächſt hatten ſie ſich erkundigt, ob man einer von mehreren Indianern getriebenen Heerde von ſechs Pferden anſichtig geworden. Da weder Milford noch einer ſeiner Leute darüber Auskunft zu ertheilen vermochten, ergaben weitere Geſpräche, daß die Grenzer ſeit vier Tagen in der Verfolgung verwegener Steppenräuber begriffen, die allerdings einen erheblichen Vorſprung gewonnen haben mußten. Man hoffte indeſſen, ſie ſchließlich dennoch einzuholen, nachdem ſie, in Sicherheit gewiegt, die Eile ihrer Flucht gemäßigt haben würden. Sie beſtanden darauf, dieſes Mal ein warnendes Beiſpiel zu geben, um den in neuerer Zeit ſich bedenklich wiederholenden Einbrüchen in die Anſiedelungen Einhalt zu thun. Außerdem wußten ſie von einem weißen Räuber zu erzählen, der ſechs Wochen früher in ein Blockhaus, deſſen Bewohner gerade beim Heuwerben, eingedrungen ſei, und nicht nur, nachdem er ſeinen Genoſſen ermordet, ſich des vorhandenen Geldes bemächtigt habe, ſondern auch des ganzen Reitzeugs, um mit den in der Nachbarſchaft geſtohlenen Pferden ſeine Flucht leichter bewerkſtelligen zu können. Bei ihm hatten ſich zwei Indianer befunden, und deren Schlauheit ſchrieben ſie es zu, daß ſie, beim Nachſetzen durch verſchlungene Fährten irre geführt, ſich endlich gezwungen ſahen, von einer weiteren Verfolgung abzuſtehen.

Digitized by Google

„Sechs Wochen iſt es her, ſeitdem der Raub ausgeführt wurde?“ fragte Milford, welcher den etwas verworrenen Mittheilungen aufmerkſam gelauſcht hatte.

„Sechs Wochen, einige Tage mehr oder weniger,“ hieß es geſpannt zurück.

„Sahen Sie den Räuber, ich meine den weißen?“ forſchte Milford weiter.

„Wir nicht,“ antwortete ein vierſchrötiger alter Burſche erbittert, „aber meine Frau beobachtete den Schurken vom Hausboden aus, wie er unſere ganzen Erſparniſſe einſackte, und 'ne ſchwere Krankheit hatte ſie davon, daß er vor ihren ſichtlichen Augen ſeinem Genoſſen — geſchah ihm freilich recht — das Meſſer in den Leib ſtieß. Sie beſchrieb ihn als einen bereits ergrauten, verkommenen Geſellen mit gelbem Haar und rothem Bart.“

„Ritt er einen Schimmel?“ fragte Milford nunmehr dringlicher, denn tief beunruhigte ihn der Gedanke, daß ein wirklicher Verbrecher in nachbarliche Beziehungen zu den Bewohnern der Fährhütte getreten. Indem er ſich aber deſſen rohes Auftreten vergegenwärtigte, den Widerwillen Molly's gegen ihn und die Scheu, welche Charon vor ihm verrieth, wälzte es ſich wie eine Ahnung kommenden Unglücks auf ſeine Seele.

„Ob er einen Schimmel ritt, weiß ich nicht,“ nahm ein anderer Farmer alsbald wild auffahrend das Wort, „aber unter den fünf geſtohlenen Pferden befand ſich ein Apfelſchimmel, und der war der meinige und ein ſo ſchöner kräftiger Gaul, wie nur je einer die texaniſchen Weiden zierte.“

Digitized by Google

„Wohlan," fuhr Milford erregt fort, „ſo weiß ich, wo Ihr zur Zeit den Schurken findet, wenn's Euch nicht zu viel, noch vier Tage im Sattel zu bleiben und den Pferden kein Gras unter den Hufen wachſen zu laſſen."

„Zehn," hieß es mit feindſeliger Entſchloſſenheit zurück, „ſogar drei Wochen, wenn es ſein muß. Stahl er mir damals mein beſtes Thier, wird er auch bei dieſem letzten Raub 'ne Hand mit drinnen haben; waren's nur Indianer von der Prairie, ſo hätten ſie ihren Weg mehr weſtlich genommen."

Milford ſchilderte darauf die Verhältniſſe bei der Fähre und hob hervor, daß der Schimmelreiter ſich in deren Nachbarſchaft häuslich niedergelaſſen habe, es alſo leicht ſei, ſich des Ahnungsloſen zu bemächtigen. Dadurch wurde den Grenzern zunächſt ein beſtimmtes Ziel gezeigt. Es ſchwand damit die Nothwendigkeit, den oft ſchwer inne zu haltenden Fährten und auf Täuſchungen berechneten Umwegen zu folgen; außerdem war man nicht an's Tageslicht gebunden, ſondern konnte zur Fortſetzung der Verfolgung die kühleren mondhellen Nächte wählen.

Bei Milford bedurfte es nur des Vorſchlages, ſich den erbitterten Farmern anzuſchließen und ſie auf der von ihm vermeſſenen, alſo kürzeſten Linie zu führen. Noch ſelbigen Abends brach er mit ihnen auf, nachdem er zuvor mit Sparewood die entſprechenden Verabredungen über ihre beiderſeitigen Bewegungen getroffen hatte. Wenn die Grenzer aber ſchon zur Eile trieben, ſo wäre er ſelbſt der Letzte geweſen, auf Schonung der Pferde zu dringen. Eine marternde Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt. Die ſchreck-

Digitized by Google

lichſten Bilder ſchwebten ihm vor. Krankhaft ſehnte er den Augenblick herbei, in welchem er vor Molly hintreten würde, um ſich von ihrem Wohlergehen zu überzeugen. — —

Die Sonne hatte ſich folgenden Morgens der öſtlichen Waldung noch nicht entwunden, als Charon mit ſeinem Wagen in den Landweg einbog. Eine Stunde ſpäter, da begab Adams nach einem tüchtigen Morgenmarſch ſich in dem Hohlwege zum Kanadian hinunter. Dort wendete er ſich in gewohnter Weiſe ſtromaufwärts. Träge ſchritt er einher. Um ſo lebhafter funkelten dafür ſeine Augen. Im Uebrigen trug ſein gedunſenes, verwittertes Geſicht einen ſorgloſen, zufriedenen Ausdruck. Was auch immer ihm vorſchweben mochte: den Erfolg ſeiner hinterliſtigen Pläne betrachtete er als geſichert. Auf der von ihm bevorzugten Angelſtätte eingetroffen, ordnete er nachläſſig ſeine Geräthe. Vier Schnüre warf er aus, und dieſe vorläufig ihrem Schickſal überlaſſend, ging er eine kurze Strecke zurück. Auf einer Stelle hart am Rande des Waſſers, wo in geringer Entfernung vor ihm die eilenden Fluthen einen kleinen trichterförmigen Winkel bildeten, blieb er ſtehen. Eine Weile betrachtete er das Spiel des Waſſers aufmerkſam. Dann ſpähte er mit einer Schärfe um ſich, die wenig im Einklang mit dem Weſen eines ſorgloſen Anglers. Nachdem er ſich überzeugt zu haben glaubte, daß er von keiner Seite beobachtet werde, that er einen Schritt in den dort ſeichten Fluß hinein. Bedachtſam ſenkte er beide Fäuſte in den Wirbel, und einen unſichtbaren Gegenſtand packend, begann er mit aller Kraft zu rütteln

Digitized by Google

und zu ziehen. Anfänglich ſchwer, allmählig aber leichter, gab derſelbe nach, und als er auf's Trockene zurückſchritt, hielt er vor ſich einen unten zugeſpitzten, etwa drei Fuß langen Stab von der Dicke eines ſtarken Daumens. Gemächlich ſetzte er ſich nieder, und den Stab aufmerkſam betrachtend, ſchien er ernſt nachzudenken. Deſſen oberes Ende war in der Breite einer Hand noch mit grüner Rinde bedeckt. Dann folgte ein ebenſo langes geſchältes, und abermals ein berindetes von gleichem Maße, von wo ab der ganze Reſt des Stabes weiß geſchabt war. An den in regelmäßigen Zwiſchenräumen folgenden feinen Schnittmalen ließ ſich erkennen, daß der Stock urſprünglich bis zur Spitze hinab derartig verziert geweſen.

Um ſeiner Berechnung ſicher zu ſein, begann Adams von der Spitze an aufwärts laut zu zählen, wobei er jedesmal den Daumen auf eine Kerbe legte.

„Erſte Nacht," hieß es da, „erſter Tag. Zweite Nacht, zweiter Tag. Dritte Nacht, dritter Tag. Vierte Nacht — ſtimmt auffällig," und ſein Meſſer hervorziehend, entfernte er das vorletzte Rindenmerkmal.

Damit zu Stande gekommen, ſprach er weiter: „Die vierte Nacht verſtrichen, folgt der heutige Tag. Iſt der zu Ende, ſetzt die fünfte und letzte Nacht ein. Wär's heute nichts geworden, hätte ein neues Kerbholz angeſchafft werden müſſen."

Prüfend umſpannte er das obere noch grüne Ende des Stabes, und einmal im Selbſtgeſpräch begriffen, fuhr er fort, wie um dadurch ſeinem Ohr zu ſchmeicheln: „Das braune Geſchmeiß ſchreibt 'ne deutlichere Schrift, als

mancher ſtudirte Profeſſor. Verdammt ſchlaue Hunde. Der Teufel hätt's nicht geglaubt: einander nicht ſehen, von Keinem geſehen werden und doch mit einander reden. Fünfte und letzte Nacht," wiederholte er ſinnend, „das ſtimmt; brauch' nur die Stunde zu vermerken," und die noch vorhandene Rinde mit den Augen meſſend, ließ er auf deren Mitte die Schneide des Meſſers herumgleiten. Abwärts von dieſem Merkmal entfernte er darauf die Rinde, die letzten Schnitte mit den Worten begleitend: „Fünfte Nacht halb fort, bleibt Mitternacht, um das zu verſtehen, braucht man nicht leſen und beten gelernt zu haben."

Wohlgefällig betrachtete er ſein Werk. Zum Schluß nickte er ihm freundſchaftlich zu, und ſich erhebend, trat er wieder in den Fluß. Ungefähr auf derſelben Stelle, auf welcher er ihn hervorgezogen hatte, ſchob er den Stab wieder in den nachgiebigen Sand, und zwar ſo tief, daß das Waſſer im ſchnellen Einherrieſeln, wie zuvor, den kleinen Trichter oberhalb deſſelben bildete.

„Das ſtimmt," ſprach er abermals in Gedanken, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Wirbel von einem mit dem Verfahren Vertrauten nicht überſehen werden konnte, „glückt das Andere nicht ſchlechter, ſo iſt uns Allen geholfen. Nur den Kreeks und Choctaws verdorren die Felder und verſeuchen die Heerden," und im Uebermaß ſeines Ergötzens lachte er laut über den Strom hin.

Als er bei den Angeln eintraf, entdeckte er, daß an zwei Schnüren heftig gezerrt wurde. Gleich darauf lagen zwei große dickköpfige Katzenfiſche neben ihm auf dem Sande.

Digitized by Google

Und wiederum brach ſein Behagen ſich in einigen Flüchen und halblaut geſprochenen Worten Bahn.

„Iſt's heute kein glücklicher Tag, ſo gibt's überhaupt keinen," hieß es da mit dem gewohnten häßlichen Grinſen. „Woran ich die Hand lege, das gelingt, und handelt es ſich nur um ein Gericht Fiſche."

Angeſichts der leicht gewonnenen Beute erloſch ſein Jagdeifer. Bedächtig packte er die Geräthe zuſammen, und einen gedrehten Weidenzweig durch die Kiemen der Fiſche ziehend und um ſein Handgelenk ſchlingend, begab er ſich in ſeiner trägen Weiſe auf den Heimweg. Bot er an ſonſtigen glücklichen Tagen in der Fährhütte von ſeiner Beute einen Antheil an, ſo ſchlich er heute an derſelben vorbei, ohne auch nur einen Blick hinüberzuſenden. Es rief faſt den Eindruck hervor, als hätte er befürchtet, von Molly geſehen, wohl gar angeredet zu werden. —

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Auf der Jagd nach dem Zaubermädchen.

Nachdem Charon, begleitet von Molly's herzlichſten Wünſchen, von dem Vorplatz in den Landweg eingebogen war, hatte das junge Mädchen ſich ohne Zeitverluſt an die gerade fällige Arbeit begeben. Ihre heimlichen Träumereien bekämpfend und dem Einfluß des thauigen Morgens unterworfen, war ſie ſo glücklich wie die Vögel, die in reicher Zahl die Nachbarſchaft der Hütte belebten, regſam wie die wilden Bienen, welche in hohlen Bäumen Honig zuſammentrugen, ſorglos wie die ſchillernden Falter, Gold-

käfer und funkelnden Kolibris, die gewiſſermaßen das lebendige Geſchmeide der Blumenbeete bildeten. Ihr von Geſundheit ſtrotzender Körper verlangte unabläſſige Bewegung, ihr Geiſt dagegen heitere Eindrücke, hatte Charon ihr eingeprägt, und das galt ihr heilig wie das Evangelium.

So ging der Tag ihr unter den Händen dahin. An Menſchen hatte ſie gegen Abend nur einige Cherokeſen geſehen, welchen ſie nach dem jenſeitigen Ufer hinüberhalf. Sie kamen von dem Kreek, bei welchem Adams ſich in Koſt befand. Von ihnen erfuhr ſie zu ihrer Befriedigung, daß dieſer in der That ſchon Nachmittags ſeine Reiſe nach Fort Smith, wie es hieß, angetreten habe, ſie alſo nicht Gefahr lief, dem ihr widerwärtigen Menſchen in nächſter Zeit zu begegnen. Vielleicht etwas früher als ſonſt begab ſie ſich zur Ruhe. Furcht kannte ſie nicht, zumal Tommy ſein Nachtlager auf dem kleinen Hausflur angewieſen erhalten hatte. Sich niederlegen und einſchlafen fiel bei ihr gewiſſermaßen in Eins zuſammen; dann umlagerte tiefe Stille die einſame Heimſtätte. —

Die Nacht ſchritt vor. Höher ſtieg der Mond, die Ränder einer niedrigen Wolkenſchicht verſilbernd, die im Süden langſam über die Baumwipfel hinausgeſchlichen und dann anſcheinend ſtehen geblieben war. Matte röthliche Lichter zuckten aus derſelben; es erinnerte an das Blinzeln verſchlafener Augen. Die kühle, thaufeuchte Atmoſphäre liebkoſte gleichſam Baum und Strauch, Blumen, Gräſer und Kraut, indem ſie ihnen nach der Erſchöpfung durch die Tageshitze neue Kraft und Lebensluſt

zutrug. Ein vereinzelter Ziegenmelker umschwärmte die Hütte in bald engeren, bald größeren Kreisen, seinen melancholischen Ruf einend mit den endlosen Trillern der Baumgrillen, dem verstohlenen Zirpen der Heimchen und dem geheimnißvollen Glucksen des Wachtelhahns, der auf dem Vorplatz seine junge Familie zusammenlockte. —

Es mochte eine halbe Stunde vor Mitternacht sein und doppelt so lange, seitdem Molly ihr Lager aufsuchte, als der Wachtelhahn plötzlich mit einem ängstlich gedämpften Ton abschloß. Gleich darauf erhob sich die ganze Familie surrend und flog dem nahen Dickicht zu. Die Gestalt eines Mannes war auf dem Ufer des Hohlweges aufgetaucht und dort, offenbar infolge des unerwarteten Geräusches, stehen geblieben. Erst nach längerem Lauschen schlich sie, so viel wie möglich den Schatten der Bäume suchend, nach der umgebrochenen Sykomore hinüber. Indem sie hart an den Uferrand trat, wo die Beleuchtung des Randes sie voll traf, wäre auch auf weitere Entfernung das breite, wilde Gesicht Adams' zu erkennen gewesen. Behutsam nach vorn sich neigend, spähte er in die Tiefe hinab. Nichts entdeckte er da unten, was seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, nichts, als er nach beiden Seiten über den Sandstreifen zwischen Wasser und Uferwand hinlugte. So blieb auch das Zischen, welches er in das Brombeergerank und Weidengestrüpp gerade unterhalb seines Standpunktes hinabsandte, unbeantwortet.

Sichtbar enttäuscht kehrte er sich um, und gewohnheitsmäßig, wenn heftig erregt, murrte er vernehmlich vor sich hin: „Sollten die Esel mich mißverstanden haben?

Verdammt; der Schnitt um den Stock war doch wie abgezirkelt; aber es kann noch nicht Mitternacht sein —“ er verstummte. Sein Blick hatte den kleinen Blockbau gestreift. Zugleich entdeckte er, daß die Thür weit offen stand.

„Das sieht aus, als wären die schlauen Hunde schon hier gewesen,“ spann er seine Betrachtungen weiter. „Um so besser,“ und mit vorsichtigen Bewegungen näherte er sich der Hütte.

Bevor er eintrat, lauschte er wieder. Nichts rührte sich im Inneren, und von dem Bären wußte er, daß er, wenn schlafend, mit leisem Grunzen an seinen Krallen saugte. Die Hütte war also leer. Trotzdem zog er die Pistolen aus dem Gurt, um im Falle eines Angriffs gerüstet zu sein, und noch behutsamer schlich er auf den schmalen, durch das Mondlicht dürftig erhellten Flurgang. Argwöhnisch um sich spähend, tastete er nach dem Fallriegel der Zimmerthür. Auch diese war nur angelehnt, ihn überzeugend, daß die Komanches ihm zuvorgekommen waren und ihr Werk bereits beendigt hatten.

Wie in dem Vorzimmer, herrschte in dem Molly's Todtenstille. Dadurch vollständig sicher gemacht, entzündete er ein Schwefelholz. Gleich darauf brannte ein auf dem Tisch stehen gebliebenes Licht. Mit demselben in der Hand begab er sich in die Kammer. Der erste Blick belehrte ihn, daß Molly schon im Bett gelegen hatte, bevor die Komanches, wie er wähnte, sich des schlafenden Mädchens bemächtigten.

Bei dieser Entdeckung leuchtete zügelloser Triumph in

Digitized by Google

ſeinem Geſicht auf. Seine letzte Beſorgniß war geſchwunden, und haſtig, jedoch mit der Sicherheit eines geübten Einbrechers, ging er an das Werk, welches er mit ſo viel Geduld und Argliſt eingeleitet hatte.

Wo Charon Geld und Papiere aufbewahrte, wußte er. Er hatte es ausgekundſchaftet, wenn derſelbe ihm kleine Summen zur Beſtreitung der Unterhaltungskoſten einhändigte. Und in einer Gegend, in welcher er nie den kleinſten Angriff auf ſein Eigenthum erfuhr, nicht einmal für nöthig hielt, zu Zeiten ſeiner und Molly's Abweſenheit die Hausthür zu verſchließen, wäre es ihm nimmermehr eingefallen, für den werthvolleren Theil ſeiner Habe noch ein beſonderes Verſteck einzurichten. Zuverſichtlich trat der Räuber vor den Tiſch hin. Deſſen Schiebekaſten war verſchloſſen, für ihn kaum ein Hinderniß; denn den Rand der Tiſchplatte mit beiden Fäuſten packend, zugleich das untere Geſtell mit dem Knie an die Wand preſſend, brach er ſie ohne große Mühe los. Bedächtig leuchtete er in den Kaſten hinein. Zwei kleine Korbmulden, deren eine bis zur Hälfte mit Silbergeld gefüllt, wogegen die andere eine nicht unerhebliche Anzahl Goldſtücke enthielt, ſtanden vor ihm. Doch mehr als dieſe feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit ein verſiegeltes Packet, augenſcheinlich Briefſchaften enthaltend. Schnell hob er es empor, dann las er deſſen unzweifelhaft an Molly gerichtete Aufſchrift:

„Nach meinem Tode zu öffnen; die darin enthaltenen Briefe an ihre Adreſſen abzuſenden, den Reſt ungeleſen zu verbrennen.“

„Das iſt's,“ keuchte er im Uebermaß ſeiner Befriedi-

gung, indem er das Packet zwiſchen ſeinen Fäuſten drehte, „das iſt's, was ich gebrauche. Jetzt mag Alles kommen, wie es will," und mit teufliſchem Hohn ſchob er es in die Bruſttaſche. Sinnend betrachtete er das Geld. Er ſchien ſich zu fragen, ob er es mitnehmen oder der eigenen Sicherheit wegen zurücklaſſen ſolle. Doch die Gier, welche beim Anblick des blanken Goldes in ihm erwachte, überwucherte ſchnell alle anderen Empfindungen, ſelbſt die der Vorſicht. In Ueberſtürzung, wie um nicht ſchwankend zu werden, leerte er die Mulden in ſeine Taſchen aus, und nachdem er die Tiſchplatte nothdürftig in ihre alte Lage zurückgebracht hatte, verlöſchte er das Licht.

„Wer das Mädchen ſtahl, hat auch Geld und Papiere genommen," beſchwichtigte er ſeine letzten Bedenken, „und daß ich's nicht war, will ich Allen deutlich genug beweiſen."

Eiligen Schrittes verließ er die Hütte. Gleich darauf befand er ſich auf der Landſtraße, derſelben aufwärts folgend. Nur bis an das Ende des Maisfeldes begab er ſich. Dort drang er in das Gehölz ein, um nach kurzer Zeit auf ſeinem Schimmel wieder im Freien zu erſcheinen und die Richtung nach dem Fluß hinunter einzuſchlagen. Um den Prahm herumreitend, ſuchte er zunächſt durch Ergreifen des Tau's einen Halt zu gewinnen. Dann trieb er ſein Pferd dem jenſeitigen Ufer zu, wobei er das naſſe ſchlaffe Tau durch ſeine Hand gleiten ließ. Ob das Waſſer bis hoch nach dem Sattel hinaufſchlug, der Schimmel ſogar gezwungen war, eine Strecke ſchwimmend zurückzulegen, kümmerte ihn wenig. Sein Raub war ge-

Digitized by Google

glückt; er kannte daher nur die einzige Aufgabe, ſich ſchleunigſt aus der gefährlichen Nachbarſchaft der Stätte ſeines Verbrechens zu entfernen.

Wohlbehalten erreichte er das jenſeitige Ufer. Dort folgte er dem ſüdlich laufenden Wege bis dahin nach, wo die Fort Smith-Straße ihn kreuzte und er zugleich der ſeiner dort harrenden ſechs Pferde anſichtig wurde. Bereits zuſammengekoppelt, führte ein Komanche ſie ihm zu, und ohne einen Verſuch, mit dem der engliſchen Sprache nicht Kundigen ſich zu verſtändigen, ritt er in öſtlicher Richtung davon.

Auch der Indianer ſäumte nicht, ſondern eilte auf dem Wege, welchen Adams gekommen war, an den Fluß. Dort befeſtigte er Bogen, Köcher und Gamaſchen mittelſt des Schurzes auf ſeinem Kopf, und abwechſelnd watend und ſchwimmend, ſtrebte er der anderen Seite zu. In der Nähe des Prahms erreichte er trockenen Boden. Geräuſchlos ſchlüpfte er nach der ſchroffen Uferwand hinüber, wo er ſich unterhalb des über ihn hinausragenden Sykomorenaſtes in das Geſtrüpp verkroch. Zwei ſeiner Stammesgenoſſen fand er bereits vor. Dieſelben hatten ſich zu der Zeit, welche Adams in der Hütte verbrachte, daſelbſt in den Hinterhalt gelegt. —

Genau nach Maßgabe der auf dem Signalſtock eingeſchnittenen Zeichen, hatten die wilden Steppenräuber ihre Bewegungen ausgeführt. Lange vor der anberaumten Zeit waren ſie in der Uferwaldung bis auf etwa tauſend Ellen an die Hütte herangeſchlichen, wo ſie in einer, die hohe Uferwand tief kerbenden Regenſchlucht ſich verborgen

hielten. Ihrer acht, darunter Howunni, der Dolmetscher, waren es. Von diesen trennten sich indessen zwei, um am Wasser hin sich nach der Fähre zu begeben und gemeinschaftlich mit dem von der anderen Seite herüberkommenden Gefährten das vielleicht durch den Hohlweg fliehende Mädchen in Empfang zu nehmen. Außerdem befanden sich zwei Mitglieder der Bande bei den Pferden, die gesattelt und gezäumt in der Nachbarschaft auf geeigneter Stelle bereit gehalten wurden. So vertheilt harrten Alle auf das verabredete Zeichen, durch welches Adams sie zum gemeinschaftlichen Handeln bei der Hütte zusammenrufen sollte. Das Bewußtsein, in nächster Zeit mit einem übernatürlich begabten Wesen in Verkehr zu treten, wie zu der Aufgabe berufen zu sein, eine für das Wohl des ganzen Stammes so wichtige Entscheidung herbeizuführen, hatte die Phantasien überreizt und die Gemüther in krankhafte Spannung versetzt. Daneben wirkte die Furcht, durch einen falschen Schritt oder eine übereilte Bewegung die Zauberkraft, von der man Alles hoffte und erwartete, zu beeinträchtigen, wenn nicht gar gänzlich zu stören. Sogar das Wetterleuchten im Süden brachten sie in Beziehung zu ihrem Unternehmen und der geheimnißvoll wirkenden Begabung Molly's. Und so verhielten sich Alle so still und regungslos, wie das Gesträuch und Gestein ringsum. An ihren Athemzügen zählten sie gewissermaßen die Minuten ab, welche sie noch von dem hinterlistigen Angriff trennten.

Nur die beiden unten auf dem Flußstrande befindlichen Genossen regten sich noch, indem sie behutsam dem

ihnen zugewieſenen Verſteck zuſchlichen, nach jedem neuen Schritt argwöhniſch lauſchend und um ſich ſpähend.

Eine mäßige Strecke lag noch zwiſchen ihnen und ihrem Ziel, als ſie plötzlich eine hell gekleidete Geſtalt aus dem Hohlweg treten und am Waſſer hin ſtromaufwärts wandeln ſahen. Eine derartige Möglichkeit hatte freilich außerhalb des Bereiches ihres Denkens, alſo auch der allgemeinen Berathung und der aus dieſer hervorgehenden Pläne und Aufträge gelegen. Wären die beiden Späher aber noch über Molly's Perſönlichkeit in Zweifel geweſen, ſo würde der ihr auf dem Fuße nachfolgende Bär ſie alsbald eines Anderen belehrt haben. Ihre nächſte Empfindung war daher die einer von zügelloſem Aberglauben getragenen Rathloſigkeit, und dieſer nachgebend, verſanken ſie gleichſam in dem Geſtrüpp, welches ſeitwärts von ihnen die Uferwand bekränzte. Dort lagen ſie wie Todte. Nicht durch das leiſeſte Zeichen wagten ſie, ſich mit einander zu verſtändigen. Kein anderer Gedanke fand in ihren Köpfen Raum, als der an die Gefährdung der gewaltigen Zauberkraft der wunderbaren Erſcheinung, deren Wirkung ſie an ihrem ſchnelleren Blutumlauf und verkürztem Athem zu fühlen glaubten. Unter der Wucht der auf ihnen laſtenden Verantwortlichkeit, im Falle das Unternehmen mißlang, gewährte es ihnen eine gewiſſe Beruhigung, daß Molly eine Richtung verfolgte, in welcher ſie den Genoſſen in die Arme gehen mußte.

Und Molly war es in der That. Nur ganz kurze Zeit hatte ſie geſchlafen, als die räthſelhafte Neigung des

Nachtwandelns, welche mit dem Zunehmen des Mondes wuchs, jedoch so lange durch Charon's unermüdliche Fürsorge in Schranken gehalten worden, sich plötzlich mit erhöhter Gewalt Bahn brach. Anstatt, wie Charon so viele Jahre hindurch beobachtete, mit dem Mondwechsel einzuschlummern, hatte das unheimliche Leiden denselben dieses Mal überdauert. Dazu mochten beigetragen haben der jäh abgebrochene Verkehr mit Milford und die muthig bekämpfte Erinnerung an ihn, die heimliche Angst vor Adams und endlich der Einfluß der am Himmel stehenden Gewitter. So war sie hinausgewandelt ziellos, planlos, wie eben in Träumen Ereignisse und Bewegungen nicht durch den eigenen Willen gelenkt werden können. Die beiden Komanches dagegen, anstatt die Gelegenheit zur Ueberwältigung ihrer Beute willkommen zu heißen, schauderten zurück, als Molly eine kurze Strecke vor ihnen stehen blieb, über den mondbeleuchteten Wasserspiegel hinweg die wetterleuchtende Wolkenwand eine Weile anscheinend aufmerksam betrachtete und mit unerschütterlicher Ruhe weiterschritt. Der Bär hatte unterdessen das sie bergende Gestrüpp harmlos beschnuppert. Es lag eben nicht in seiner Natur, ähnlich den Hunden, derartige Entdeckungen durch lautes Kundgeben zu verrathen, und gleich darauf befand er sich wieder in den Fußspuren seiner Herrin. Mit angehaltenem Athem sahen die beiden Räuber die ihre Phantasie in Flammen setzende Erscheinung dicht vor sich vorübergleiten. Alles, was sie von Zauberei und übernatürlichen Dingen je gehört hatten, Alles, was ihre ungeschulten Gemüther bis zu einem gewissen Grade um-

nachtete: hier sahen sie es nicht nur verwirklicht, sondern sogar in unerhörter Weise übertroffen. Für einen Geist hielten sie die stille Gestalt, welcher, sich vervielfältigend, die sterbliche Hülle verlassen habe, um im weiten Umherschweifen den Feldern und Heerden der angesiedelten Stämme befruchtenden Zauber zuzutragen, dem in der Ferne zögernden Gewitterregen eine bestimmte Bahn vorzuschreiben.

Zagend blickten sie ihr nach, bis sie endlich weit abwärts vor ihren Augen verschwand, als wäre sie von der sich öffenden Uferwand verschlungen worden. Bis zur Muthlosigkeit eingeschüchtert und doch von dem Willen durchdrungen, nicht durch eigenmächtige, also unvorhergesehene Bewegungen das Unternehmen zu gefährden, hielten sie sich auch jetzt noch an die empfangenen Vorschriften. Längere Zeit säumten sie indessen noch, bevor sie wagten, ihr Versteck zu verlassen und mit dem bei der Fähre unterhalb der Sykomore zu vertauschen.

Eine Weile verstrich darauf in tiefer Stille, und sie berechneten am Stande des Mondes, daß Mitternacht vorüber, als Hufschlag aus dem Hohlwege zu ihnen herüberdrang, Adams auf seinem Schimmel aus demselben hervortrabte und sich schleunigst durch den Fluß hindurcharbeitete. Ihnen galt dies als Zeichen, daß der Zeitpunkt des Handelns gekommen. Mit erhöhter Spannung lauschten sie daher stromaufwärts, von woher die Genossen sich voraussichtlich nunmehr in Bewegung setzten, und erwartungsvoll, von neuen Hoffnungen beseelt, sahen sie der nächsten Zukunft entgegen. Nur einmal noch

wurden ſie geſtört, als der Gefährte, welcher Adams die Pferde übergeben hatte, ſich ihnen zugeſellte, dann herrſchte wieder lautloſe Stille nah und fern. —

Auch in der Regenſchlucht hatte man die Zeit nach dem Stande des Mondes berechnet. Da Mitternacht vorüber und das verabredete Signal immer noch auf ſich warten ließ, mit dem Entſchwinden der Minuten aber das glückliche Entkommen nach vollbrachter That ſchwieriger wurde, ſo begann man unruhig zu werden. Es brach ſich der Argwohn Bahn, von Adams hintergangen worden zu ſein, wobei man nur den Troſt gehabt hätte, daß es nicht die eigenen Pferde, welche dem mißlungenen Unternehmen geopfert worden. Flüſternd beſprachen die fünf Gefährten noch alle Möglichkeiten, zu dem Entſchluß hinneigend, ſich näher an die Hütte heranzuziehen, als durch eine leichte Bewegung ihre Aufmerkſamkeit nach der Schluchtmündung hinübergelenkt wurde. Wäre aber ein Wetterſtrahl, ſie Alle lähmend, auf ſie niedergefahren, ſo hätten ſie nicht verſtörter daſitzen können, als jetzt, da ſie Molly in der vollen Beleuchtung des Mondes und der flackernden Blitze im Hintergrunde daſtehen ſahen. Wie zuvor die beiden Späher, beherrſchte auch ſie jetzt der Bann eines wilden, wirren Aberglaubens. Starr hingen ihre Blicke an der ſchlanken Geſtalt, welche die überreizte Phantaſie erſchreckend vergrößerte. Um ſo bedrohlicher wehte es ſie daher an, als Molly nach kurzem Zögern in die Schlucht hineinſchritt, alſo in unmittelbarer Nähe vor ihnen vorüberkommen mußte. Denn einander gegenüber ſaßen die fünf braunen Räuber, nur getrennt

durch das ſchmale trockene Bett des zeitweiſe dem Kanadian zufließenden Regenwaſſers, in welches ihre Füße hinabhingen, mithin nahe genug, um ſich gegenſeitig die Hand reichen zu können.

Von Grauen erfüllt, gewahrten ſie, daß Molly gerade den gangbaren Boden des Bettes zu ihrem Wege gewählt hatte. Sich von ſeinem Platz zu entfernen, wagte Keiner. Nur feſter an das Erdreich ſchmiegten ſich Alle an, in der Hoffnung, von der geiſterhaften Erſcheinung überſehen zu werden. Und doch war es ſo hell, wie es bei klarem Himmel einen Tag nach dem Vollmonde nur ſein konnte. Wenn ſie aber die befremdende Geſtalt in allen Theilen genau zu unterſcheiden vermochten, ſo hatten ſie ſelbſt wenigſtens den verſchwindend kleinen Vortheil des dunklen Hintergrundes für ſich.

Und näher kam Molly und deutlicher zeichneten ihre Geſichtszüge ſich aus. Beſtürzt ſuchten Alle die geſchloſſenen Augen des lieblichen Mädchens, deſſen Antlitz das bläuliche Mondlicht eine eigenthümliche Leichenfarbe verlieh. Keiner vermochte ſich der Ueberzeugung zu erwehren, daß es nicht ein Weſen von Fleiſch und Bein, welches anſcheinend auf ſie zuſchwebte, ſondern ein durch Zauberei hergeſtelltes Trugbild, welches bei der leiſeſten Berührung in nichts zerfließen würde. Und ſo beherrſchte Grauſen ſie in einem Maße, daß ſogar der Gedanke an den Segen, welchen das Mediciumädchen ihrem Stamme zutragen ſollte, erſtickte.

Ruhigen, ſicheren Schrittes bewegte Molly ſich endlich zwiſchen den Räubern hindurch, und jetzt erſt wurden ſie

des Bären ansichtig, der ihrer nicht mehr achtete, als des in das Bett hineinragenden Gesteins. Den Einen und den Anderen beschnupperte er wohl flüchtig, worauf er die Luft geräuschvoll durch die Nase von sich stieß; allein selbst diese durchaus natürlichen Bewegungen wirkten verwirrend auf die beängstigten Gemüther ein. Sie wurden dadurch bestärkt in der Ueberzeugung, daß er ebenfalls ein Geschöpf höherer Art und daher menschlichen Angriffen unzugänglich.

Noch befand der Bär sich zwischen den letzten Komanches, als Molly vor einer Abstufung des Bettes stehen blieb, sich seitwärts wendete und, eine bloßgespülte Wurzel als Halt benutzend, nach dem Ufer gleichsam hinaufschwebte. Dort hielt sie an, wie um durch die geschlossenen Lider hindurch einen Blick über die eingeschüchterten Räuber hinzusenden. Der Dolmetscher hatte sogar die Empfindung, als ob ihre Augen auf ihn gerichtet gewesen wären, und seinen ganzen Muth zusammenraffend, vielleicht auch in der dumpfen Absicht, die räthselhafte Erscheinung zerfließen zu machen, fragte er hinauf: „Will die schöne Freundin mit dem berühmten Zauber mich begleiten? Ich führe sie zu einem guten Pferde. Sie soll bequem sitzen. Zwei Büffelhäute und ein weich gegerbtes Pantherfell bedecken den Sattel.“

Molly, deren Säumen vom Zufall abhängig gewesen, kehrte ihr Antlitz nach der anderen Seite hinüber. Wo das lauteste Geräusch sie nicht ermuntert hätte, mußten die an sie gerichteten Worte ungehört verhallen. Obwohl sie die Augen nicht öffnete, schien sie die Höhe des neben

ihr aufſtrebenden Uferabhanges mit den Blicken zu meſſen, und leicht, wie auf ebener Erde ſich einherbewegend, begann ſie denſelben zu erſteigen.

Starr vor bangem Erſtaunen beobachteten die Komanches, wie ſie hier einen vorſpringenden Geröllblock, dort eine Wurzel oder eine Graswulſt als Stufe benutzte, mit ihren zuverſichtlichen geräuſchloſen Bewegungen den Eindruck erzeugend, als wäre ſie von der thaufriſchen Atmoſphäre emporgetragen worden, wogegen unter den eingreifenden Krallen des Bären hin und wieder Erdreich und Geſtein ſich lösten und zu den Räubern hinabrollten.

So erreichte ſie binnen kurzer Friſt die Höhe. Dort kehrte ſie ſich dem Kanadian zu, offenbar, um auf dem vegetationsfreien äußerſten Uferrande nach der Fährhütte zurückzukehren.

Bis dahin hatten die Räuber kaum zu athmen gewagt. Erſt nachdem Molly aus ihrem Geſichtskreiſe getreten war, belebten ihre zuſammengekauerten Geſtalten ſich wieder. Ohnmächtig wand ſich dagegen der Geiſt unter dem Banne des tollſten Aberglaubens. Beſorgniſſe aller Art kreuzten ſich in ihren Köpfen, bis endlich völlige Rathloſigkeit Platz griff. In dem Beſtreben, die wunderbare Erſcheinung ſich zu erklären, verwirrte man ſich immer mehr. Behaupteten die Einen, daß man nur den von der Seele verlaſſenen Körper geſehen habe, ſo ſuchten die Anderen zu beweiſen, daß es die Seele geweſen, die ſich von dem ſchlafenden Körper getrennt habe, um einen ihrer geheimnißvollen Zaubergänge auszuführen. Erſt der Dolmetſcher führte eine Entſcheidung herbei, indem er zu

Digitized by Google

ſchnellem, entſchloſſenem Handeln rieth, wenn man die Hoffnung auf den Beſitz des Zaubermädchens nicht überhaupt aufgeben und zum Spott der ganzen Nation unverrichteter Sache heimkehren wolle.

„Sahen wir den Körper ohne Seele," erklärte er, „ſo brauchen wir ihn nur mitzunehmen. Die Seele wird ihm folgen. War es die Seele, ſo liegt der Körper in der Hütte auf ſeinem Lager. Wir mögen ihn auf ein Pferd binden. Er wird ſich nicht dagegen wehren. Hat die Seele ihren Rundgang beendigt, ſo findet ſie den Körper. Niemand braucht ihr den Weg zu zeigen. Der Bär iſt ein Zauberthier. Seine Zähne und ſeine Krallen ſind nicht geſchaffen, die Haut eines Komanche zu ritzen. Er iſt ein Zauberthier. Pfeile, Meſſer und Büchſenkugel prallen von ſeiner Haut ab. Gegen Mittag am Himmel leuchtet es auf. Das iſt Regen. Das Mädchen hat ihn gerufen. Nehmen wir Frühlingsthau mit fort, ſo folgt er uns. Er wird die Weiden der Komanches befruchten, er wird Gras aus der Erde locken. Was ſollen wir noch hier? Wie lange dauert es und der Morgen röthet den Himmel. Sollen wir auf die Kreeks und Choctaws warten? Fehlt uns der Muth, das Zaubermädchen zu berühren, ſo mögen wir lieber jetzt umkehren. Je früher im Zeltdorf der Komanches, um ſo früher verlachen uns die Weiber."

Er erhob ſich, und einen Gefährten auffordernd, die Leute mit den Pferden anzuweiſen, in gleicher Höhe mit ihnen der Hütte ſich zu nähern, begann er, den Abhang hinaufzuklettern. Die gebliebenen drei Genoſſen, durch ſeine

Rede ermuthigt, folgten seinem Beispiel, und nach kurzer Zeit befanden sie sich angesichts des Kanadian auf derselben Stelle, wo Molly ihren Blicken entschwunden war.

Ohne Säumen schlugen sie die Richtung nach der Fähre ein. Sie waren indessen nicht weit gegangen, als sie des Mädchens wieder ansichtig wurden und abermals Kleinmuth sich ihrer bemächtigte. Leises, dumpfes Dröhnen, welches, von der Licht sprühenden Wolkenwand entsendet, aus der Erde hervorzudringen schien, machte sie noch empfindlicher für Grauen und Zagen. Aengstlich verfolgten alle Augen die Bewegungen der vom Mondlicht umflossenen Gestalt. Langsam, hin und wieder auch stehen bleibend, schritt sie auf dem äußersten Uferrande einher, den Wahn erweckend, daß sie, völlig gewichtlos, nur von Halmen und durch Regen unterwaschenen Rasenvorsprüngen getragen worden sei, die unter den Füßen eines Komanche's hätten niederbrechen müssen. Trotz des unbesiegbaren Grausens gewannen es die Räuber über sich, ihr zu folgen, hielten sich aber in einiger Entfernung von ihr.

Und so ging es weiter und immer weiter. Molly schritt einher, wie eine in Nachdenken versunkene Lustwandelnde, die vier Räuber zagend und für ihr Unternehmen fürchtend. An einer Lichtung kamen sie in derselben Minute vorüber, in welcher gegen dreißig Ellen vom Ufer die vorsichtig geführten Pferde dieselbe betraten. Furchtsam schnaubten die Thiere. Die Indianer bebten. Sie schrieben dem Einfluß des Zaubermädchens zu, was die Nähe des Bären bewirkte. Jede Berechnung war in der krankhaften Erregung vorloren gegangen, zumal Molly das durch die

Pferde erzeugte Geräusch nicht beachtete und mit erstaunlicher Sicherheit ihren Weg hart am Abgrunde hin weiter verfolgte.

Endlich erreichte der seltsame Zug den Vorplatz der Fährhütte: Molly vorauf, in kurzer Entfernung hinter ihr der Dolmetscher mit den drei Genossen, an welche sich, durch einen größeren Zwischenraum getrennt, die Leute mit den Pferden anschlossen.

Indem Molly von dem lichtüberströmten Ufer in den Schatten der weitverzweigten Bäume trat, waren ihre Bewegungen weniger genau zu unterscheiden; es verschwamm ihre Gestalt in der sie umringenden tiefen Dämmerung. Um so geisterhafter ließen dafür die flackernden Blitze sie in derselben auftauchen. Je nach dem fernen Aufflammen schien der schlanke Körper zu zucken und sich zu winden. Sinnverwirrendes Erstaunen aber bemächtigte sich der Räuber, als sie gewahrten, daß die Verfolgte, anstatt die Richtung nach der Hütte einzuschlagen, neben die todte Sykomore hintrat, sich nach dem Stamm hinaufschwang und auf demselben bis zum äußersten Ende des freischwebenden Astes hinausschritt. Der Bär war über den Stamm hinübergeklettert und hatte sich auf dessen anderer Seite hart am Uferrande ausgestreckt, von wo aus er seine Herrin aufmerksam überwachte. Sobald man ihn nicht mehr sah, hielt man ihn für verschwunden, glaubte also, um so weniger Ursache zu haben, ihn zu fürchten.

Als Molly das Ende des Astes erreichte, stellten auch die Räuber ihre Bewegungen ein. Sie schienen den An-

Digitized by Google

blick, welcher ſich ihnen bot, nicht faſſen zu können. Denn wie den noch formloſen Blitzen gebietend, die in ſchneller Folge das nun mit wachſender Schnelligkeit emporſteigende Wolkengebirge erleuchteten, ſtand ſie da. Ein dumpfer Schlag, ſich abſtufend und in zuſammenhängendes Rollen übergehend, ſchien nur auf ihr Geheiß gewartet zu haben, um ſich zu entwickeln.

Da Molly keine Miene machte, umzukehren, jeder neue Zeitverluſt aber die Komanches beängſtigte, ſo traten dieſe in eine Berathung zuſammen. Deren Ergebniß war, daß zwei Männer ſich nach der Hütte begaben, um ſich des Körpers des Zaubermädchens zu verſichern, wogegen der Dolmetſcher und ein Gefährte zurückblieben, um den vermeintlichen Geiſt auf dem Baumaſt zu überwachen. Nur wenige Minuten weilten die Männer in der Hütte; dann kehrten ſie mit der Nachricht zurück, daß ſie das Bett, überhaupt die ganze Wohnung leer gefunden hätten. —

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Im Gewitter.

Die von den zurückkehrenden Männern überbrachte Kunde wirkte geradezu verwirrend auf die zaghaften Gemüther ein. Man ſagte ſich, daß die auf dem Aſt ſchwebende Geſtalt dennoch der körperliche Theil des Mädchens, der Geiſt dagegen in unbekannten Fernen ſchweife und ſich zu ſeiner Zeit der nur durch Zauber und das kreiſende Blut in Bewegung erhaltenen irdiſchen Hülle wieder zugeſellen müſſe. Damit reifte der Entſchluß, mit dem

Greifbaren ſich zu begnügen, unter jeder Bedingung der unheimlichen Erſcheinung ſich zu bemächtigen und in ſchleunigſter Flucht das Weite zu ſuchen. Schnell entwarf man einen Plan, deſſen Gelingen man glaubte nicht bezweifeln zu dürfen. Zunächſt wurden zwei Männer mit einer den Pferden entnommenen großen Büffelhaut an den Fluß hinabgeſchickt, um ſich mit den bereits dort anweſenden gerade unterhalb des Mädchens aufzuſtellen und, die Büffelhaut an den Rändern packend und ausſpannend, eine Art Fallſchirm herzuſtellen. Man hielt nämlich für wahrſcheinlich, daß der geiſtloſe Körper, wenn wirklich abgeneigt, den Fremden zu folgen, ſchließlich, keinen anderen Ausweg vor ſich ſehend, hinabſpringen würde. Der unten harrenden Männer Aufgabe ſollte es dann ſein, ihn aufzufangen, zu feſſeln und auf ein ſchnell herbeigeführtes Pferd zu heben.

Auch dieſe Vorbereitungen nahmen nur wenige Minuten in Anſpruch, und mit fieberhafter Eile ging man an den Haupttheil der bedenklichen Aufgabe.

Während des Dolmetſchers letzter Gefährte eine kurze Strecke abwärts ſtehen blieb, trat er ſelber am Rande des Abgrundes neben den Stamm hin. Ihm gegenüber auf der anderen Seite lag der Bär, dicht an das verwitternde Holz angeſchmiegt im Schatten. Das breite Haupt auf den Vordertatzen raſtend, wendete er keinen Blick von ſeiner Herrin. Die um ihn her ſtattfindenden Bewegungen ſchienen ihn nicht zu kümmern; zu ſehr war er gewohnt, daß Eingeborene wie Weiße freundſchaftlich mit ihr verkehrten. Hierzu geſellte ſich, daß der Dol-

metſcher in ruhiger, gleichſam einſchmeichelnder Weiſe zu ſprechen anhob und dadurch den etwa erwachenden Argwohn beſchwichtigte.

„Will meine ſchöne Freundin nicht zurückkommen?“ fragte er; „ſie ſteht auf einem ſchmalen Pfade. Der Sturm wacht auf. Er wird ſie drängen. Ihr Fuß mag gleiten. Es iſt ſehr tief bis zum Waſſer hinab. Sie wird ihre Glieder brechen.“

Molly gab nicht das leiſeſte Zeichen des Verſtändniſſes. Sie ſchien mit dem Aſt verwachſen, ebenſo empfindungslos zu ſein, wie dieſer. Nur das verſtärkte Rollen des Donners antwortete. Das Wolkengebirge war beinah bis zum Zenith hinaufgewachſen. Noch kurze Zeit und es nahm den Mond in ſich auf. Nicht mehr bengaliſcher Beleuchtung ähnlich flammte es in demſelben, ſondern als blendende Säulen und Zickzacklinien ſchleuderte ein mächtiger Wille das elektriſche Feuer nach allen Richtungen. Plötzlich aber krachte und knatterte es, daß der Erdboden ringsum bebte. Ein ſtärkerer Windſtoß fegte über den Kanadian hin.

Der Dolmetſcher entſetzte ſich. Nur die Angſt, das mit ſo viel Mühe und Geduld eingeleitete Unternehmen im letzten entſcheidenden Augenblicke ſcheitern zu ſehen, verlieh ihm den Muth, nachdem das Krachen in eintöniges Rollen übergegangen war, fortzufahren: „Meine ſchöne Freundin will mich nicht hören. Ich ſpreche zu ihr, wie der Reiher zum Hirſch, wenn der Jäger naht. Ich bin gekommen, ſie zu warnen. Ich ſehe ſie über dem Abgrund ſchweben und mein Herz wird klein, wie das eines

Kindes. Hört meine Freundin den Donner? Er redet auf ihr Geheiß. Der Regen folgt ihm. Sie braucht nicht länger zu warten."

Wie zuvor verharrte Molly auch jetzt regungslos. Mit wachsendem Grauen sah der Dolmetscher zu ihr hinüber; mit wachsendem Grauen beobachtete der zurückstehende Gefährte und die unten befindlichen Männer die ihnen in erhöhtem Grade bedrohlich erscheinende vermeintlich leblose Gestalt.

Schärfere Windstöße sausten über den Kanadian; vereinzelte schwere Tropfen begleiteten das erneuerte Krachen.

Mit dem Muthe der Verzweiflung schwang der Dolmetscher sich nach dem Stamm hinauf, um seine Vorstellungen dringender zu wiederholen, ahnungslos, daß der im Schatten des Baumes fast verschwindende Bär nunmehr mit den kleinen grün leuchtenden Augen seine Bewegungen aufmerksam verfolgte. Um's Gleichgewicht kämpfend, schwang er die Arme nach vorn. In demselben Augenblick erschallte neben ihm ein unheimlicher Ton, halb Schnauben, halb Aechzen und Jauchzen. Gleichzeitig schnellte der Bär, des Dolmetschers Bewegung offenbar für einen feindlichen Angriff haltend, empor. Grimmig fauchend warf er sich auf ihn, und ihn mit Pranken und Zähnen packend, riß er ihn von dem Stamm herunter, alsbald mit dem entsetzt Aufschreienden in ein Knäuel zusammenrollend. Des Dolmetschers Gefährte war zurückgesprungen. Mit den Blicken suchte er die schwarze regsame Masse neben dem Stamm zu entwirren, um vielleicht noch rettend einzuschreiten, als ein durchdringender

Schrei von dem Abgrunde her zu ihm drang. Verſtört ſah er hinüber, das Ende des Aſtes war leer. Was die Stimme des zu ihr ſprechenden Indianers nicht bewirkte, nicht das von ſchweren Wetterſchlägen begleitete Aufleuchten, das hatte der plötzliche Wuthausbruch des ſonſt ſo ſanftmüthigen ſteten Begleiters zu Stande gebracht. Mit dem Erwachen in der ungeahnten Stellung ging Hand in Hand, daß Molly das Gleichgewicht verlor. Halb bewußtlos fühlte ſie, daß ſie in jähem Fall einen leeren Raum durchmaß. Ein Schrei entwand ſich noch ihrer Bruſt, bevor ſie auf die ſtraffgeſpannte Büffelhaut niederſchlug. Mochte der Sturz durch die von den Indianern getroffenen Vorkehrungen immerhin gemildert worden ſein, ſo war deſſen nächſte Folge doch eine tiefe Betäubung. Die Komanches dagegen, nichts Anderes erwartend, als einen ſeelenloſen Körper in Empfang zu nehmen, griffen haſtig zu, und die Büffelhaut als eine Art Bahre benutzend, entfernten ſie ſich mit ihrer Beute ſchleunigſt auf den Hohlweg zu. Bevor ſie in gleicher Höhe mit der Fährhütte eintrafen, wurden ihnen die Pferde zugeführt. Der Dolmetſcher fehlte. Nach den erſten vergeblichen Verſuchen, ihn von der wüthenden Beſtie zu befreien, zumal er kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, hatte man ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Schnell beſtiegen Alle die Pferde. Molly, in die Büffeldecke eingehüllt, wurde vor den einen Reiter auf den Sattel gehoben, und ihre Geißeln unbarmherzig ſchwingend, ſprengte die wilde Bande davon. Es trieb ſie die Furcht vor den braunen Anſiedlern, wie die Beſorgniß, von dem ergrimmten Bären

Digitized by Google

eingeholt und angegriffen zu werden. Zugleich trug sie die Ueberzeugung, daß die Seele des Mädchens nicht lange säumen würde, in den leblosen Körper zurückzukehren.

Tommy dachte indessen an nichts weniger, als an Verfolgung. Neben dem todten Dolmetscher lag er unheimlich knurrend und winselnd. Der Geruch des warmen Blutes hatte seine ganze ursprüngliche Wildheit wachgerufen, und die konnte nicht mehr besänftigt werden. Immer wieder erneuerte er seine Angriffe auf den zerrissenen Feind. Selbst Molly wäre nicht im Stande gewesen, ihn zu beschwichtigen.

Das Wolkengebirge hatte unterdessen den Mond bedeckt und die Landschaft verfinstert. Um so greller leuchteten dafür die schnell auf einander folgenden Blitze. Schwere Wetterschläge wechselten mit dumpfem Dröhnen und Rollen. Die Bäume bogen sich knarrend unter dem Andrange des mit hohlem Brausen erwachten Sturmes. Die fallenden Tropfen vervielfältigten sich zu rasselnden Schauern. Zum dauernden Regen wollte es indessen nicht kommen. Nachdem das Gewitter den Strom erreicht hatte, folgte es dessen Richtung östlich. Höchstens eine Stunde dauerte es, da blickte der Mond wieder träumerisch vom klaren Himmel auf die erquickte Landschaft nieder. Im Osten, aus der sich allmählig senkenden Wolkenwand flackerte es dagegen noch lange in fahlem Feuer. —

Wie die jüngsten Nächte, hatten die den Pferdedieben nachsetzenden Farmer und Milford auch diese zur Reise gewählt und ihre Eile bis auf's Aeußerste beschleunigt. Trotzdem trieb Milford immer noch zu einer schärferen

Gangart. Seitdem man ihn über den eigentlichen Charakter des Schimmelreiters unterrichtete, wuchs ſeine Unruhe in demſelben Maße, in welchem ſie ſich der Fähre näherten. Sein ganzes Sinnen und Denken richtetete ſich darauf, Molly und Charon ungeſchädigt an Leben und Eigenthum vor ſich zu ſehen. So konnte auch der heraufziehende Gewitterſturm keine Unterbrechung des Rittes bewirken, der ſie noch vor Tagesanbruch bis zur Fähre bringen mußte. Hatten ſie doch den Wind auf dem Rücken, und gegen die ſich wiederholenden Regenſchauer hätten Mann und Roß unter Bäumen und im Geſträuch kaum ausgiebigeren Schutz gefunden, als auf dem Marſche.

Der Oſten begann hinter den letzten Reſten des abziehenden Wolkengebirges hervor ſich leicht zu röthen, als endlich der Spiegel des Kanadian zwiſchen dem Buſchwerk hindurch ſichtbar wurde. Mit dem Ueberſetzen gedachte man indeſſen bis nach Tagesanbruch zu warten; es wurde daher auf geeigneter Stätte nach gewohnter Weiſe das Lager eingerichtet. Milford nahm ſich kaum Zeit, abzuſatteln, dann eilte er an den Fluß hinunter. Noch bevor er dort eintraf, ſchob die Hütte ſich in ſeinen Geſichtskreis. Still lag ſie hinter den Bäumen des Vorplatzes. Hell beleuchtete der Mond das jenſeitige Ufer. Deutlich unterſchied er den Prahm, die ſchattige Mündung des Hohlweges, jeden Strauch auf der lichtfarbigen Uferwand, ſogar das Tau, welches vom Waſſer nach dem todten Baum hinaufliefe. Nichts ſchien ſich ſeit ſeinem Scheiden geändert zu haben. Sinnend und mit einer gewiſſen Beruhigung betrachtete er die friedliche Umgebung,

in welcher er so viele glückliche Stunden verlebte. Wie ein Traum erschien ihm seine heutige Rückkehr. Freundliche Bilder erstanden vor seiner regsamen Phantasie, indem er sich Charon's und Molly's Erstaunen ausmalte, das ihnen so vertraut gewordene „Hol' über!" in aller Frühe zu vernehmen. „Auf Wiedersehen," waren seine letzten an sie gerichteten Worte gewesen. Wer hätte damals geahnt, daß sie so bald sich verwirklichen würden.

Umgaukelt von verheißenden Träumen kehrte er in's Lager zurück, wo die Gefährten vor einem Feuer damit beschäftigt, aus den mitgeführten Mitteln ein einfaches Mal herzustellen. Zugleich erörterte man lebhaft, auf welche Weise es zu beginnen, des Schimmelreiters habhaft zu werden, bevor er Kunde von der Nähe einer Gefahr erhielt. Damit gingen die letzten Stunden hin, und die Sonne schickte sich eben an, die triefenden Baumwipfel mit warmem Licht zu überströmen, als Milford sich abermals an den Fluß hinab begab, um, bevor das Uebersetzen des ganzen Trupps in Angriff genommen wurde, mit Charon über die Lage der Dinge zu berathen. Und nach den Spuren zu schließen, welche man Abends zuvor noch aufmerksam prüfte, unterlag es keinem Zweifel, daß die Räuber mit den sechs Pferden die Richtung auf die Fähre gehalten hatten.

Wie in der Nacht lag die Hütte auch jetzt im Grünen freundlich eingenestelt da. Weit offen stand die Hausthür, dagegen fehlte die schmale Rauchsäule, welche schon in aller Frühe dem krüppelhaften Schornstein zu entsteigen pflegte.

„Hol' über!" rief er laut aus. Doch anstatt ver-

Digitized by Google

traute Gestalten vor die Thür treten zu sehen, entdeckte er nur den Bären, der hinter der todten Sykomore auftauchte und unruhig, wie in einem Käfig, auf und ab zu schreiten begann. Als aber zum zweiten und dritten Mal der wiederholte Ruf unbeantwortet blieb, da wußte er, daß nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen. Bestürzt eilte er in's Lager zurück. Mit wenigen Worten unterrichtete er die Gefährten über seine beängstigende Entdeckung, und sein Pferd sattelnd ritt er durch den Strom, um zunächst allein die Ursache der befremdenden Umstände auszukundschaften. Oben in dem Hohlwege traf er mit Fakit zusammen, der mit peinlichster Genauigkeit die von den Komanchepferden hinterlassenen Hufspuren prüfte. Von Charon dringend gebeten, während der Nacht der Hütte fern zu bleiben, war er schon bei Tagesanbruch nach der Fähre hinübergewandert, um sich von Molly's Ergehen zu überzeugen. Er hatte daher zur Zeit bereits ein annähernd so getreues Bild von den dort stattgefundenen nächtlichen Vorgängen gewonnen, als wäre er deren Zeuge gewesen. Nur die Stammesangehörigkeit des zerfleischten Räubers festzustellen, gelang ihm nicht, weil der Bär sein Opfer grimmig überwachte und jeden Nahenden mit einem wüthenden Angriff bedrohte. Ungehindert war er dagegen in die Hütte eingetreten, wo der erbrochene Tisch ihn über den dort ausgeführten Raub belehrte. Von Adams wußte er nur, daß derselbe vorigen Tages davongeritten sei, angeblich, um eine Anzahl von den Huëkos eingehandelter Pferde in Empfang zu nehmen.

Erschüttert hatte Milford den Mittheilungen des Kreeks

gelauſcht, dann brach er, kaum ſeiner Sinne noch mächtig, in die Worte aus: „Das iſt Adams' Werk! Schon früher ahnte ich, daß er Unheil gegen Charon und das Mädchen plane — es iſt furchtbar — Alles, was eine Büchſe tragen kann, muß aufgeboten werden, das unglückliche Kind zu befreien. Noch heute — nein, jetzt auf der Stelle müſſen wir zur Verfolgung aufbrechen —"

„Mein junger Freund iſt ſehr hitzig," fiel Fakit ruhig ein, „er will handeln, ohne zu denken. Glaubt er, die Komanches, und kein Anderer raubte Frühlingsthau, würden auf uns warten? Sie reiten ihre beſten Pferde; da mögen wir ihnen folgen einen Monat und kommen ihnen nicht nahe. Nein, mein Freund, brechen wir nach ſechs Tagen auf, iſt's früh genug. Mit Liſt iſt Frühlingsthau geraubt worden, mit Liſt mögen wir ſie befreien —"

„Soll das arme Kind ſo lange in der Gewalt der elenden Schurken bleiben?" fragte Milford aufbrauſend.

„Frühlingsthau iſt gut genug bei ihnen aufgehoben," erklärte Fakit gleichmüthig, „die Komanches kennen ihre Zauberkraft. Ohne die Zauberkraft wäre Frühlingsthau ihnen nicht mehr werth, als ein Häuflein Aſche. Sie werden das Mädchen pflegen, ihm das Beſte erweiſen. Es leidet keinen Schaden bei ihnen. Ich weiß es. Wir gebrauchen Zeit, um einen Plan zu entwerfen. Vater Charon iſt nicht hier. Er kommt nach drei Tagen. Seine Stimme muß gehört werden. Will mein junger Freund die Komanches ohne Charon verfolgen? Er darf es nicht. Er würde Alles verderben. Gedulde ſich mein junger Freund. Ich liebe Frühlingsthau. Alle angeſiedelten

Stämme lieben sie. Jeder bietet gern die Hand, sie zu befreien, sie mit ihrem Zauber zurückzurufen. Keiner thut gern einen Schritt im Nebel. Jeder will um sich sehen, sonst ist alle Mühe vergebens."

Obwohl Milford seiner Erregung kaum Herr zu werden vermochte, es ihm gewissermaßen als ein Verbrechen an Molly erschien, Tag auf Tag müßig zu liegen, während sie selbst Beschwerden und Entbehrungen, vor Allem aber den Einflüssen einer von zügellosem Irrwahn befangenen Rotte wilder Steppenräuber preisgegeben war, mußte er doch die Rathschläge des erfahrenen alten Kreek anerkennen. Und woher hätten sonst die Mittel zu einer ernsten Verfolgung genommen werden sollen, wenn nicht von den Menschen, für die sich an Molly noch ein besonderer Werth knüpfte. Aber endlos erschienen ihm die Tage bis zu dem Zeitpunkt, in welchem man über ein bestimmtes Verfahren schlüssig wurde. Im Uebrigen wirkte das zuversichtliche Wesen Fakit's beruhigend auf ihn ein, daß er sich ihm bereitwillig anschloß, als er ihn aufforderte, bei den fortgesetzten Nachforschungen ihm zur Seite zu bleiben.

Der halbe Vormittag war bereits verstrichen, als Milford, nachdem er sein Pferd auf Charon's eingefriedigter Weide untergebracht hatte, in Fakit's Begleitung den Prahm bestieg und nach dem jenseitigen Ufer übersetzte. Mit tiefer Erbitterung vernahmen die Grenzer die Kunde von dem nächtlichen Ueberfall. Es peinigte sie der Gedanke, daß das Unglück hätte abgewendet werden können, wenn sie um einige Stunden früher eintrafen. Doch was

Digitized by Google

ihre Pferde nur irgend zu leisten vermochten, das war von ihnen gefordert worden; nicht eine Minute hatten sie verloren, für welche sie jetzt ein Vorwurf traf. Ueber ihre ferneren Entschlüsse sollten genauere Nachforschungen entscheiden. Dieselben ergaben, daß sechs Pferde von einem einzelnen Reiter in der Richtung nach Fort Smith davongeführt worden waren, und dieser kein Anderer als Adams gewesen sein konnte. Das Kreuzen des Kanadian wurde dadurch für die Grenzer überflüssig. Bis gegen Abend gönnten sie ihren Pferden noch Ruhe, bevor sie sich zum Aufbruch rüsteten. Es geschah mit finsterer Umsicht und Entschlossenheit. Ihre Absicht, das Aeußerste aufzubieten, um des verwegenen Räubers habhaft zu werden, der augenscheinlich mit den Komanches im Einverständniß handelte, hatte durch die bei der Fähre stattgefundenen Ereignisse nur befestigt werden können.

Sie schieden, als die Sonne sich dem Untergange zuneigte. —

Milford begleitete Fakit, um bei ihm Charon's Heimkehr zu erwarten. Erst folgenden Morgens, als sie dem Bären Futter und Wasser zutrugen, gelang es ihnen, das Opfer seiner Wuth zu entfernen. Noch immer feindselig erregt und besänftigendem Schmeicheln unzugänglich, waren doch keine Angriffe mehr von ihm zu befürchten. Vor der Hütte nahm er seinen Posten ein, die Zeit theilend zwischen Saugen an den Krallen der Vordertatzen und unruhigem Auf- und Abschreiten.

Selbigen Morgens verließen Fakit's ältester Sohn und ein junger Delaware die Ansiedelungen. Sie waren zu

Digitized by Google

einer längeren Wanderung gerüstet. Als Aufgabe hatte Fakit ihnen zuerkannt, den Spuren der Stepperäuber so weit nachzufolgen, wie es geschehen konnte, ohne selbst entdeckt zu werden, und sich über die von ihnen innegehaltene Richtung zu vergewissern.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unerwartetes Zusammentreffen.

Fort Smith liegt hart an der westlichen Grenze des Staates Arkansas und an dem Strome gleichen Namens. Heute eine ansehnliche Stadt, zählte die junge Kolonie damals nicht mehr Häuser, als erforderlich, drei oder vier Straßen von mäßiger Länge zu bilden. Die erste Veranlassung zu deren Gründung und Wachsthum hatte eine Militairstation gegeben, auf welcher die Zahlungen für abgetretene Ländereien in bestimmten Raten an die in weiterem Umkreise lebenden Eingeborenen geleistet wurden.

Wo Geld in großen Summen flüssig gemacht wird, da ziehen sich Krämer, Schankwirthe und Spekulanten, ähnlich den Geiern um ein verendetes Stück Vieh, in Fülle zusammen, und ein aus der Art geschlagener Landsmann des Uncle Sam*) müßte es sein, der nicht verstände, auf dem Geschäftswege und unter schlauer Ausnutzung des indianischen Charakters dem an die Eingeborenen gezahlten Gelde den Uebergang in seine eigene Tasche zu erleichtern.

---

*) Onkel Samuel, scherzhafte Deutung des U. S. (United States).

In Fort Smith hatte also auch Charon die Zinsen für ein dort ausstehendes Kapital zu erheben, wobei er, um Schwierigkeiten, wohl gar Verlusten vorzubeugen, die größte Pünktlichkeit walten lassen mußte. Er möchte sonst schwerlich den ersten Tag nach dem Vollmonde gewählt haben; und was er nur irgend zu ersparen vermochte, betrachtete er doch als Molly's Eigenthum, als Mittel zur Sicherstellung ihrer Zukunft.

Seine Geschäfte hatte er beendigt. Der Abend war nicht mehr fern, und so gedachte er folgenden Morgens in der Frühe die Heimreise anzutreten. In Gedanken versunken wandelte er zum Strome hinunter, wo ein kleiner Dampfer, welcher Vorräthe für das Fort und die Handelsleute gebracht hatte, zur Fahrt stromabwärts eben aufgebrochen war. Noch bevor er das Ufer erreichte, sah er ihn in der Ferne um eine dichtbewaldete Landspitze herumbiegen. Sinnend betrachtete er das sich weithin ausdehnende Kielwasser, sinnend den schwarzen Rauchstreifen, der bis beinah zu ihm hin in der stillen sonnigen Atmosphäre lagerte und sich nur mit Widerstreben aufzulösen schien.

In der Richtung, in welcher der Dampfer seinen Weg verfolgte, fern, fern im Osten, lag seine eigene Heimath. Mit allen Fasern des Herzens zog es ihn hinüber, und doch durfte er seinem Sehnen nicht nachgeben. Seit sechzehn Jahren fort von den Stätten seiner Jugend, seit ebenso lange ohne Nachricht von dorther, seit ebenso lange um ein erträgliches Dasein kämpfend, hatten die Bande nicht gelockert werden können, welche ihn an die heimath-

Digitized by Google

liche Scholle feſſelten. Wer ſagte ihm, ob noch Jemand lebte, der für ihn und ſein trauriges Loos freundliche Theilnahme bewahrte, Jemand, an dem er hing mit ganzer Seele, und den wiederzuſehen ihm mit Schickſalsſtrenge verboten. Ernſter, ſchwermüthiger wurde der Ausdruck ſeines verwitterten harten Antlitzes. Es prägte ſich in demſelben aus, daß, wenn es keine Lebende mehr gab, auf die er ſo gern, ſo unendlich gern, wenn auch nur einen verſtohlenen Blick geworfen hätte, doch Gräber waren, die er wehmuthsvoll hätte begrüßen mögen, um ſich dann ebenfalls hinzulegen und zu ſterben. Vor ſeinem Geiſte erſtand Molly's liebliches Bild. Und dennoch mußte er ſich dem Leben erhalten, folgten ſeine Gedanken auf einander, mußte er leben für ſie, in der er Erſatz gefunden für das, was er einſt hinter ſich zurückgelaſſen hatte auf Nimmerwiederſehen; für ſie, den einzigen Lichtpunkt ſeines ſtillen Daſeins, auf die er alle Liebe übertrug, deren ſein vor der Zeit alterndes Herz noch fähig; für ſie, die mit ihrem unheimlichen Leiden eines treuen, nimmer raſtenden Schutzes mehr bedürftig, als irgend ein anderer Menſch der Welt.

Er hatte das Ufer des Stromes erreicht. Auf deſſen äußerſtem Rande ſtehend, richtete er die Blicke träumeriſch vor ſich auf die gelben, lebhaft wirbelnden Fluthen. Die Hitze des Tages war in eine erträgliche Temperatur übergegangen, aber noch immer laſtete es, Athem und Bewegungen erſchwerend, in der Luft. Wie mußte es kühl in dem regſamen Waſſer ſein. Murmelnd brach es ſich an dem durch Pfahlwerk geſchützten Ufer, als hätte es ihm von

den Geschöpfen erzählen wollen, die in seiner Tiefe wohnten, nichts Anderes kannten, als die Gegenwart sorglos zu genießen. Und dennoch — er wurde eines angelnden Knaben ansichtig — auch ihnen stellte man hinterlistig nach, um sie in martervoller Weise dem heimischen Element zu entreißen, ihnen einen bitteren Tod zu bereiten.

Er gedachte des Mannes, der ihn, auf Grund ihm in die Hand gespielter verhängnißvoller Fäden, auf Schritt und Tritt verfolgte, ob er ihn sah oder nicht; der ihn sogar in seinen Träumen beängstigte, mit lachendem Antlitz ihm nicht minder bedrohlich erschien, als wenn er die tückischen Augen lauernd auf ihn richtete. Warum mußte ein unversöhnliches Geschick gerade ihn in seinen Weg führen, ihn, den er infolge einer unheilvollen Verkettung von Umständen mehr fürchtete, als den Tod.

Schwere Schritte störten ihn in seinem herben Grübeln. Als er sich nach denselben umschaute, stand Adams vor ihm, mit einer gewissen spöttischen Höflichkeit ihn begrüßend.

„Ich komme Ihnen ungelegen?“ fuhr er fort, als er gewahrte, daß Charon's Züge sich verfinsterten und er in der ersten feindseligen Regung keine Worte zu finden wußte, „und doch verrieth ich Ihnen, daß ich mich ebenfalls nach hier auf den Weg machen würde. Verzögerten Sie Ihren Aufbruch um einige Stunden, so wären wir dennoch Einer in des Andern Gesellschaft gereist, und länger dauerte es nicht, bis ich meine Gäule — Staatsmähren obenein — in Empfang genommen hatte und

Digitized by Google

auf hier hielt. Wäre geſtern Abend ſchon da geweſen, allein ſechs Gäule beiſammen zu halten — verdammt, das iſt 'ne Aufgabe für 'nen einzelnen Mann, und das Gewitter machte mir keine kleine Schererei. Treibt man aber Gäule auf den Markt, ſo hat man Urſache, ihre Kräfte zu ſchonen."

Beim erſten Blick auf das tief geröthete Geſicht des Strolchs entdeckte Charon, daß er dem Branntwein über das Maß zugeſprochen hatte. In ſolcher Verfaſſung aber mehr von ihm fürchtend, als wenn er Herr ſeiner Ueberlegung, erwiederte er, um überhaupt nicht zu ſchweigen, eintönig: „Heute erſt erreichten Sie Fort Smith?"

„Heute Vormittags," hieß es widerwärtig vertraulich zurück. „Mit kurzen Unterbrechungen bin ich die beiden Nächte geritten; freilich nicht im Galop, ſondern Schritt für Schritt, wie mit 'ner Fuhre Sand hinter mir."

„In der Ausſpannung kehrten Sie nicht an, oder ich hätte Sie ſehen müſſen."

„Zum Henker! Sollte ich da Stallgeld und Futterkoſten bezahlen?" verſetzte Adams höhniſch und er ſchwankte von dem einen Fuß auf den andern, „bei Gott, Gevatter Charon, Sie halten mich für einfältiger, als ich's verdiene. Nein, nicht in der Stadt kehrte ich an, ſondern zehn Minuten Wegs da hinter dem Fort. Da liegt 'ne Choctaw-Farm nicht weit vom Wege mit 'nem eingefriedigten Weideplatz. Auf den that ich mein Viehzeug. Da mag's ſich an gutem Graſe heranfüttern nach Herzensluſt. Verlangt der braune Kerl 'ne kleine Entſchädigung, ſo bin ich der Mann, ſie ihm zu zahlen."

Digitized by Google

„Sie bleiben nicht hier?“ fragte Charon in dem dumpfen Bestreben, auf gütlichem Wege sich des elenden Schurken zu entledigen.

„Bis morgen, wenn Sie's doch wissen wollen. Dann ziehe ich einige Tagereisen östlich, je nachdem ich Liebhaber für mein Viehzeug finde — aber sorgen Sie nicht, daß ich ganz fortbleibe,“ fügte er spöttisch herablassend hinzu, „dazu hat's mir bei dem Spitzbuben-Kreek zu gut gefallen. In vier, fünf Tagen, höchstens in einer Woche bin ich wieder bei Ihnen; da wollen wir bessere Nachbarschaft halten, als bisher,“ und er stieß ein branntweinduftendes Lachen aus, vor welchem Charon förmlich zurückschreckte.

„Ich hoffe ebenso wenig auf Ihr Bleiben, wie mir an Ihrem Gehen gelegen ist,“ erwiederte er kalt, jedoch vorsichtig den Zustand des Strolchs erwägend, „weilen Sie in der Nachbarschaft, so beziehen Sie nach wie vor Ihre Unterstützung, weil ich gewohnt bin, jedes einmal ertheilte Versprechen zu halten. Im Uebrigen glaubte ich, daß Sie, nachdem Sie augenscheinlich in eine günstigere Lage geriethen, aus eigenem Antriebe von ferneren Forderungen abstehen würden.“

„Sie meinen, weil ich die paar Dollars an meinen Gäulen verdiene?“ fragte Adams boshaft freundlich. „Halloh, Mann, so schnell geht das nicht. Hab' mich in diesem Leben zu lange geschunden um nichts, als daß ich nicht 'ne Kleinigkeit rechnen gelernt haben sollte. Nein, Gevatter Charon, unsere Vereinbarung muß bestehen bleiben, wenigstens so lange, bis mir 'ne bessere Gelegen-

Digitized by Google

heit geboten wird. Ein Eſel wär' ich, wollt' ich in meinem Alter auf die eigenen Kräfte mich mehr verlaſſen, als auf den guten Willen Anderer. Verdammt, das Stehen wird mir ſauer — hab' nämlich 'nen herzhaften Trunk gethan, und der iſt mir etwas auf die Beine geſchlagen. Setzen wir uns — da — hier iſt 'ne feine Gelegenheit," und in eine Regenfurche tretend, ließ er ſich ſchwerfällig auf dem einen Uferrande nieder, „hier ſitzt es ſich, wie auf 'nem Großvaterſtuhl, und Platz für 'n Dutzend von Ihrer Sorte. Kommen Sie, Mann. Geniren Sie ſich nicht. Vertreiben wir uns die Zeit mit gemüthlichen Reden."

In Charon's Antlitz loderte es drohend auf. Doch nur einige Sekunden behielt die Abſcheu, welche der zudringliche Menſch ihm einflößte, die Oberhand. Dann wand er ſich wieder ohnmächtig in den Feſſeln, welche die Trunkenheit des Elenden ihm gewiſſermaßen anlegte. Seine ganze Kraft erforderte es, mit einem gewiſſen Gleichmuthe zu antworten: „Ich will nach dem Gaſthauſe gehen. Laſſen Sie ſich dadurch indeſſen nicht ſtören. Ernſte Dinge ſchweben ja nicht zwiſchen uns; was ſonſt noch etwa zu erledigen — nun, wir ſehen uns ja wieder."

Er kehrte ſich ab. Doch bevor er den erſten Schritt gethan hatte, ſchlug ein hölliſches Gelächter an ſeine Ohren. Er blieb ſtehen, und als er Adams in's Geſicht ſah, bebte er zurück vor dem Ausdruck der durch den Branntweingenuß zum Durchbruch gereizten Wuth und der wahrhaft teufliſchen Bosheit, die aus ſeinen blutunterlaufenen Augen ſprühte. Es lag zu Tage, daß er

Digitized by Google

jetzt kein Mittel mehr scheute, ihm sein Uebergewicht zu fühlen zu geben.

„Ich bin Ihnen nicht vornehm genug?“ fragte er zähneknirschend; „da möchte ich doch 'nen Anderen entscheiden lassen, wer mehr auf dem Gewissen trägt, der Herr Baron Hans v. Scherben, oder der Pferdeknecht und Ackerbauer Galle. Denn Beide machten mit der Strafanstalt Bekanntschaft, und Beide hielten es für gescheidter, durchzubrennen und hier als freie Männer zu leben. Hoho, Herr Baron, das zieht wohl?“ fügte er höhnisch grinsend hinzu, sobald er gewahrte, daß Charon tödtlich erbleichte, um's Gleichgewicht kämpfend schwankte und die Lippen wie in unsäglichem körperlichen Schmerz krampfhaft zusammenpreßte; „bemühen Sie sich nur hierher. Es ist wirklich rathsamer, wir verständigen uns als gute Freunde, anstatt mit unserem Gerede die Leute herbeizulocken. Dadurch würden wir gezwungen, zu beweisen, daß auch das Englisch uns von der Hand geht, wenn wir die alten Geschichten auskramen und dem Pack zum Besten geben. Also was soll der Unsinn mit dem Versteckenspielen länger hier in dem freien Lande, wo der Graf nicht 'nen Strohhalm mehr werth, als ein Eseltreiber? Vor den Menschen mag Alles beim Alten bleiben: Sie sind der Charon und ich bin der Adams. In gemüthlichem Beisammensein dagegen — verdammt, was wollen wir uns groß zieren, wenn wir unter uns sind?“

Obwohl seit der ersten Minute ihrer Begegnung zwischen den beiden Männern kein Geheimniß waltete, wirkte das Aussprechen der Namen nebst den boshaft erläutern-

Digitized by Google

den Worten doch so niederschmetternd auf Charon ein, daß er fast die Besinnung verlor. Wie nach einer Waffe suchend, um den Elenden auf ewig zum Schweigen zu bringen, sah er um sich. Mehrere Vorübergehende waren bereits aufmerksam auf sie geworden, und von dem unter dem Einfluß des Trunkes Stehenden das Aergste befürchtend, stieg er in die Rinne hinab, wo er sich in Schrittesweite von dem unbarmherzigen Verfolger niederließ.

Dieser grinste befriedigt und hob alsbald an: „So, Herr Charon — Sie sehen, ich achte Ihre Schrullen, denn im Grunde kümmert sich hier der Henker darum, ob der Fährmann am Kanadian ein Baron oder ein abgedankter Kutscher — also, Gevatter Charon, wenn es noch 'mal was zu ordnen geben sollte, so einigen wir uns leichter im Guten, als wenn wir 'ne Faust in der Tasche machen. Verdammt! Der Zufall hat uns einmal zusammengeführt, und da ist's Jedermanns Sache, das Beste davon zu machen. Und ich sag's zum hundertsten Mal, ich bin zu alt, um noch viel an Spekulationen zu denken. Erscheint mein Verfahren Ihnen nicht ganz christlich — verdammt! ich bin selber zu lange mit Füßen getreten worden, um viel fragen zu brauchen, ob mein Thun Jemand gefällt."

Er säumte, sich offenbar weidend an dem finster vor sich nieder Starrenden, den er ohne große Mühe, fast nur durch Rohheit in sein willenloses Werkzeug verwandelt zu haben wähnte. Dann sprach er weiter, unstreitig offenherziger, als er es in nüchternem Zustande gethan hätte,

Digitized by Google

und zwar in der dumpfen Absicht, seine Gewalt über ihn zu befestigen:

„Sie betrachteten vorhin den Rauch von dem Dampfschiff; sah's aus der Ferne. Liefe das Ding nicht schneller als der graue Schwaden, so möchte es drei Wochen gebrauchen, um an den Mississippi zu kommen. So aber holt es Keiner ein, und hätte er die schnellste englische Rennmähre zwischen den Knieen, und das ist gut. Es nimmt nämlich einige Briefschaften von mir mit, und die haben einen weiten Weg vor sich. Mußte mich beeilen, sie fertig und an Bord zu schaffen. Einen Brief richtete ich an Blisterchen, Ihre alte Amme, die hoffentlich noch lebt — nämlich meine Schwiegermutter — und die soll mir Geld schicken, wenn ich's nicht selber holen soll. Hin kann ich ja jeden Tag ohne Umstände als freier amerikanischer Bürger, der sogar hier bei den Dragonern sich anwerben ließ. Einen zweiten Brief schrieb ich an Ihren Bruder, den Baron Joachim, der mir 'ne anständige Summe dafür zahlt, wenn ich das Geheimniß mit Ihnen für mich behalte, und Sie werden um solchen Preis das Ihrige gewiß gern zulegen. Denn schwerlich möchte ihm groß gefallen, läse er eines Tages in der Zeitung, daß der Junker Hans, anstatt in der Sträflingsjacke an der Kirchhofsmauer zu verwesen, munter und vergnügt hier als Fährmann lebt. Drittens ließ ich 'nen Doktor von mir hören, der bei Ihrer Beerdigung zugegen gewesen —"

„Jetzt halten Sie ein," unterbrach Charon ihn mit unheilverkündender Ruhe, und so durchdringend sah er in des

Strolchs Augen, daß dieſer ſich dadurch bis zu einem gewiſſen Grade ernüchtert fühlte, „was Sie auch ſagen und denken mögen — auf nichts habe ich eine andere Antwort, als daß ich Ihnen rathe, die Reſervationen nicht mehr zu betreten. Wollen Sie mich für Jemand ausgeben, der ich nicht bin, ſo kann ich Sie nicht hindern. Mag kommen, was da wolle: ich heiße Charon, bleibe Charon bis an mein Ende, und das mag ſehr bald eintreten, wenn Sie mich zum Aeußerſten treiben.“

Verſtört ſchaute Adams darein. Er mochte erwägen, was die Folgen für ſeine argliſtigen Pläne, wenn er Charon wirklich zu einer Handlung der Verzweiflung trieb, und dazu gehörte nach ſeiner Ueberzeugung jetzt nur wenig. Seine nächſte Empfindung war, mit ſeinen Offenbarungen über die Grenzen der Klugheit hinausgegangen zu ſein. Er bereute die Worte, die nicht mehr zurückgerufen werden konnten und doch ein ſchweres Gewicht auf Charon's Entſchließungen ausüben mußten. Wohl ſchwebte ihm vor, dieſelben als ſcherzhafte Behauptungen hinzuſtellen; allein trotz ſeines Rauſches leuchtete ihm ein, daß es vergebliche Mühe ſein würde, deren Wirkung abſchwächen zu wollen. Denn das, was ihm in ſeiner zügelloſen Rohheit entſchlüpfte, bezog ſich auf Geheimniſſe, die er ſelbſt nur durch Einſicht der in der Fährhütte geraubten Papiere erfahren haben konnte. Ebenſo war ihm klar, daß ſelbſt dann, wenn keine Beweiſe gegen ihn vorlagen, Charon beim erſten Anblick des erbrochenen Tiſchkaſtens in ihm den Thäter errathen würde. Beruhigend wirkte freilich die Ueberzeugung, daß er nie als

öffentlicher Ankläger gegen Jemand auftreten würde, der in der genauen Kenntniß seiner Vergangenheit eine so furchtbare Waffe gegen ihn besaß. Trotzdem flößte er ihm plötzlich eine Furcht ein, daß er seine Blicke nicht zu ertragen vermochte.

Und so erklärte er nach kurzem Zögern in versöhnlichem Tone: „Der Satan über den Whisky! Der treibt Einem Dinge über die Zähne, von denen man im nüchternen Zustande nicht 'ne Silbe weiß."

„Betrunkene machen kein Hehl aus ihren wahren Gedanken," versetzte Charon in seiner Erbitterung mit eisiger Kälte.

„Das stimmt," entgegnete der Strolch begütigend, „aber Angetrunkene setzen der Wahrheit gern dieses und jenes zu; und das mit den Briefschaften war Unsinn. Hatte nur so meine Gedanken, was Ihr Bruder sagen würde, wenn ich eines Tages solchen Brief an ihn schriebe. Ich warf's so oberflächlich hin — ich gesteh's als ehrlicher Mann — um Sie in Ihrer Freundschaft für mich zu bestärken. Verdammt! Hab' sonst keinen rechten Geschmack an dem Branntwein. Packt mich aber einmal der Durst, dann weiß ich kein Maß zu halten."

Wie mit sich zu Rathe gehend, erhob er sich. Indem er auf Charon niederstierte, der ihn nicht mehr beachtete, prägte sich in seiner roth aufgedunsenen Physiognomie Besorgniß aus. Plötzlich aber, als sei ein ernster Entschluß in ihm zur Reife gelangt, begann er: „Ich merk' es, meine Gesellschaft ist Ihnen nicht recht angenehm, und zu verwundern gibt's da nichts. Folgte ich Ihrem guten

Digitized by Google

Rath, ſo ließe ich's Reden überhaupt zu Hauſe. Will daher lieber gehen. Treffen wir wieder zuſammen, ſollen Sie 'nen Anderen in mir finden."

Bei den letzten Worten trat er aus der Regenfurche. Mit unſicheren Bewegungen, wie er nach dem Ufer hinaufgeſtiegen war, ſchritt er auf die in einiger Entfernung vor ihm mündende Straße zu. Kein einziges Mal ſah er zurück. Es rief faſt den Eindruck hervor, als hätte er mit ſich ſelbſt gehadert, in ſeinen Mittheilungen nicht vorſichtiger geweſen zu ſein.

Um ſo aufmerkſamer blickte Charon ihm nach. Sein Antlitz trug das ſtarre Gepräge der in ihm wogenden Empfindungen. Nach dem ſchweren Kampfe mit den ſich wild aufbäumenden Leidenſchaften hatte tiefe Erſchöpfung ſich ſeiner bemächtigt. Rathloſigkeit ſprach aus ſeinen Zügen. Erſt als Adams in die erſte Schänke eintrat, an welcher ſein Weg vorüberführte, belebten ſeine Züge ſich wieder, aber in einer Weiſe, als hätte er den Tod willkommen geheißen.

„War die Strafe, die ich ſo lange erduldete, noch nicht hart genug?" liſpelte er im Uebermaß des ſeine Seele zerreißenden Jammers, „war es nicht genug, daß ich Allem entſagte, was mir zum Troſt hätte gereichen können, was meinem Herzen am nächſten ſtand, mir angehörte? Müſſen auch noch Andere unglücklich durch mich werden?"

Traurig neigte er das Haupt. Vereinzelte Menſchen kamen und gingen; er beobachtete es nicht. Wer ihn ſah, hielt ihn für einen nach heißem Tageswerk Ermüde-

ten, der hier Raſt ſuchte und die von dem Waſſer ausſtrömende Kühle. —

Indem Adams die Schänke wieder verließ, lugte er argwöhniſch zu dem ſtillen Mann hinüber. Obwohl einer heilloſen Gewalt über ihn ſich bewußt, fühlte er ſich doch plötzlich von heimlicher Scheu vor ihm befangen. Wie hölliſches Feuer brannte in ſeinem verrohten Gemüth der letzte durchdringende Blick Charon's, deſſen wahren Ausdruck eines zum Himmel ſchreienden Vorwurfs er nicht zu deuten verſtand. Die Wirkung des auf's Neue genoſſenen Whisky erſtickte ſogleich wieder jene Regungen. Der Verſuch, ſich trotzig in die Bruſt zu werfen, wie Jemand, in deſſen Taſche Dollars klirren, mißlang kläglich. Bald nach der einen, bald nach der anderen Seite ſchwankte er hinüber, in dem Trachten, den geraden Weg zu halten. Endlich bog er in die Straße ein, welche, von nur wenigen Häuſern gebildet, parallel mit dem Fluß lief. An mehreren Schänken kam er noch vorüber; doch ob deren offene Thüren verführeriſch winkten, er bezwang ſich. Dem eigenen Willen nicht trauend, beſchleunigte er ſeine unregelmäßigen Schritte.

Nachdem er an dem, die Baracken des Forts umſchließenden Hofe vorbeigegangen war, lag die Grenze des Staates Arkanſas hinter ihm; vor ihm dehnte ſich dagegen das bewaldete Gebiet der Choctaws aus. Hier mäßigte er ſeine Eile wieder ein wenig. Auf der unwegſamen Landſtraße träge einhertaumelnd, erreichte er nach zehn Minuten eine durch menſchliche Kräfte vergrößerte Lichtung. Eine aus Pfahlwerk beſtehende Einfriedigung ſchied

ſie vom Wege. Hinter derſelben weideten einige Rinder und fünfzehn, ſechzehn Pferde. Verſchmitzt grinſend betrachtete Adams die letzteren. Hier erkannte er ein Stück ſeines leicht erworbenen Eigenthums, dort eins, und wie ſeinen Gewinn berechnend, nickte er ihnen ſchweren Hauptes zu.

Am Ende der Einfriedigung, oder vielmehr wo ſie im rechten Winkel von der unregelmäßigen Landſtraße abbog, folgte er einem an dem Pfahlwerk hinlaufenden ſchmalen Wege. Nach Zurücklegung von etwa zweihundert Ellen traf er vor einem aus zwei Blockhütten beſtehenden Heimweſen ein. Der Choctaw, welchem er ſein Eigenthum anvertraut hatte, und ein ſonnverbrannter älterer Farmer, in deſſen Haltung ſich ein langes Leben ſchwerer Arbeit ausprägte, lehnten ſich mit beiden Armen oben auf die Einfriedigung. Sie ſchienen über die weidenden Thiere verhandelt zu haben; denn nachdem ſie dem herbeiſtolpernden Strolch einen nachläſſigen Blick zugeworfen hatten, welchen der Choctaw mit einer kurzen Bemerkung begleitete, kehrten Beide ihre Aufmerkſamkeit wieder ausſchließlich den Pferden zu.

Adams trat neben den Farmer hin. Um ſich aufrecht zu erhalten, legte er ebenfalls die Arme auf den Zaun. Er kam früh genug, um zu hören, wie dieſer zu dem Choctaw ſagte: „Der Schimmel könnte mir gefallen. Der wäre der erſte, um den ich mich auf 'nen Handel einlaſſen möchte."

„Und für mich wäre der Schimmel gerade der letzte, den ich d'rangeben möchte," warf Adams triumphirend

ein, „der iſt nämlich ein Gaul, ſag' ich Ihnen, Mann, den man ſeine zehn Stunden hinter einander reitet, und dann ſchlägt er vor Vergnügen noch hinten und vorne aus.“

„Die beiden Braunen da neben ihm ſind ebenfalls nicht ſchlecht,“ meinte der Farmer, und ein bezeichnendes Lächeln ſpielte auf den bärtigen Zügen, als er inne wurde, daß Adams bis zu einem gewiſſen Grade die Herrſchaft über ſeinen Körper verloren hatte; „und dennoch, der Schimmel könnte mich dazu bewegen, etwas tiefer in die Taſche zu greifen, als es ſonſt meine Art. Woher ſtammt die Mähre?“

„Aus Neu-Mexiko,“ antwortete Adams ſorglos, „heut' ſieht ihr Niemand an, daß ſie vor einigen Wochen erſt ihre achthundert engliſche Meilen bei Grasfutter zurücklegte.“

„Von Neu-Mexiko? Verdammt! Das iſt ein langer Weg,“ meinte der Farmer, die Brauen nach der Stirn hinaufziehend, „freilich, man erkennt's, der Gaul iſt unter den Händen eines erfahrenen Pferdezüchters groß geworden. Was verlangen Sie für den Burſchen?“

„Iſt Ihnen ernſtlich d'rum zu thun, ſo geb' ich ihn für hundertundzwanzig Dollars, ungern, wie ich ihn verliere.“

„Sie ſelber haben ihn billiger?“ fragte der Farmer und blinzelte verſchmitzt.

„Billiger?“ fuhr Adams auf. „Verdammt! mehr zahlte ich dafür, und ſchlage ich die Beſtie unter dem Werth los, ſo geſchieht's, weil ich mich nur kurze Zeit in dieſer Gegend aufhalte.“

Digitized by Google

„Hundertundzwanzig Dollars," wiederholte der Farmer nachdenklich, und verstohlen senkte er einen Blick in des Choctaw's Augen, wozu dieser sein Haupt kaum merklich, jedoch bezeichnend neigte, „ein hoher Preis für Jemand, der 'ne Sache los sein will, aber noch höher für Jemand, dem an 'nem guten Einkauf gelegen."

„Nicht 'nen Cent billiger," betheuerte Adams, durch des Farmers Rede ermuthigt, „und dann halte ich d'rauf, daß mein Freund Choctaw hier außerdem seine zwei Dollars für die Grasnutzung erhält."

„Also nicht billiger?"

„Nur wenn sich Jemand fände, mir den ganzen Kram abzukaufen, ich meine, außer dem Schimmel die drei Braunen da, die beiden Füchse und den Schwarzen. Thu's auch mit sechs Gäulen im Ganzen, da behalte ich einen für mich zum Reiten."

„Wir befinden uns hier auf der Grenze," offenbarte der Farmer nunmehr seine Bedenken, „da ist's in der Ordnung, zu fragen, woher die anderen sechs Mähren stammen."

„Woher sollten sie stammen?" fragte Adams geringschätzig zurück; „vermuthlich ebenfalls aus Neu-Mexiko. Ich kaufte sie wenigstens von Leuten, die von dorther über die Ebenen kamen."

„Glaub's gern; ich meinte nur von wegen der Brandzeichen. Es wäre nämlich eine Hölle von Ueberraschung, käme Jemand und forderte die Gäule, die man hoch bezahlte, als sein Eigenthum zurück."

Adams stieß ein wieherndes Gelächter aus, packte mit

Digitized by Google

beiden Fäuſten das oberſte Zaunriegel, um ſich auf den Füßen zu erhalten, und erwiederte ſpöttiſch: „So ängſtlich bin ich nicht geweſen. Haben Sie aber Bedenken, ſo rath' ich, die Hände davon zu laſſen. Brauch' nur zwei Tage am Arkanſas hinunter zu ziehen und ich verhandle mein Vieh ſpielend.“

Nunmehr erklärte der Farmer bedächtig: „Ich will Ihnen etwas ſagen, Mann. Was Die am Arkanſas geben, zahle ich ebenfalls, und was ich nicht kaufe, übernimmt der Eine oder der Andere meiner Nachbarn. Wir kommen nämlich ſelber am Arkanſas herauf und befinden uns auf 'ner Fahrt nach brauchbaren Ackermähren. Eine gute Büchſenſchußweite von hier, da haben wir uns gelagert. Iſt's Ihnen recht, ſo treiben wir mit einander die Thiere hinüber, und ſind Sie mit den Preiſen nicht allzu zähe, ſo einigen wir uns ſchneller, als Sie 'ne Pfeife leer rauchen.“

„Alle ſieben?“ fragte Adams behaglich grinſend.

„Alle ſieben,“ lautete die Antwort, „und iſt Ihnen d'ran gelegen und Sie fordern nicht zu hoch, ſo nehme ich Sattel und Reitzeug obenein. Hab's mir ſchon angeſehen.“

Adams ſann eine Weile nach. Anfänglich ſchien er, nach Roßkammweiſe, zu ſchwanken, dann aber entſchied er zögernd: „Bei mir handelt es ſich nur darum, wie ich ohne Sattel und Gaul zwei Tagesmärſche weit am Kanadian hinauf gelange, und da iſt mir eingefallen, daß gerade ein guter Freund von mir in Fort Smith. Der reist morgen in der Frühe denſelben Weg und iſt ſicher froh, mir 'nen

Digitized by Google

Platz auf ſeinem Wagen anbieten zu können. Da ſoll's mir denn nicht d'rauf ankommen, alle ſieben Thiere ſammt Sattel und jedem verdammten Riemen für baar Geld loszuſchlagen."

„Gut," erklärte der Farmer, „ſo wollen wir keine Zeit verlieren. Die Sonne ſteht niedrig und bevor die ganz verſchwindet, muß das Geſchäft abgewickelt ſein. Wir brechen nämlich ebenfalls vor Thau und Tage auf."

Mit Hilfe des Choctaw's wurden die Pferde nunmehr zuſammengetrieben. Dem Schimmel legte man den Sattel auf, und ein wenig ſpäter, da folgten die drei Männer der kleinen Heerde auf der Landſtraße in weſtlicher Richtung nach. Adams, ohnehin ſchon durch den in Fülle genoſſenen Branntwein angeregt, befand ſich in der heiterſten Laune. Mit manchem rohen Scherzwort, wie ſie eben nur aus einem umnebelten Kopf hervorgehen konnten, begleitete er ſeine ſchwankenden Bewegungen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Ungefähr tauſend Schritte hatten die drei Männer mit den Pferden zurückgelegt, als der Choctaw auf einen Wink des Farmers einen durchdringenden Ruf ausſtieß, welcher dadurch, daß er zugleich mit dem Finger auf ſeinen Kehlkopf ſchlug, entfernt an das Lachen einer Ohreule erinnerte.

„Das gilt meinen Nachbarn," kehrte der Farmer ſich Adams zu, der befremdet aufſah und ſichtbar nach Klar-

heit des Geiſtes rang, „wir haben bereits ein gutes Dutzend Pferde zuſammengekauft und die müſſen abwärts getrieben werden, damit ſie mit den Ihrigen nicht zuſammenlaufen. Sind wir erſt Handels einig, hat's keine Noth mehr."

Adams war beruhigt, und von dem Fahrwege abbiegend, gelangten ſie nach kurzer Wanderung durch lichtes Gehölz auf eine Waldblöße, welche von den Farmern als Lager- und Weideplatz gewählt worden. Am Rande derſelben brannte ein kleines Küchenfeuer. Um daſſelbe herum ſaßen zwiſchen Sätteln, Decken und ledernen Querſäcken vier Männer, anſcheinend in eine lebhafte Unterhaltung vertieft. Als die Pferde bei ihnen eintrafen, betrachteten ſie dieſelben flüchtig und weiter ſprachen ſie, als ob keine Störung ſtattgefunden hätte.

„Ich wäre gerne früher gekommen," bemerkte der alte Farmer, indem er mit Adams und dem Choctaw vor das Feuer hintrat, „aber der Eigenthümer der Thiere ließ mich über die Gebühr warten." Er ſäumte, bis Adams einen vertraulich luſtigen Gruß an die Männer gerichtet hatte, worauf er fortfuhr: „Er will ſie alle ſieben verkaufen, und ich müßte mich täuſchen, ließe er um den Preis nicht mit ſich handeln. Große Fehler ſind nicht an den Gäulen zu entdecken; aber meine zwei Augen ſehen nicht ſo viel, wie Eure acht. Da möcht' ich rathen, daß auch Ihr ſie ordentlich abſchätzt, ſo lange der Tag noch leuchtet."

Gemächlich, wie um den Verkäufer über ihre Bereitwilligkeit zu täuſchen, erhoben ſich die Männer und traten,

Digitized by Google

die Pferde mit den Blicken prüfend, zu beiden Seiten des Strolchs hin.

„Der Schimmel gefällt mir am beſten," ſprach der Farmer, in deſſen Begleitung Adams gekommen war, „da denk' ich, es wird mir Keiner das Vorkaufsrecht abſtreiten."

„Ich will verdammt ſein," rief ein Anderer mit erheucheltem Erſtaunen aus, „wenn dieſer ſelbige Schimmel nicht vor acht Wochen noch am Red-River in meiner Einfriedigung Maiskörner knackte."

Wie von einer tödtlichen Waffe getroffen und plötzlich vollſtändig ernüchtert, fuhr Adams nach ihm herum. In demſelben Augenblick fühlte er ſich hinterrücks von ſehnigen Armen umſchlungen, und bevor er recht ahnte, was ihm drohte, oder nach ſeinen Piſtolen zu greifen vermochte, lag er auf der Erde und war ein halbes Dutzend Hände eifrig damit beſchäftigt, ihn in einer Weiſe zu feſſeln und zuſammenzuſchnüren, daß es ihm unmöglich, auch nur ein Glied zu rühren. Zugleich waren vier andere Männer aus dem nahen Gebüſch getreten und beobachteten gleichmüthig, als hätte ein Hammel für die Schlachtbank hergerichtet werden ſollen, den Elenden, der im Uebermaß des Entſetzens nur noch röchelndes Stöhnen hervorbrachte. Das ihn lähmende Grauſen wurde dadurch erhöht, daß nicht nur die ihm fremden Männer in finſterem Schweigen verharrten, ſondern auch der Choctaw nicht die leiſeſte Spur von Theilnahme für ihn verrieth.

„Leute," keuchte er endlich auf dem Gipfel namenloſer Beſtürzung, „was ſoll das heißen? Was wollt Ihr von mir?"

Da trat der alte Grenzer vor ihn hin. Eine Weile betrachtete er das in Todesangst gräßlich verzerrte Gesicht des Räubers mit Unheil verkündender Ruhe; dann hob er an: „Es soll heißen, daß wir vom Red-River her seit zwölf Tagen unterwegs sind, unsere Weiber und Kinder, Felder und Heerden schutzlos zurückgelassen haben, um des Schurken habhaft zu werden, der nun schon zum zweiten Male in unsere Ansiedelungen einbrach und die besten Pferde von unseren Weiden holte. Derselbe Schurke liegt jetzt hier; und an uns ist es, unsere Heimstätten ein für alle Male gegen fernere Räubereien zu sichern."

Bei dieser Ankündigung fühlte Adams das Blut in seinen Adern gerinnen. Es war ihm klar, daß er in der Gewalt der eisenharten Männer auf keine Barmherzigkeit zu hoffen habe.

„Es ist nicht wahr!" rief er aus, und er, der kurz zuvor erst einen Mitmenschen mit teuflischer Lust marterte, wand sich jetzt selbst in Höllenqualen, „nein, nicht ich stahl die Pferde, wenn sie überhaupt gestohlen wurden, sondern Leute, denen ich sie ehrlich abkaufte. Indianer waren es — Komanches —"

„Auch den Schimmel?" hieß es mit unerbittlicher Strenge. „Ich vermuthe, dafür hast Du keine Ausrede; denn ich kenne den Mann, in dessen offenes Haus Du einbrachst, dessen sauren Schweiß langer Jahre Du zu Dir steckteſt und dessen Pferde Du, gemeinschaftlich mit zwei rothhäutigen Schurken, davongetrieben hast; wär's weiter nichts, so stände darauf allein schon der Strang."

„Um Gottes willen — Leute — Irrthum, Alles Irr-

thum und Mißverſtändniſſe," hob Adams ächzend an, als ein jüngerer Mann vor ihn hintrat und ihm zurief:

„Beflecke Deine letzte Stunde nicht mit den verfluchteſten Lügen, die je von einem Verbrecher erſonnen wurden. Mir ſtahlſt Du mein Geld, mir raubteſt Du die Pferde, mein Haus verwandelteſt Du in eine blutige Mordhöhle, indem Du einen Mann, der freilich nichts Beſſeres werth, darinnen über den Haufen ſtachſt. Und meine Frau iſt es, die heute noch daran ſiecht, daß ſie keine drei Ellen weit von Dir Zeuge Deiner Miſſethaten ſein mußte. Wenn Du alſo nicht willſt, daß ich Dir Deinen verruchten Kopf zertrete, ſo rede zu den alten Lügen keine neuen."

„Es wird ſich Alles aufklären — es muß ſich aufklären, ich bin unſchuldig," ſchrie der Räuber mit halb erſtickter Stimme. „Wenn Ihr glaubt, daß ich Einen ſchädigte, ſo bringt mich nach dem Fort. Da gibt's Männer, die nicht Partei ſind — ihrem Richterſpruch will ich mich unterwerfen."

„Wir brauchen keinen anderen Richterſpruch, als den unſerigen," entſchied der alte Farmer wieder finſter; „wir befinden uns hier auf freiem Indianergebiet und handeln, wie es uns von rechtſchaffenem Denken eingegeben wird. Sattelt die Pferde," kehrte er ſich den Gefährten zu, „hier haben wir nichts mehr zu ſuchen."

Schweigend entfernten ſich die Männer. Einen Blick des Grauſens warf Adams auf den Choctaw, der ihn kaum beachtete.

„Mann," rief er ihm wie im Wahnwitz zu, „wenn Du auf ein ſeliges Ende für Dich und die Deinigen hoffſt,

ſo eile nach dem Fort! Sage dem Kommandanten, was hier vorgeht — Mann — ich beſitze noch Geld — Alles ſoll Dir gehören — beeile Dich!"

„Wer Pferde ſtiehlt, gehört an einen Baumaſt," antwortete der Choctaw gleichmüthig, und ſorglos ſah er über den Gefeſſelten hinweg.

Ausdruckslos, wie infolge eines Schlaganfalls, ſtarrte Adams in's Leere. Dann ſtieß er ein wahrhaft thieriſches Gebrüll aus. Zugleich zerrte er wild an ſeinen Banden. Der alte Farmer trat an den nächſten Baum und nahm eine der dort ſtehenden Büchſen. Kaltblütig ſpannte er den Hahn und ohne die Waffe zu erheben, richtete er deren Mündung auf den Kopf des Räubers. Dieſer verſtummte ſchaudernd, und mit einem Ausdruck, der nicht mißverſtanden werden konnte, erklärte der Farmer: „Schurke, niederträchtiger, wir brauchen keinen Menſchen zu fürchten. Verſuchſt Du aber nochmals, durch Dein Geheul Jemand herbeizurufen, ſo biſt Du beim nächſten Athemzuge ein todter Mann. Anderenfalls ſollſt Du noch in dieſer Nacht vor eine Anzahl ehrlicher eingeſchworener Richter geſtellt werden, und wie deren Wahrſpruch lautet, ſo geſchieht es. Weißt Du noch einen Zeugen, der für Deine Unſchuld eintritt, ſo nenne ihn —"

„In der Stadt weilt er, hier in Fort Smith," fiel Adams mit neu erwachender Hoffnung ein, „Charon — der Fährmann am Kanadian — ein Freund von mir. Er wird für mich bürgen —"

„Unſinn," ſchnitt der Farmer ihm das Wort ab. „Der bürgt für Dich ſo wenig, wie ich ſelber, oder er beginge

eine Dummheit in gutem Glauben. Denn er weiß noch nicht, daß Du auch in ſein Haus einbrachſt, ſeinen Tiſch gewaltſam öffneteſt und ſein Geld raubteſt. Er weiß noch nicht, daß Deine braunen Genoſſen ihm das Kind entführten, ob todt oder lebendig, das mag Gott wiſſen, auf alle Fälle macht die Angſt ein Ende mit dem Mädchen und Du biſt auch ſein Mörder. Nein, den Fährmann weiſe ich als Zeugen zurück, ihn und jeden Anderen, der noch ein Wort für Dich einlegen möchte."

„Erbarmen, habt Erbarmen um meines Alters willen," flehte der Räuber keuchend, als der Farmer ihm durch eine Handbewegung Schweigen gebot.

„Je weniger Du redeſt, um ſo beſſer für Dich," fügte er mit undurchdringlichem Ernſt hinzu. „Was kommen ſoll, kommt. Keine Macht der Erde kann das Dir beſtimmte Loos von Dir abwenden. Nicht zum Zeitvertreib haben wir uns auf ſo lange von Haus und Hof getrennt," und ſich auf die Büchſe lehnend, beobachtete er die Gefährten, welche die Pferde herbeitrieben, ſattelten und bepackten und ſich zum ſchleunigen Aufbruch rüſteten. Die gedämpften, verzweiflungsvollen Klagen des Räubers ſchien er nicht zu hören.

Nachdem alle Vorbereitungen beendigt waren, wurde Adams auf den Schimmel, welchen er ſo lange geritten hatte, feſtgeſchnürt. Wie einen todten Gegenſtand behandelte man ihn. Er ſelbſt vermochte nur noch zu wimmern und zu weinen. Nach einem kurzen Abſchiedsgruß an den Choctaw ſetzte die unheimliche Karawane ſich in Bewegung. Die zurückerbeuteten Pferde wurden vorausgetrieben. Ihnen

folgte ein Reiter, den Schimmel mit dem Verbrecher am Zaume führend. Neben diesem ritt ein Farmer, die Büchse quer vor sich auf dem Sattel und deren Mündung auf den Gefangenen gerichtet.

Als der Zug in die Landstraße einbog, war die Sonne eben untergegangen. Die Dämmerung verdichtete sich zur sommerlichen Dunkelheit. Die Sterne funkelten. Deren Glanz mäßigte sich, als im Osten der halbe Mond langsam emporstieg. Es war eine kühle, thauige, eine erquickende Nacht. Eine Nacht, wie für glückliche, heitere Reisende geschaffen. Gemächlich schritten die Pferde einher. Schweigend hingen die Männer in den Sätteln. Die Qualen, welche der gefesselte Räuber während des Marsches erlitt, waren ärger, als zehnfacher Tod. — —

Eine böse Nacht hatte Charon in dem Gasthofe verlebt. Zu furchtbar hatte das Gespräch mit Adams, das grausame Beleben alter Zeiten ihn ergriffen. Wie Blei lag es auf seinen Lidern, und doch blieb ihm der Schlaf fern. Zagend gedachte er der Zukunft, die ihm wie mit einem schwarzen Bahrtuch verhangen erschien. Wo und wie sollten die Qualen endigen, welche der stets in seinen Spuren folgende arglistige Feind ihm bereitete? Was stand Denen bevor, deren Loos mehr oder minder mit dem seinigen verknüpft oder vielmehr bis zu einem gewissen Grade von demselben abhängig? Wohin er die Gedanken wenden mochte: überall begegneten sie endlosen Sorgen und vernichtenden Bildern. Sogar der stillen Heimstätte bei der Fähre gedachte er mit heimlichem Grauen. Ihm war, als hätte er die vertrauenden Blicke

Digitized by Google

ſeines lieblichen Schützlings nicht länger zu ertragen vermocht, als hätte er in denſelben die herbſten Anklagen leſen müſſen, die ſich auf weit zurückliegende Ereigniſſe bezogen und dennoch in unverwelklicher Friſche in ſeinem Gedächtniß fortlebten.

Zerſchlagen an Geiſt und Körper erhob er ſich folgenden Morgens. In ſich gekehrt trat er die Heimreiſe an. Wie in einem Leichenzuge ſchritten die Pferde einher, indem ſie an dem Fort vorbei ihren Weg weſtlich verfolgten. So ging es weiter Stunde auf Stunde durch den thauigen Morgen, abwechſelnd im Schatten dicht verzweigter Haine und im goldenen Sonnenſchein. Das Eine bemerkte er ſo wenig, wie das Andere. Ihn erquickte nicht die friſche Atmoſphäre, beläſtigte nicht die wachſende Hitze. Ihn erfreute nicht das Gejubel der befiederten Waldbewohner, nicht das liebliche Grün von Baum, Strauch und Raſen, welches bei jedem neuen Schritt in veränderter Form ihm heiter entgegenlächelte. Sterbensmüde ſaß er auf dem ſtraff gefüllten Strohſack. Wie der Geiſt, ſchien auch die Kraft des zähen, eiſenharten Körpers gebrochen zu ſein. Sterbensmüde hielt er die ſchlaffen Zügel, unbenutzt lag die Peitſche neben ihm. Hätten die Pferde ſtill geſtanden, er würde es kaum bemerkt haben. Er war zu traurig, zu erbittert.

Bei einer kurzen Biegung des Weges, der aus dem Gehölz auf eine größere, mit wenigen alten Eichen und Hickorybäumen beſetzte Lichtung führte, ſchnaubten die Pferde argwöhniſch. Charon ſah auf. Er bemerkte einen Wolf, der ſcheu dem nächſten Dickicht zutrabte. Sein

zweiter Blick ſtreifte eine leichte Rauchſäule, welche einer von glimmenden Holzreſten umkränzten Aſchenfläche entſtieg. Ein großes Feuer mußte daſelbſt während der Nacht gebrannt haben. Zahlreiche Hufſpuren führten nach demſelben hin. Eine hundertjährige Eiche ſtand eine kurze Strecke abwärts. Sinnend betrachtete er den Baum, hinter deſſen Stamm hervor, indem der Wagen ſeine Stellung zu ihm veränderte, ein formloſer Gegenſtand mehr und mehr in ſeinen Geſichtskreis trat.

Plötzlich hielt er mit heftigem Griff die Pferde an. Zugleich packte er, wie um ſich dadurch aufrecht zu erhalten, mit der freien Fauſt den Rand des Wagenkaſtens. Die Farbe des Todes hatte ſich über ſein Antlitz ausgebreitet. Während er nach der gegen dreißig Schritte weit entfernten Eiche hinüberſtierte, ſchienen ſeine Augen ſich zu verglaſen.

Und ein furchtbarer Anblick bot ſich ihm in der That, ein Anblick, vor welchem auch ein verhärteteres Gemüth ſchaudernd zurückgebebt wäre.

Von einem der unteren Aeſte des Baumes hing an einem Laſſo eine menſchliche Geſtalt ſo tief nieder, daß kaum zwei Ellen Zwiſchenraum zwiſchen den Füßen und dem Erdboden blieb. Die Hände waren ihr auf dem Rücken zuſammengeſchnürt; das gräßlich entſtellte Antlitz kehrte ſie der Landſtraße zu. Anfänglich beherrſcht von verwirrendem Schrecken, ſah Charon nur einen vierſchrötigen Körper. Erſt allmählig erkannte er an Haar, Bart und Bekleidung ſeinen unermüdlichen Peiniger. Die Wirkung davon war eine niederſchmetternde. Er konnte nicht

faſſen, daß Jemand, mit dem er vor Stunden noch, wenn auch widerwillig verkehrte, ſo jäh von einem rächenden Geſchick ereilt worden. Da tauchte der Gedanke in ihm auf, daß vielleicht noch Leben in dem Elenden wohne, es noch nicht zu ſpät zur Rettung. Haſtig ſtieg er vom Wagen, doch näher tretend überzeugte er ſich leicht, daß der Tod längſt ſein Opfer gefordert habe. Sein Blick fiel auf ein Stück Papier, offenbar ein Blatt, welches einem Notizbuch entnommen und auf der Bruſt des Gehenkten augenfällig feſtgeſteckt worden war.

„Ein Mörder, Einbrecher und Räuber erlitt hier nach eingehender Klarlegung ſeiner Miſſethaten die verdiente Strafe. Richter Lynch," lauteten die mittelſt Bleiſtifts auf den Zettel geſchriebenen Worte.

„Mörder und Räuber," wiederholte er finſter. Er bedeckte die Augen mit der Hand. Seine Füße ſchienen mit dem Erdboden verwachſen zu ſein, die Kraft, den gräßlichen Anblick zu fliehen, ihn verlaſſen zu haben. Vergeſſen war in dieſen Minuten, daß der Mann, der hier in tiefer Einſamkeit gerichtet worden, ſein Loos hundertfach verdient hatte; vergeſſen die Leiden, welche derſelbe ſeit ſeinem Eintreffen auf der Fähre ihm bereitete, die unheimlichen Drohungen und Erpreſſungen, deren Opfer er ſo lange geweſen. Vergeſſen endlich, daß Jemand unwiderruflich aus ſeinem Wege geräumt worden, den er, ob wachend oder träumend, über Alles fürchtete; Jemand, in deſſen Gewalt es lag, ein ſchreckliches Verhängniß auf argloſe Menſchen herab zu beſchwören, einen vor einer Sterbenden abgelegten heiligen Eid hinfällig zu machen;

und wer konnte wissen, was nicht schon geschehen war. Ja, vergessen war Alles, was ihn bisher mit Angst und Sorgen des tückischen Verräthers gedenken ließ. Nur einen ihm bekannten Menschen sah er vor sich, der gewaltsam vom Leben zum Tode befördert worden, dessen Stimme, gleichviel ob in wilden Flüchen und trotzigen Verwünschungen oder in jammervollem Flehen, über die Lichtung und durch die Baumwipfel zitterte, und der nun dahing starr und todt, gestorben auf entsetzliche Art, preisgegeben dem Gethier des Waldes und gierigen Fluginsekten, die in Schaaren ihn umschwärmten.

Er streckte die Hand nach oben, um den Strick zu zerschneiden, und schaudernd zog er sie zurück. Er gewann es nicht über sich, den Leichnam zu berühren; und woher hätte er die Mittel nehmen sollen, eine Gruft zu schaufeln und dem elenden Räuber eine letzte Ruhestätte zu bereiten?

„Du hast Dir Dein Loos selber bereitet," sprach er unwillkürlich mit einem letzten düsteren Blick auf den Todten, „ich habe keinen Antheil daran. Dein Ende entspricht Deinem Leben."

Er kehrte sich ab und schritt nach dem Wagen zurück. Sein verwittertes Antlitz hatte sich noch mehr verhärtet. Mit fester Hand ergriff er die Zügel und trieb er die Pferde an. Nach der Eiche hinüber zu schauen wagte er nicht mehr. Ihm war, als hätte der Todte ihn nach alter Weise höhnisch angrinsen, ihm noch eine seiner gewöhnlichen versteckten Drohungen nachsenden müssen. Doch je weiter er sich von der Stätte eines grauenhaften Gerichtsverfahrens entfernte, umsomehr trieb er die Pferde

an. In demſelben Maße, in welchem er ruhiger über eine Handlung urtheilte, die nicht mehr ungeſchehen gemacht werden konnte, ſehnte er ſich dringender nach ſeiner Hütte, nach dem Anblick befreundeter Menſchen, nach dem kindlich frohen Gruß ſeines holden Schützlings. — —

Folgenden Tages zur ſpäten Nachmittagsſtunde traf Charon erſt wieder in der Nachbarſchaft der Fähre ein. Bevor die Hütte in ſeinen Geſichtskreis trat, wurde er Fakit's anſichtig, der neben dem Wege auf dem Raſen lag. Er hatte ihn offenbar erwartet, denn in Sprechweite von ihm gelangt, erhob er ſich, und neben den Wagen hinſchreitend, begrüßte er Charon in ſeiner gewöhnlichen ruhigen Weiſe. Dieſer hatte die Pferde angehalten und ſah befremdet in das braune Antlitz. Eine Ahnung ſagte ihm, daß am wenigſten eine freundliche Urſache ihm den Indianer entgegengeführt habe. Er kam ihm daher mit der Kunde zuvor, daß Adams die Reſervationen nicht mehr betreten werde.

„Ich weiß es," antwortete Fakit gelaſſen, „die Männer, die ein Ende mit ihm machten, warten bei der Fähre auf meinen Freund. Sie wollen ihn begrüßen, ihm das Geld zurückgeben, welches der Schurke aus dem erbrochenen Tiſche nahm."

„Auch das noch," verſetzte Charon finſter, aber noch immer ſuchte er in den undurchdringlich ernſten Zügen ſeines Freundes, „nun, er hat zum letzten Mal die Hand nach fremdem Eigenthum ausgeſtreckt."

„Jagten wir den Schurken aus den Reſervationen, als er zum erſten Mal den Kanadian kreuzte, war es

beſſer. Mein Freund duldete es nicht. Jetzt wird er es bereuen."

„Was iſt's, Fakit?" fragte Charon herbe, „ich errathe es, ein neues Unglück hat mich betroffen. Sprechen Sie nicht länger in Räthſeln. Ich bin ein Mann, ich kann Alles ertragen."

„Mein Freund iſt ein Mann," beſtätigte der Kreek, „ich bin ihm entgegen gegangen, um mit ihm zu reden. Es iſt beſſer für ihn, er weiß Alles, wenn die Männer ihn begrüßen. Steige mein Freund vom Wagen. Hier auf dem Raſen iſt Platz für uns Beide. Die Pferde ſtehen gut hier. Sie kommen früh genug auf die Weide."

Schweigend leiſtete Charon Folge. Welche Bilder auch immer ihm vorſchweben mochten: kein Muskel ſeines Antlitzes regte ſich. Nicht einmal Eile verrieth er, das zu erfahren, was Fakit zu den unheimlichen Andeutungen veranlaßte. Der verhängnißvollſte Schlag konnte ihm nicht mehr überraſchend kommen.

Gleich darauf lagen die beiden Freunde auf dem Raſen, Fakit in ſeiner eigenthümlichen kurz abgebrochenen, jedoch deutlichen Weiſe ſchildernd, Charon ſeinen Worten mit der Unbeweglichkeit eines niedergebrochenen Baumſtammes lauſchend. Nur einmal erbleichte er, während verhaltener Jammer Mitleid erregend aus ſeinen Augen lugte; es geſchah, als Fakit auf Grund ſeiner ſcharfſinnig geführten Nachforſchungen erklärte, daß Molly, um von der Sykomore hinunterzuſtürzen, dieſelbe nur im Schlaf betreten haben könne. Dann aber erſtarrten ſeine Züge förmlich. Keine Klage kam über ſeine Lippen, von keinem

Digitized by Google

Plan zur Befreiung des geraubten Mädchens ſprach er. Nachdem Fakit aber geendigt hatte, preßte er deſſen Hand, als hätte er ſie aus dem Gelenk drehen wollen. Fakit erwiederte den Druck, und darin lag eine Verſtändigung, wie ſie durch die heiligſten Betheuerungen nicht zuverläſſiger herbeizuführen geweſen wäre. —

„Ich weiß Alles," ſprach Charon zu Milford, als er etwas ſpäter in des Kreek's Begleitung nach dem Vorplatz der Fährhütte hinauffuhr und der junge Mann an den Wagen herantrat, „ich weiß Alles," und unter den tief gerunzelten Brauen hervor ſandte er einen düſteren Blick zu den Grenzern hinüber, die ſich unter den Bäumen häuslich eingerichtet hatten. „Freund Fakit ſetzte mich bereits von dem Geſchehenen in Kenntniß. Ich will an nichts mehr erinnert werden, was ohnehin rege genug in mir lebt."

Ehrerbietig ſah Milford zu dem Fährmann auf. Wie mußten die jüngſten Ereigniſſe ſein Inneres zerreißen, daß nicht einmal ein Schatten ſeiner Empfindungen auf dem undurchdringlich harten Antlitz zum Durchbruch gelangte. Nur hagerer ſchien er noch geworden zu ſein. Theilnahmlos blickten ſeine Augen, und doch glaubte Milford in ihnen etwas zu entdecken, was an eine gefährliche Entſchloſſenheit erinnerte. Eintöniger, kälter klang auch ſeine Stimme, als er mit dem jungen Manne und Fakit, die ihm beim Ausſpannen hilfreiche Hand leiſteten, ein aus oberflächlichen Bemerkungen beſtehendes Geſpräch eröffnete.

Während jene den Wagen nach dem kleinen Hofe

hinauffuhren, die Pferde ausspannten und nach der Weide hinausführten, hielt Charon in der Hütte flüchtige Umschau. Wieder in's Freie hinaustretend, betrachtete er den Bären eine Weile finster. Nachdem das Thier ihn, wie jeden anderen Fremden, flüchtig beschnuppert hatte, schritt es auf beschränktem Raume wieder unruhig hin und her.

„Tommy, wir haben viel verloren," redete er den Bären gedämpft an, der, abweichend von seinen früheren Gewohnheiten, ihm gar keine Aufmerksamkeit schenkte, „warst Du wachsamer, hätte das Unglück nie geschehen können. Was liegt an dem Schurken, der unter Deinen Zähnen verendete."

Jetzt erst schritt er zu den Grenzfarmern hinüber. Bisher hatte eine gewisse Scheu ihn von denselben ferngehalten. Als aber die verwitterten zähen Gestalten ihn umringten, ihn ehrerbietig begrüßten und unter Betheuerungen aufrichtiger Theilnahme ihm die Hände drückten, da sah er in den ihm treuherzig Entgegenkommenden nicht mehr die unbarmherzigen Vollstrecker eines furchtbaren Urtheils, sondern die von ehrenwerthen Gesinnungen durchdrungenen Richter, welche da, bis wohin die Strenge der Gesetze nicht reichte, aus eigener Machtvollkommenheit und ruhigen Gewissens denselben Geltung verschafften.

Mit Widerstreben, als wäre es mit Blut besudelt gewesen, nahm er von ihnen das Geld in Empfang, welches er als das seinige anerkennen mußte. Eine flüchtige Prüfung des Tisches hatte ihn belehrt, daß neben dem Gelde auch seine Briefschaften fehlten. Auf sein Befragen

erfuhr er, daß man nicht den kleinſten Zettel bei dem Räuber gefunden habe. Er entſann ſich der bedrohlichen Worte, welche Adams in Fort Smith Angeſichts der von dem Dampfer entſendeten Rauchwolken an ihn richtete, und ſein Herz ſchnürte ſich zuſammen bei dem Gedanken an den folgenſchweren Mißbrauch, der wahrſcheinlich mit den entwendeten Papieren getrieben worden.

Nachdem Milford und Fakit ſich ihm zugeſellt hatten, verweilte er noch einige Zeit im Kreiſe der Farmer; dann nahmen die für die Nacht zu treffenden Vorkehrungen die Aufmerkſamkeit jedes Einzelnen mehr oder minder in Anſpruch.

Folgenden Morgens in der Frühe brachen die Farmer zur Heimreiſe auf. Ihr Abſchied von Charon war ein herzlicher. Die Hoffnung, bald wieder bei Weib und Kind zu weilen, die um ſie bangten und ſorgten, erfriſchte ihre Lebensgeiſter. Ihre Befriedigung wurde erhöht durch das Bewußtſein, die lange Irrfahrt nicht umſonſt unternommen zu haben. Bildeten die zurückerbeuteten Thiere doch einen Hauptbeſtandtheil der Habe des Einen und des Anderen.

Milford ſchloß ſich ihnen nicht an. Die ernſteſten Gegenvorſtellungen Charon's vermochten nicht, ſeinen Willen, nur dem eigenen Empfinden Rechnung zu tragen, zu erſchüttern. Er blieb, um ſich an den Verſuchen zur Entdeckung Molly's und deren Befreiung mit ganzer Seele zu betheiligen. Aber einen Brief an Sparewood gab er den Grenzern mit, in welchem er den alten Gefährten für die Dauer ſeiner vorausſichtlich längeren Abweſenheit mit der langſamen Weiterführung der Vermeſſungen beauftragte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Gypshöhle.

Das organische Leben auf der unabsehbaren Prairie ist gestorben. Was der Lenz verheißend hervorlockte, der Frühsommer lieblich entfaltete: es sank dahin unter dem vernichtenden Einfluß der von dem unabänderlich wolkenlosen Himmel niederbrennenden Sonne. So weit die Blicke reichen, dehnt es sich eintönig aus in der Farbe starrer Sandwüsten. Kein Baum, kein Strauch grüßt das Auge. Todesschweigen herrscht überall. Außer einigen hügelartigen Bodenanschwellungen, die in ihrer Verlängerung an breite Meereswogen erinnern, denen ein gebieterisches „Halt!“ zugerufen worden, unterbricht nichts die beängstigende Einförmigkeit. Wo das nackte staubige Erdreich nicht zu Tage tritt, bedeckt nahrungsloser, zusammengeschrumpfter kurzer Rasen, versengter Wolle ähnlich, die einst lachend grüne Ebene. Kein sichtbares Thierleben auf dem Erdboden, keins in den Lüften. Sogar ältere Wildspuren wurden verwischt durch feindselige Dürre und Winde. Höchstens entdeckt man einen metallisch glänzenden Laufkäfer, der eiligst seinen ungebahnten Weg verfolgt, oder eine wunderlich gehörnte Eidechse, die ihre zierliche Drachengestalt dem heißen Sande behaglich anschmiegt. Ausgetrocknet sind Bäche und Quelladern; verdampft die letzte Feuchtigkeit in den muldenförmigen Einsenkungen, den natürlichen Cisternen verschollener atmosphärischer Niederschläge; als fest gebackene Wannen erscheinen die runden Vertiefungen, in welchen der wan-

dernde Biſon ſeine Schlammbäder nahm. Nur in den Gypsregionen, die ſich von Texas weit nach Norden erſtrecken, bergen tiefe Pfuhle noch Waſſer; aber es iſt brackiſch, nur genießbar, wenn die lechzende Zunge am Gaumen gleichſam feſttrocknete. Ob hier der Arkanſas, reich geſpeist im fernen Weſten, ſeine gelblichen Fluthen ungeſtüm wirbelnd öſtlich trägt, dort der Kanadian ſeinen geringeren Waſſervorrath mehr durch eine mächtige Sandſchicht hindurch, als über dieſelbe hinweg befördert: es hat keinen Einfluß auf die weitere Umgebung. Das iſt das Bild der Prairie zwiſchen dem Kanadian und dem Arkanſas, wenn der Himmel ſie über die ſommerlichen Monate hinaus mit ſeinen befruchtenden Segnungen ſtiefmütterlich behandelt, ſie vergeſſen hat.

Obwohl ſchon Mitte September, brannte die Sonne noch immer ſengend auf die gelbgraue Ebene nieder. Was die Erde an nächtlicher Kühle einſaugte, ſie gab es ſehr bald wieder von ſich. In geringer Höhe oberhalb derſelben begegneten ſich ungleich erwärmte Luftſchichten, in ihrem Zuſammenſtoß das neckiſche Spiel der Fata Morgana erzeugend. Die geiſterhaften Schlöſſer, Pyramiden und Obelisken, die verzerrten Spiegelbilder ferner, unterhalb der Linie des Horizontes befindlicher Unebenheiten, waren beim Höherſteigen der Sonne bereits zerronnen und an deren Stelle trügeriſche, ſcheinbar wellenſchlagende Waſſerſpiegel getreten. Regungslos war die Atmoſphäre, regungslos, wie ſeit Wochen und Monaten. Nur hin und wieder eilte es geſpenſtiſch über den durſtigen Erdboden hin, wenn Wirbelwinde Staub, Grasreſte und

bis zur Gewichtlosigkeit ausgedörrte Stauden säulenartig in die Lüfte emporbrehten, um nach kurzem Spiel Alles wieder aus einander zu streuen.

Einen gespenstischen Eindruck in dieser traurigen Einöde erzeugte es auch, als auf der Abflachung einer kaum zehn Fuß hohen, hügelartigen Bodenerhebung mit vorsichtiger, kaum wahrnehmbarer Bewegung ein schwarz behaarter Kopf sich aus dem steinigen Erdreich in's Freie schob. Kurze Zeit spähten zwei dunkle Augen nach allen Seiten über die weithin absehbare trostlose Ebene, dann folgten zwei breite, in verschlissenen grünen Kalikot gekleidete Schultern nach. Gleich darauf kauerte Fakit neben der engen Oeffnung, die zwischen scharfkantigem, massivem Gestein hindurch in den Hügel hinabführte. Es war dies eines jener merkwürdigen Gypsnester, wie solche sich nach Süden hin weit über den Kanadian hinaus, wenn auch nur vereinzelt, wiederholen. Durch unterirdische Gewalten einst emporgetrieben, haben sich auf solchen Stellen kleinere und größere leere Räume in der Gypsformation gebildet, welche beim Erhärten der weichen Masse sich noch erweiterten und Risse und Sprünge nach allen Richtungen entsendeten. Die wenigsten dieser Höhlen sind zugänglich; denn selbst da, wo sie durch breitere Risse mit der Außenwelt in Verbindung stehen, sind deren Wände so scharf gezahnt, daß sie eben nur den dort sehr zahlreichen Klapperschlangen und kleineren Nagethieren als Verkehrswege dienen. Die etwas umfangreichere Oeffnung dagegen, neben welcher Fakit sich niedergelassen hatte, verdankte ihr Entstehen augenscheinlich dem Umstande, daß aus der Deck-

lage ein Stück ausgebrochen war, wodurch ein verhältnißmäßig bequemer Weg in die enge Höhle hinab frei gelegt wurde. Da letztere wegen der giftigen Reptile und der Schärfe des Geſteins von den Eingeborenen gemieden wurde, hätten daher Leute, welche ſich verborgen zu halten wünſchten, keine geeignetere Zufluchtsſtätte finden können.

„Es iſt Alles ſicher," ſprach Fakit nach einer längeren Pauſe in die Höhle hinab. „Hier oben ſitzen wir ebenſo gut, wie da unten. Steine genug vorhanden; Steine nehmen den Eindruck der Füße nicht an."

Er ſtreckte die Hand aus, um ein Fernrohr in Empfang zu nehmen, und wie er ſelber kurz zuvor, arbeitete ſich jetzt Charon in's Freie hinaus. Ihm auf dem Fuße folgte Milford. Sie wie Fakit trugen im Aeußeren die unverkennbaren Spuren einer langen, mühſeligen Wanderung, auf welcher Pferde, abgeſehen von dem überall herrſchenden Futtermangel, ihnen ein Hinderniß geweſen wären. In ihrer Begleitung befanden ſich Jung Biber, der Sohn des berühmten Delawaren-Führers Sikito-Maker, d. h. Schwarzer Biber, und Johnſon, der Sohn Fakit's, zwei ſchlanke, gewandte Burſchen, die von der Jagd und abenteuerlichen Streifereien mehr hielten, als von den Arbeiten auf den Aeckern ihrer Väter.

Zur Zeit ſchliefen ſie unten in der Grotte. Wie vorhergehenden Tages waren ſie auch heute erſt beim Grauen des Morgens mit gefüllten Waſſerbehältern zurückgekehrt, nachdem ſie die Nacht zum ausgiebigen Kundſchaften verwendet hatten. Nach dem gegen vier engliſche Meilen weit entfernten Arkanſas waren ſie hinüber gewandert,

Digitized by Google

in deſſen tief gelegenem Thal eine Komanche-Abtheilung von dreißig und einigen Zelten ihr derzeitiges Heim aufgeſchlagen hatte. Ihre Aufgabe wurde dadurch erſchwert, daß der beinahe volle Mond auf das baumloſe Thal niederleuchtete, ſie alſo keinen anderen Schutz für ihre Bewegungen fanden, als den Schatten des mit Geſtrüpp bewachſenen Abhanges, der von der Ebene zu dem Thal niederführte. Was indeſſen möglich geweſen, hatten ſie geleiſtet. Sie hatten erſpäht, daß die Komanche-Zelte in beinah genau nördlicher Richtung von der Gypshöhle aufgeſchlagen worden waren, die aus mehreren hundert Pferden beſtehende Heerde eine kurze Strecke ſtromaufwärts in einer Erweiterung des ſpärliche Nahrung bietenden Thales weidete, und endlich, daß Molly in der That bei den wilden Steppenreitern weilte und auf's Strengſte von ihnen bewacht wurde. Doch nicht in der Mitte des Zeltdorfes hatte man ſie untergebracht, wo ihre Zauberkraft durch Beläſtigungen von Weibern und Kindern hätte geſtört werden können, ſondern ſtromabwärts in der Entfernung von ungefähr vierhundert Ellen vom Lager, wo das Thal ſich zu einem ſchmalen Streifen verengte, war ein beſonderes Zelt für ſie errichtet worden. Bei ihr, ſowohl als Wache, wie zur Pflege und Bedienung, befand ſich ein Komanchemädchen. Außerdem hatte man ihr zur größeren Sicherheit einen als umſichtig bekannten Krieger beigegeben, der indeſſen ihr Zelt nicht betreten durfte. Dieſer verbrachte die Nächte vor dem Eingang, wodurch es den beiden Kundſchaftern unmöglich gemacht wurde, einen Anblick Molly's zu gewinnen.

Wie die Befreiung Molly's unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen in's Werk zu ſetzen ſei, war den fünf Gefährten noch unklar. Sie wußten nur, daß in den nächſten Nächten etwas geſchehen mußte, wenn das Ausgehen der Lebensmittel, die ausſchließlich aus einem Säckchen fein geriebenen Maismehls, untermiſcht mit Zucker und Fleiſchpulver für Jeden beſtanden, ſie nicht zur Umkehr zwingen ſollte. Doch Charon und Milford hätten mit weniger Innigkeit an Molly hängen, Fakit und die beiden jungen Leute weniger von deren ſegensreichem Einfluß auf ihre Heerden und Felder überzeugt geweſen ſein müſſen, um nicht das Aeußerſte zu ihrer Befreiung aufzubieten. Wohl ſchwebte namentlich den beiden jungen Leuten vor, die Schildwache vor dem Zelt geräuſchlos zu beſeitigen, allein davon einen nachtheiligen Eindruck auf ſeines Schützlings Gemüthsſtimmung befürchtend, nannte Charon dies den letzten Ausweg, nachdem alle anderen Pläne ſich als nicht durchführbar erwieſen haben ſollten.

So lagen die Verhältniſſe, als die drei Gefährten neben dem Eingange zur Gypshöhle bei einander ſaßen, die Blicke dahin gerichtet, wo das Thal des Arkanſas ſich nur als unbeſtimmter ſchmaler Streifen auszeichnete. Charon hatte ſein Fernrohr zur Hand genommen und betrachtete mittelſt deſſelben die vereinzelten ſchmalen Rauchſäulen, welche die Lage und Ausdehnung des Zeltdorfes bezeichneten.

„Beſäßen die Komanches ebenfalls ſolch' Glas, ſo möchten wir ſie bald hier bei uns ſehen," bemerkte Fakit ſpöttiſch.

Charon antwortete nicht, ſondern das Fernrohr feſter packend, ſpähte er mit verſchärfter Aufmerkſamkeit über den Arkanſas hinweg nach der fernen Linie des Horizontes hinüber. Milford und Fakit erriethen, daß dort irgend eine Erſcheinung ihn befremde, und überwachten ihn geſpannt.

Endlich ſetzte er das Glas ab, und es Fakit reichend, bemerkte er wie von Zweifeln befangen: „Die in dem Zeltdorf mögen uns vorläufig nicht beunruhigen; allein da hinten, ſo weit, daß es für das ſchärfſte nackte Auge nicht erkennbar, regt ſich etwas. Ich halte es für Reiter, und zwar für einen ſehr großen Trupp. Anders vermag ich die ſchwarze Linie nicht zu deuten. Lebende Weſen ſind es auf alle Fälle. Ich entſinne mich genau, als ich vor einer Stunde Umſchau hielt, nichts Derartiges entdeckt zu haben.“

Fakit, vollſtändig vertraut mit dem Fernrohr, ſtellte es für ſein Auge und ſpähte lange hinüber. Als er es wieder abſetzte, offenbarte ſich Mißmuth in ſeinen Zügen.

„Mein Freund Charon hat gut geſehen,“ ſprach er ruhig, „lebende Weſen ſind es, aber keine Reiter. Eine Büffelheerde wandert da drüben. Nimmt ſie die Richtung auf hier und kreuzt ſie den Arkanſas, ſo ſehen wir die Komanches bald genug hier.“

„Büffel?“ fragte Milford ungläubig, „was könnte die Thiere dazu veranlaſſen, ihren Weg über die verſengte Steppe zu nehmen?“

„Die Pawnees mögen ſie ſchon am Nebraska aus ihrer Richtung gedrängt haben,“ meinte Charon nachdenklich.

Digitized by Google

„Nicht die Pawnees,“ wendete Fakit mit einer Miene der Ueberlegenheit zuverſichtlich ein. „Nein; Frühlingsthau weilt bei den Komanches; Frühlingsthau hat die Büffel angelockt. Sie werden ihren Weg an dem Zeltdorf vorbei nehmen.“

Er ſpähte wieder durch das Fernrohr. Nach einer Pauſe ſorgfältigen Beobachtens fuhr er fort: „Die Komanches ſind rege geworden. Sie haben die Büffel entdeckt. Reiter auf Reiter kommen nach der Ebene herauf. Sie eilen ſtromaufwärts, um den Thieren nach dorthin den Weg zu verlegen. Auch ſtromabwärts reiten einige. Die Komanches ſind ſchlaue Jäger. Sie verſtehen es, den Biſon zu jagen. Wir werden ſie ſehen, wenn unſer Schatten nach der anderen Seite herumgeglitten iſt. Ich ſteige hinunter. Schlafen will ich eine, zwei Stunden. Wer weiß, wie lange wir die Augen offen halten müſſen. Müde Augen ſehen nicht weit. Wollen meine Freunde länger hier ſitzen, iſt es gut. Ich rathe ihnen, ebenfalls Ruhe zu ſuchen,“ und mit den letzten Worten kehrte er ſich der Höhlenöffnung zu, in welche er alsbald hinabtauchte.

Abwechſelnd ſpähten Charon und Milford nunmehr nach der Richtung hinüber, in welcher die Komanches ihre Maßregeln zur Jagd trafen, dann wieder nach dem fernen Horizont hinüber, wo der ſchwarze Streifen, indem die Thiere dem Waſſer zudrängten, ſchnell an Umfang gewann.

„Wie wird Alles enden?“ eröffnete Charon finſter ein neues Geſpräch, nachdem ſie Fakit's Mittheilungen beſtätigt gefunden hatten. „Das arme Kind. Uns ſo nahe

und doch durch Hinderniſſe getrennt, die unbeſiegbar erſcheinen."

„Die ruhige Zuverſicht unſerer indianiſchen Freunde betrachte ich als die ſicherſte Bürgſchaft für den Erfolg," verſetzte Milford, obwohl auch ihn die ernſteſten Zweifel beſtürmten.

„Ich fühle mich ebenfalls dadurch ermuthigt," erklärte Charon, „und mit ganzer Seele klammere ich mich an die Hoffnung an, ſie wiederzuſehen. Wie aber werden wir die Aermſte nach den auf ſie herein gebrochenen verhängnißvollen Schlägen verändert finden!"

„Trotz ihres kindlich ſorgloſen Weſens übte ſie auf mich ſtets den Eindruck einer ſtarken Natur aus," erwiederte Milford ernſt; „wieder bei ihren Freunden wird ſie neu erblühen —"

„Nein, nein," fiel Charon ein, und tiefe Verbitterung offenbarte ſich im Tone ſeiner Stimme, „ihre Entführung, ihr langer Aufenthalt bei den wilden Steppenräubern, der Mangel alles deſſen, was bisher ihr anſpruchsloſes Daſein mit freundlichen Lichtern ſchmückte: Alles, Alles wird hinter ihr verſinken, ihr nachträglich keinen Kummer mehr bereiten; dagegen über ihren unſeligen Zuſtand aufgeklärt worden zu ſein — wie ſie das erträgt, mag Gott wiſſen. Und ich kenne ſie ſo genau, entſinne mich ſo lebhaft, wie einſt der bloße Gedanke an die Neigung zum Nachtwandeln ſie mit Grauſen erfüllte. Aerger als der Tod nannte ſie es, dazu verurtheilt zu ſein, nächtlicher Weile als Geſpenſt Wald und Moor zu durchſtreifen, Menſch und Thier zu ſchrecken und daher als unheim-

liches Geſchöpf gefürchtet und gemieden zu werden. Mir galt das als eine ſtrenge Mahnung zu verdoppelter Vorſicht. Alles Mögliche bot ich auf, ſie vor einer Aufklärung über ſich ſelbſt zu bewahren, und freundlich kamen die Nachbarn mir in meinem Beſtreben entgegen; allein gegen Ereigniſſe, wie ſolche ihre Entführung begleiteten, konnte ich ſie nicht ſchützen. Und ſo wird das Leben des armen theuren Kindes trotz ſeines ſeltenen Muthes fortan ein von Grauen durchwebtes ſein. Am beklagenswertheſten aber iſt, daß das Vertrauen zu ihren bewährteſten Freunden, von welchen ſie ſo lange bedachtſam getäuſcht worden, untergraben worden."

„Gibt es denn gar kein Mittel, ſie zu heilen?" fragte Milford erſchüttert.

„Keins," hieß es eintönig zurück. „Was nur immer in menſchlichen Kräften lag, ich habe es aufgeboten und vergeblich. Um ihren Schlaf zu einem traumloſen zu machen, ſuchte ich durch beinah übertriebene Anſtrengungen ihren Körper, durch unabläſſige Anſpannung des Geiſtes auch dieſen zu ermüden. Eine Milderung des räthſelhaften Leidens machte ſich bei ſolchem Verfahren zwar bemerkbar; allein ſie ganz von ihrem bewußtloſen Umherſchweifen zurückzuhalten, überſtieg meine Kräfte. Und welche Mühe koſtete es mich, welche Aufmerkſamkeit, die Spuren dieſer oder jener nächtlichen Wanderung von ihren Kleidern und Schuhen rechtzeitig zu entfernen. Bisher bot ſie ſtets ein Bild jugendfriſcher Kraft und Geſundheit: wird das ſo bleiben, nachdem ihr Gemüth plötzlich ſo ſchwer belaſtet worden? Das iſt eine Frage, die mich

tief bekümmert, und mit der eint ſich eine andere, nicht minder bedrückende. Ich beziehe mich auf die Zukunft. Denn bin ich ſelbſt auch im Stande, durch endloſe Wachſamkeit das Uebel auf das geringſte Maß zu beſchränken, wer wird meine Stelle einnehmen, ihr den treuen Schutz erſetzen, wenn ich nicht mehr bin? Ich frage, was wird dann ihr Loos ſein?"

„Ueberall findet ſie opferwillige Freunde —" hob Milford zaghaft an, und mit einem Ausdruck bitterer Entſagung fiel Charon ein:

„Freunde? Ja. Aber Freunde, welche ihr die ganze Ruhe opfern, nur ihr allein leben, geduldig — o, freudig endloſe Beſorgniſſe und ängſtliche Spannung über ſich ergehen laſſen — nein, um dazu ſich zu verſtehen, um ſich mit voller Hingebung einer ſolchen Aufgabe zu weihen, muß man ſie ſeit ihrer Kindheit um ſich geſehen, frühzeitig gelernt haben, die Liebenswürdigkeit ihres Charakters in vollem Maße zu ſchätzen, muß man erfahren haben, daß gerade unabläſſiges Sorgen und Aengſtigen dazu dient, ein geliebtes Weſen um ſo theurer zu machen. Bisher war ſie nicht nur meine Augenweide, ſondern auch die aller Menſchen, welche ihr begegneten. Ihre Schönheit und ihre Anmuth, ihr Frohſinn und ihre Herzensgüte warben überall und nie vergebens um Liebe, wendeten ihr die Herzen ſogar der braunen Eingeborenen zu. Schneller werden von jetzt ab die Jugendreize welken. An Stelle des holden kindlichen Vertrauens wird Scheu, ſogar nimmer ſchlummernder Argwohn treten. In ſeiner Abgeſchloſſenheit wird das Gemüth verbittern, und dann

bleibt nichts, was wirkliche ehrliche Theilnahme erwecken könnte."

„Und doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen," versetzte Milford förmlich schüchtern, „daß der Zufall ihr Jemand zuführt, der als eine freundliche Aufgabe — o, als ein Glück betrachtet, über ihr Wohl und Wehe wachen zu dürfen, der ihr Vertrauen hinlänglich gewinnt, daß sie einwilligt, des Lebens Freud und Leid mit ihm zu theilen."

„Sie meinen, daß sie sich verheirathet," erwiederte Charon beinah rauh, „nun ja, ich gebe zu, daß ich zuweilen die Hoffnung hegte, ihre verhängnißvolle Gewohnheit würde an der Seite eines geliebten Mannes ihren Abschluß erreichen, sagte mir aber jedesmal, daß selbst bei der aufrichtigsten Zuneigung sich schwerlich Jemand finden würde, der bereit, den Kampf mit diesem unheimlichen Uebel aufzunehmen. Denn wer auch käme: es wäre meine Pflicht, ihn über Alles zu unterrichten, und das würde wirken, wie ein vernichtender Wetterschlag aus heiterem Himmel. Doch mag das ruhen. Die Wandlung, welche sich jetzt in ihr vollzieht, vielleicht schon vollzogen hat, schließt die Fähigkeit aus, eines Mannes Glück zu begründen. Wie ich, ist auch Molly zum Dulden und Leiden bestimmt, nur mit dem Unterschied, daß es mich verdient trifft, wogegen das, was ihr aufgebürdet worden, eine Ungerechtigkeit des Himmels."

Tief auf seufzte Milford. Ueberrascht sah Charon auf ihn hin. In seinen Augen flackerte es wie erwachendes banges Verständniß. Und abermals gelangte jener Aus-

druck herber Entsagung auf seinem harten Antlitz zum Durchbruch, indem er, seine Blicke gen Norden kehrend, anhob: „Was reden wir jetzt über solche Dinge, während die Aermste da drüben in der schrecklichen Gefangenschaft schmachtet? Wer sagt uns, was die nächsten Tage bringen? Wer, ob unsere Mühen von Erfolg gekrönt werden, ob der Eine oder der Andere von uns seine Opferwilligkeit nicht mit dem Leben bezahlt, oder Molly selber nicht unserem Gesichtskreise auf immer entrückt wird?“ Er schüttelte sich, wie eine böse Vision von sich abwehrend, und mit stählern klingendem Organ fuhr er fort: „Die Thiere da drüben müssen arg vom Durst gepeinigt werden, daß sie eine so schnelle Gangart angenommen haben. Vermag man den schwarzen Streifen doch schon mit bloßen Augen zu unterscheiden. Fast erscheint es mir gefährlich, hier zu sitzen; diese Eingebornen sehen wie die Falken. Freilich, so weit können ihre Blicke unmöglich reichen. Folgen wir indessen dem Beispiel Fakit's, der nicht die kleinste Bewegung ohne bestimmten Zweck ausführt. Wer nur, gleich ihm, den Schlaf in der Gewalt hätte, wie manche peinliche Stunde vermöchte man dadurch aus seinem Leben zu streichen.“

Er hatte sich erhoben und auf den Rand des Eingangs der Höhle sich niedersetzend, glitt er bis unter die Arme in dieselbe hinab. Indem er den letzten Halt aufgab, fiel er nach unten, wo er auf die Füße zu stehen kam. In derselben Weise folgte Milford ihm nach.

In dem etwa zwölf Fuß im Durchmesser haltenden abgeschlossenen Raum herrschte eine Art Zwielicht, indem

nicht nur durch den hochgelegenen Eingang, ſondern auch durch mehrere Seitenſpalten das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Dadurch wurde ihnen zugleich Gelegenheit gegeben, nach verſchiedenen Richtungen hin, wenn auch in beſchränkten Grenzen, über die graue Ebene hinzuſpähen. Die Klapperſchlangen, deren man mehrere vorfand, waren beim erſten Eintritt getödtet und unter das verweſende Reiſig verſcharrt worden, welches von den dort hauſenden Nagethieren ſeit unberechenbaren Zeiten zuſammengetragen worden. Derſelbe bildete zugleich den beſten Schutz gegen das ſcharfe Geſtein. Fakit hatte ſich neben die beiden jungen Leute hingeſtreckt. Wie dieſe, ſchlief auch er feſt. Charon und Milford lagen dagegen lange, bevor ſie der einſchläfernden Wirkung der gedämpften Beleuchtung und der nur von ruhigen Athemzügen unterbrochenen tiefen Stille ringsum nachgaben. —

Die Sonne hatte längſt die Mittagslinie hinter ſich gelegt; nach Oſten herum geglitten waren die Schatten, als die drei Gefährten wieder auf der Abflachung des Hügels bei einander ſaßen und abwechſelnd mit Hilfe des Fernrohrs die ſich in der Ferne abſpinnenden Ereigniſſe beobachteten. Bei ihnen befanden ſich Jung Biber und Johnſon. Eine Luſt war es, die beiden ſchlank gewachſenen Geſtalten zu betrachten, wie ſie ihre geſchmeidigen Glieder im warmen Sonnenſchein dehnten und mit den dunklen Augen ſorglos umherblickten, als hätten ſie vor der heimathlichen Hütte nach erfolgreicher Jagd im Schatten Raſt gehalten. Außer Schurz und Ledergamaſchen trugen ſie keine Bekleidung, durch welche ſie in ihren

Bewegungen hätten gehindert werden können. Alles wurde erſetzt durch die wollene Decke, die zu jeder Zeit abgeworfen werden konnte.

Am Arkanſas herrſchte um dieſe Zeit Ruhe. Weder Mann noch Roß war zu entdecken. Nur die Büffel belebten charakteriſtiſch die Fernſicht. Kurz bevor ſie als geſchloſſene, langgeſtreckte Heerſäule den Strom erreichten, ſtockten ſie in ihren Bewegungen. Die Leitſtiere waren offenbar des vor ihnen liegenden Komanchelagers anſichtig geworden. Indem die ihnen folgenden Thiere bis auf die letzten Nachzügler vorwärts drängten, dehnte die bewegliche ſchwarze Maſſe ſich weithin nach beiden Seiten aus. Man war augenſcheinlich unſchlüſſig, wohin man ſich wenden ſollte. Doch der marternde Durſt und der Anblick des Waſſers führten eine ſchnelle Entſcheidung herbei. Eine Weile wogte und wand es ſich durcheinander, und ſtromaufwärts ſetzte der Zug, der gegen vierzehnhundert Mitglieder zählen mochte, ſich wieder in Bewegung. Es wurde unverkennbar die heftige Strömung berückſichtigt, welche dem nunmehr ſtillen Lager zuführte; denn über eine engliſche Meile wanderten die argwöhniſchen Thiere, bevor die Leitſtiere in das Thal hinabbogen. Mit wachſender Eile folgte die Heerde, keine zehn Minuten dauerte es, bis die letzten Nachzügler verſchwanden, und öde und todt wie zuvor lag die Ebene vor den ſpähenden Augen wieder da.

Geraume Zeit verſtrich, während die Thiere in dem Genuß des kühlen Waſſers ſchwelgten, geraume Zeit, bevor die Führer ihre Rieſenleiber den wirbelnden Fluthen

Digitized by Google

anvertrauten, um dem jenſeitigen Ufer zuzuſtreben. In lichten Reihen, bald ſchwimmend, bald watend, ſchloſſen die Gefährten ſich ihnen an. Sicher lag es in ihrer Abſicht, die Gelegenheit zu einem kärglichen Grasfutter im Thale des Arkanſas ſich nicht entgehen zu laſſen; die Komanchejäger hatten indeſſen den Zeitpunkt, in welchem die Heerde ſich weidend zerſtreute, zu ihrem Angriff gewählt. Denn als endlich die erſten Büffel eine halbe Meile unterhalb der Stelle, auf welcher ſie zum Strom hinabgewandert waren, wieder oben auf der Ebene erſchienen, da geſchah es nicht in gewohnter bedächtiger Weiſe, ſondern in wildem Lauf und, ein Zeichen jähen Schreckens, mit emporgeworfenen Schweifbüſcheln. In der nächſten Minute war der Rand der Ebene mit einer Staubwolke bedeckt, aus welcher nur die vorderſte Reihe der Flüchtlinge ſchwarz und formlos hervortrat. Aber auch Reiter ſpie das Thal gleichſam aller Enden aus, und was dann folgte, das verſchleierte der von Tauſenden von Hufen in wildem Rennen aufgewirbelte Sand und Staub.

Nach einer Weile aufmerkſamen Spähens ſetzte Fakit das Fernrohr ab, indem er gelaſſen bemerkte: „Sie nehmen die Richtung auf hier. Keine halbe Stunde dauert es, und wir betrachten die Thiere aus der Nähe. Es mag uns ſchaden, es mag uns Vortheil bringen. Ich denke, es bringt Vortheil. Frühlingsthau hat die Büffel angelockt. Sie weiß es ſelbſt nicht. Aber ihr Zauber wirkt. Er ſoll die Komanches aus dem Lager treiben, und das mag uns dienen. Aber hinunter jetzt. Jeder Athemzug bringt die Komanches näher. Finden ſie uns, ſo werden

wir ausgeräuchert, wie das Opoſſum aus einem hohlen Baumſtamm.“

Keiner antwortete. Wie Aale glitten die beiden jungen Männer über den Rand der Oeffnung in die Tiefe hinab. Ihnen folgten Charon und Milford. Nur Fakit weilte noch längere Zeit in der Oeffnung ſelbſt, durch die aufgelehnten Arme ſich in der Schwebe haltend. Erſt als er ohne Hilfe des Fernrohrs die aus der Staubwolke hervortauchenden einzelnen Thiere zu unterſcheiden vermochte, auf der von der flüchtigen Heerde durchmeſſenen Bahn dagegen mehrere Reiter, geſellte er ſich den Freunden wieder zu. Er fand ſie vor den verſchiedenen Spalten vertheilt, geſpannt darauf harrend, daß die wilde Jagd in ihren Geſichtskreis treten ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Schwäbin aus Palästina.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1. (Nachdruck verboten.)

In dem fruchtbaren Landstrich, den die Enz in ihrem unteren Lauf durch Württemberg durchfließt, befindet sich der Hof des Bauern Reinick. Er ist einer der wohlhabendsten unter den Landleuten dieser Gegend, und sein Hof in der besten Ordnung. Alle Gebäude auf demselben, das Wohnhaus, der Stall, die Scheuer, sind von Stein und mit Ziegeln gedeckt. Jedermann ringsum weiß, daß die Felder und Wiesen Reinick's immer wohl bestellt sind, und der Alte selber überall nach dem Rechten sieht.

So lange er den Hof besaß, und das war nun schon über dreißig Jahre her, hatte er darnach getrachtet, seine Güter ringsum zu vermehren und seinen Viehstand zu vergrößern. Einen letzten und sehnsüchtig lange erstrebten Triumph trug er in dieser Erwerbungspolitik vor ein paar Jahren davon, als er durch einen Handel mit dem benachbarten Bachbauer Tropp ein Waldstück zur Abrundung seiner Markung und den Bach damit zur Grenzscheide erhielt.

Digitized by Google

Das war geschehen, als er mit dem alten Tropp nach einem guten Verkauf des Erntesegens im Wirthshaus zu Großsachsenheim lustig ein paar Flaschen Besigheimer Rothen ausgestochen. Dabei hatte Reinick wieder einmal wegen der Waldecke, die dem Tropp gehörte, angebohrt, und während dieser sonst von dem Handel um Geld und gute Worte durchaus nichts wissen wollte, meinte er jetzt mit einem pfiffigen Lächeln in seinem bartlosen, runzeligen Gesicht:

„Gut, Christian! Sollst um den gebotenen Preis das schöne Waldstück bis zum Bach haben. Will's Dir doch endlich zu Gefallen thun. Nur mußt Du noch eine Bedingung eingehen, anders nicht."

Der kleine, untersetzte Reinick, mit einem scharf geschnittenen, ernsten Gesicht und von einem gewissen ehrwürdigem Ausdruck durch das silberweiße Haar, das ihm um die Schläfen hing, stutzte ob der letzten Worte seines Nachbars.

„Was willst' denn, Veit?" fragte er bedächtig.

„Nun, nichts Ungescheidtes, mein' ich, wär's, wenn Du einschlügst, daß mein Rickele und Dein Konrad einmal ein Paar würden."

„Meinst?"

Reinick wurde bei dieser Rückfrage noch bedächtiger, ehe er seine eigentliche Meinung über den unerwarteten Vorschlag abgab. Sein Sohn war zwanzig Jahre; das Rickele, des Bachbauern älteste Tochter, nicht jünger. Nach ein paar Jahren, wenn Konrad seine Soldatenzeit überstanden, würde er als Vater ihm den Hof übergeben und

Digitized by Google

ſich in's Altgeding mit ſeiner Frau zurückziehen. Dann mußte natürlich eine junge Bäuerin auf den Hof. Und warum ſollte dies das Rickele nicht ſein? Juſt hübſch war ſie nicht, aber auch nicht häßlich. Doch darauf kam es ja gar nicht an. Die Hauptſache war, daß ſie als ein gut Bauernkind ein ſtattlich Heirathsgut mitbekam; denn der Bachbauer hatte wohl ſo viel Vermögen wie Reinick, nur mehr Kinder zu verſorgen. Alſo grübelte der kleine, weißhaarige Alte und fand nichts Verdächtiges in dem Antrag. Und dann, die lang begehrte Waldecke kam bei dem Handel an das Gut, das dem Konrad einmal gehören ſollte. Das entſchied vollends.

„Topp!" ſagte darum nach ſeinem Grübeln Chriſtian Reinick. „Sei es ſo. Mein Konrad und Dein Rickele, wenn Du mir den Waldſpitz bis zum Bach verkaufſt, ſollen verſprochen ſein."

„Und das ſoll wahr und ein Wort ſein!" ſchlug der dürre, wettergebräunte Veit ein, worauf ſie zur Bekräftigung ihres Vertrages noch eine Flaſche mit einander tranken, ohne weiter darüber ein Wort zu verlieren. Was ſie ſo ausgemacht miteinander, war ihnen, das wußten ſie, ſo gut wie mit einem Eid erhärtet und noch giltiger, als wenn's ſchriftlich in aller Form abgeſchloſſen wäre.

Reinick erhielt nun zur ſchönen Abrundung ſeines Beſitzes die Waldecke, und ſein Sohn war fortan der erklärte Schatz von Rickele Tropp. Dagegen erhob ſich weder hüben noch drüben auf den Höfen ein Widerſpruch. Die beiden Verſprochenen fanden ihre Beſtimmung ganz des Landes und ihres Standes Brauch gemäß, und band ſie

auch die Liebe nicht eben an einander, ſo hielten ſie ſich nach ihrer nur auf den praktiſchen Zweck der Ehe gerichteten Einſicht für ebenbürtig und paſſend dazu. Mehr als ſonſt kamen ſie deshalb nicht zuſammen; nicht anders als Sonntags in der Dorfkirche und bei den herkömmlichen Wirthshaus-Tanzvergnügen auf der Kirmeß und an einzelnen Feſttagen, und da thaten ſie traulich mitſammen, wie es ihnen in ihrem Verhältniß erlaubt war, und bewieſen auch genugſam, daß ſie ſich gar nicht ungern hatten und mit ganz zufriedenem Sinn die Zeit abwarteten, bis ihre Hochzeit ſtattfinden könne.

Der Konrad wurde dann, weil's halt doch ſein mußte, Soldat und diente brav ſeine drei Jahre in Stuttgart ab. Als ein vierundzwanzigjähriger Burſche kehrte er heim, kräftig, mit einem friſchen, braunen Geſicht, das die feſten, kühnen Züge des Vaters trug, ein paar blitzende Augen darin und krauſes, dunkelbraunes Haar um die Stirn. Er hatte in der Soldatenzucht an Haltung unbedingt gewonnen, und wie er ſich jetzt ſo ſelbſtbewußt und mit einer großen Sorgfalt auf ſeine halb bäueriſche, halb ſtädtiſche Kleidung trug, war er einer der ſchmuckeſten Burſche der Gegend. Nun er zurückkam auf den väterlichen Hof, mußte ſein jüngerer Bruder denſelben verlaſſen, um ebenfalls Soldat zu werden. Mit ihm, dem Aelteſten, aber ging's an's Auseinanderſetzen wegen der Uebernahme des Hofes. Er ſollte denſelben jetzt erhalten, nachdem er zuvor zur Leiſtung des Altgedings an die in ihr Häuschen ſich zurückziehenden Eltern und zu einer Erbablöſung an den Bruder ſich verpflichtet. Die

Hochzeit mit dem Rickele sollte im kommenden Maimonat stattfinden und über den Winter bis dahin noch Alles auf dem Hofe beim Alten bleiben.

In diesen ruhigen und auch für die Zukunft so friedlich gesicherten Verhältnissen änderte sich jedoch etwas um die Osterzeit, als ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen auf dem Reinickhof eintraf, das fortan als Mitglied der Familie dort leben sollte. Es war die verwaiste Schwestertochter Reinick's und kam unter Begleitung eines älteren Mannes, der dieselbe Reise gemacht hatte, geraden Weges aus dem fernen Türkenlande Palästina.

Fast zwanzig Jahre war es her, daß ihre Eltern ihre schwäbische Heimath mit jenem fernen Lande vertauscht hatten. Religiöse Schwärmerei trieb den Vater dazu an, und alle Vorstellungen, welche damals Reinick gegen diese Auswanderung seines Schwagers mit Frau und Kindern erhoben, hatten nichts genützt. Denn nach dem Glauben desselben war die Heimath Jesu dazu bestimmt, die rechten Christen zu versammeln, um das verheißene und nahe bevorstehende tausendjährige Reich der paradiesischen Glückseligkeit zu erwarten und in dasselbe aufgenommen zu werden. Seit der unruhigen Zeit von 1848 gab es schon begeisterte Anhänger dieses Glaubens zumal im Remsthal und in dem Ludwigsburger und Marbacher Neckarbezirk, und sie hatten sich dann zu einer Sekte vereinigt, welche den Namen Tempelgesellschaft annahm. In jener Einfalt und frommen Sitte, die den ersten Christengemeinden zur Apostelzeit eigen gewesen, wollten sie ihr Leben einrichten und sich dadurch von der Sündhaftigkeit

und niedrigen Selbſtſucht der Welt abſondern. Dieſe Gemeinſchaft ſollte den neuen Tempel bedeuten, den ſie zu Ehren Chriſti errichteten und deſſen Aufbau ſie zum Zweck ihres Daſeins nahmen. Aber nicht inmitten der verdorbenen und entarteten Welt, wie ſie die Civiliſation in Europa bewirkt, ſollte dieſer Tempel erſtehen; ſondern dort, wo Jeſus einſt gelebt und gelehrt, in Paläſtina, in Jeruſalem und dem umliegenden Lande beſonders, war das Eden der wiedergeborenen Chriſtenheit.

Da nun die Auswanderung der Templer nach Paläſtina und die Niederlaſſung daſelbſt nicht ohne längere Vorbereitungen möglich war, errichtete eine Anzahl wohlhabenderer Männer der Sekte eine Familiengemeinſchaft auf dem Kirſchenhardthof bei Marbach am Neckar, wo ſie nach ihren neuen Glaubensſätzen lebten und gleichſam eine Vorſchule für die ſpätere Gemeinſchaft im gelobten Lande hielten. Von dieſem Hofe aus entſandte man Vertrauensmänner nach Paläſtina, um über die Verhältniſſe daſelbſt ſich zu unterrichten und nach ihrer Rückkehr Bericht abzuſtatten. Dieſe Berichte beſtärkten in den Gläubigen nur den Vorſatz zur Auswanderung, und als nun gar der Ausbruch des preußiſch-öſterreichiſchen Krieges im Jahre 1866 erfolgte, da hielt es einen Theil der Leute vom Kirſchenhardthof nicht länger, und ſie zogen, nachdem ſie Hab und Gut zu Gelde gemacht, nach Paläſtina.

Ihnen folgten nach und nach in kleinen Abtheilungen noch ein paar hundert Glaubensgenoſſen mit ihren Familien und ließen ſich theils in Jeruſalem ſelbſt, theils in Nazareth oder in Haifa, Beirut, Jaffa und nahe dabei

in der eigenen Kolonie Sarona nieder. Alle dieſe kleinen Gemeinden von Schwaben in Paläſtina vereinigten ſich zu einem Bunde mit beſonderer Verfaſſung und Verwaltungsordnung, während der Kirſchenhardthof in Württemberg nach wie vor der Sammelplatz für neue Mitglieder der Sekte blieb, und als Mutterhaus für die Miſſion nach den Kolonien diente.

Zu den allererſten Auswanderern dieſer Art gehörte der Mann der Lieblingsſchweſter Reinick's. Er war Weinbauer im Remsthal und betrieb zugleich eine Sägemühle. Von Beginn der religiöſen Bewegung an, die zur Bildung der Tempelgeſellſchaft führte, war er einer ihrer begeiſtertſten Anhänger und opferte ihr daher freudig ſeinen anſehnlichen Landbeſitz und ſein Geſchäft.

Die türkiſche Wirthſchaft ſetzte anfangs den ſchwäbiſchen Anſiedlern in Paläſtina allerhand Schwierigkeiten entgegen. Das ungewohnte heiße Klima bereitete ihnen ebenfalls viele Qual. Die meiſten der Anſiedler waren Bauern und fanden in Paläſtina die Verhältniſſe ungünſtig für landwirthſchaftliche Betriebe. Nach und nach erſt trotzte die deutſche Zähigkeit und Arbeitskraft ſich Erfolge ab. Auch der Schwager Reinick's kam erſt nach Jahren und herben Erfahrungen dazu, ſich in Sarona durch Wiederaufnahme ſeiner Sägemüllerei eine ſichere Exiſtenz zu ſchaffen. Aber ſeine zwei kleinen Kinder ſtarben bald nach ſeiner Niederlaſſung in Sarona, und er ſelbſt kränkelte von Jahr zu Jahr mehr, ebenſo ſeine Frau. Nur das in Sarona geborene Mädchen Marie gedieh und blühte mehr und mehr zu einer reizvollen Jungfrau heran.

Digitized by Google

Schlank und zart, besaß ihr Körper doch eine Kraft verrathende Gewandtheit, und je größer ihr Wuchs wurde, desto mehr verband sich mit der Zierlichkeit der Glieder eine energische Beweglichkeit. Ein starker Wille mochte ihr vom hartköpfigen Vater vererbt sein, der lebhafte Geist und die rege Einbildungskraft von der Mutter. Durch eigenen Scharfsinn hatte sie auch eine Bildung sich erworben, die man bei Ihresgleichen in der kleinen Kolonie Sarona nicht fand, und ebenso lag in ihrem äußeren Wesen und Benehmen gar nichts von einer Bauerndirne. Sie erschien in der sicheren Anmuth, wie wenn sie eine wohlerzogene Städterin Europa's und gewöhnt sei, sich in feiner Gesellschaft zu bewegen. Dabei Alles natürlich, zwanglos und ohne eitle Gesuchtheit, und ihr Gesicht, wenn nicht von regelmäßiger Schönheit, so doch fesselnd durch die gluthvollen großen Augen, durch ihre schmalen, bräunlichen Wangen, das frische Roth ihrer fein geschwungenen Lippen und die Fülle zart rothblonden Haares, welches in einfacher Kranzaufnestelung ihre gewölbte Stirn umgab. So prangte sie wie eine Blume, die schwäbischer Art entstammte und unter der Sonne des Orients eine edlere Form empfangen, schon mit sechzehn Jahren.

In diesem sechzehnten Lebensjahre verdunkelte sich aber der heitere Himmel, der bisher diesem holden Leben geschienen. Der Vater starb und die Mutter lag krank darnieder und fühlte sich dem Tode nah. Da kam nicht nur mit neuer Macht die alte Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande und ihrem da zurückgelassenen Bruder Christian über sie, sondern auch und noch viel quälender

die Sorge um die Zukunft ihrer einzigen Tochter. In ihrer Herzensnoth schrieb sie an ihren Bruder und flehte ihn an, falls sie in Sarona sterben sollte, sich ihrer verwaisten Tochter väterlich anzunehmen. In diesem Falle werde sie dieselbe verpflichten, unter dem Schutz eines der Männer, die von Zeit zu Zeit in Angelegenheiten der Tempelgesellschaft zwischen dem Kirschenhardthof und den schwäbischen Niederlassungen in Palästina verkehrten, sich nach Europa einzuschiffen und zu ihrem Onkel Reinick in Württemberg zu gehen. Ein ansehnlich Vermögen fiele ihr ja als Erbtheil zu und das möge der Hofbauer als ihr künftiger Vormund verwalten.

Allsogleich schrieb ihr dieser zurück, daß er hoch und theuer gelobe, die Marie bei sich wie ein eigen Kind aufzunehmen und den Wunsch der Schwester wie ein heiliges Vermächtniß zu erfüllen.

Bald darnach schloß die Bäuerin wirklich für immer ihre Augen. Ihre Tochter Marie berichtete darüber an den Onkel Hofbauer, und ihr schmerzerfüllter Brief meldete zugleich ihre Ankunft auf dem Reinickhof.

Jetzt war sie nun da und wahrlich, bei ihrem ersten Erscheinen gewann sie die Herzen Derer, die ihr auf der Welt die Nächsten waren, und in deren Kreis sich auch nach ihrem eigenen Willen ihre Zukunft gestalten sollte.

2.

Seitdem Marie auf den Hof gekommen, war mit Konrad eine Veränderung vorgegangen, die er nur mühsam zu verbergen vermochte. Das hübsche Bäschen hatte

Digitized by Google

es ihm mit ihren Augen, ihrer Gazellenhaftigkeit, ihrem munteren und dann wieder ſinnenden Weſen ſo angethan, daß er ſich wie behext vorkam. Anfänglich wollte er die Sache leicht nehmen und ſagte ſich etwas übermüthig, daß eine Liebelei mit dem Mädchen ja weiter nichts zu bedeuten habe und im Geheimen einem noch ledigen Burſchen nicht verargt werden könne. Er machte den Aufmerkſamen gegen ſie, ſcherzte mit ihr, drückte ihr die Hand, wo es nur beim Gutenmorgen- und Gutenachtgruß anging; er lud ſie ein, wenn die Frühlingsſonne einen ſchönen Tag verhieß, mit ihm auf's Feld zu fahren und der Arbeit da zuzuſehen, oder Abends, wenn er und ſein Vater mit dem Geſpann heimgekommen, durch die Wieſe hinauf nach dem Wäldchen zu ſpazieren.

Das that denn ſein Bäschen auch in aller Unbefangenheit. Sie war ſo freundlich zu ihm, wie es ihr nahes Verwandtſchaftsverhältniß erlaubte, ſaß oft zutraulich oben am Bach an ſeiner Seite, während er ſich mühte, mit ihr ein Geſpräch nach ſeinem Herzen zu führen. Aber das gelang ihm gar nie. Was er ihr hätte ſagen mögen, ging ihm nicht über die Lippen; wenn er ſich mächtig verſucht fühlte, ihren ſchlanken Hals oder ihre Wange in zärtlicher Neckerei zu berühren, ſo hielt eine geheimnißvolle Macht ſeine Hand zurück. Er wurde ſchweigſam, ſtand in tiefen Gedanken neben ihr und war froh, wenn ſie in dem echt heimiſchen Schwäbiſch zu ihm ſprach und ihm von Paläſtina und dem Koloniſtenleben in Sarona erzählte.

„Hm," drückte er aber doch einmal eine Frage, die er

längſt auf dem Herzen hatte, demſelben ab, „wäreſt Du denn gern da verblieben?“

„Warum nicht?“ entgegnete ſie treuherzig. „Bin ich doch da geboren, und wo Einem die Wiege ſtand, da iſt's wohl allemal ſchön und man liebt den Ort.“

„Nun biſt Du aber hier?“

„Ja, bin's auch recht zufrieden, Konrad; denn ich habe doch hier eine Familie und drüben in der Kolonie hätte ich nur unter Fremden gelebt. Sind ſie auch gut gegen mich in aller Weiſe immer und gar nach meines Vaters und der Mutter Tod geweſen, ſo ſind's doch eben keine Verwandten.“

„Und haſt auch Keinen gehabt, der Dir ſonſt hätt' näher ſtehen wollen?“ fragte er mit ſichtlicher Beklommenheit. „So etwa einen Schatz, der Dich hätt' heirathen mögen.“

„Geh' mir doch!“ lachte ſie heraus. „Was denkſt' nur! So früh heirathet da überdem kein Mädel.“

„Biſt doch ſchon achtzehn Jahr, Marie.“

„Erſt werde ich's,“ lachte ſie wieder zu ihm von ihrem grünen Sitz hinauf, und legte dann geſchäftig die gepflückten Gänſeblümchen und Anemonen in ihrer Hand zu einem Sträußchen zuſammen.

„Und,“ fuhr er muthiger fort und betrachtete ſie mit heißen Augen, „biſt doch ein ſauberes Madel, das ſchon eine Frau werden könnt'. Haſt alſo noch niemals geliebt, Mariele?“

„Was Du da Alles fragſt!“ wandte ſie ſich heftig um.

„Biſt mir böſe darum?“

Digitized by Google

„Nein, aber ſo mußt Du nicht zu mir ſprechen, Konrad," und ſie ſprang leicht vom Boden auf.

Er ſuchte wieder einen ſcherzhafteren Ton zu finden. „'s wird ſchon einmal Einer kommen, der Dir von der Liebe ſpricht, und dann wirſt Du gern zuhören, Mariele. Ein altes Jüngferle magſt Du doch nicht werden. Gelt?"

Er ſuchte ihre Hand. Geſchickt aber entzog ſie ihm dieſelbe und hielt ihm das Sträußchen hin.

„Willſt Du's haben, Konrad?" fragte ſie ſchelmiſch. „Ich ſchenk' es Dir."

„Dank ſchön!" rief er in heller Freude aus und nahm die Blumen.

„Bringe es Deiner Braut, wenn Du heut' hinüber gehſt."

Er erröthete über dieſe Worte und ſchüttelte unwillig mit dem Kopf.

„Ich beſuche ſie heut' nicht mehr," entfiel es ernſt ſeinen Lippen; „ich war ſchon die ganze Woche nicht drüben."

„Was wird denn aber Deine Braut dazu ſagen?"

„Ei was! Braut hin, Braut her. Davon, Mariele, ſprich mir nicht. Zwiſchen mir und dem Rickele drüben haben's die Alten ausgemacht und uns Beide nicht weiter gefragt. Es iſt auch mein Herz gar nicht bei der Geſchichte, und müſſen wir uns eben heirathen, weil's ſo beſchloſſen iſt und ſein ſoll, nun, ſo iſt es mir heut' nicht mehr ſo recht, wie es mir vorher geweſen. Heut' möchte ich mir eine ganz andere Bäuerin auf den Hof ſetzen, ſo eine, die ich an die hundert Mal lieber habe, als das Rickele."

Er hielt inne, als sei er über dies ihm unbedacht herausgefahrene Geständniß betroffen, und Marie entgegnete ihm kein Wort. Sie war ersichtlich betreten über das, was sie da gehört, und zwang sich, mit ihm irgend etwas noch zu reden, was ihn belehren sollte, daß seine letzte Aeußerung keine ernstere Beachtung ihrerseits erhalten habe. Was sie ihm sehr Gleichgiltiges sagte, abgerissen, wie in die Luft für sich selbst gesprochen, beantwortete er mit Zerstreuung ebenso in kurzen, inhaltslosen Bemerkungen. Er schritt mit finsteren Mienen neben ihr bis zum Gehöft; dann ließ er sie allein in's Haus treten und wandte sich den Ställen zu.

Es war ein sonderbarer Abschied zwischen ihnen, als hätten sie sich entfremdet und ginge ein Jeder von dem Andern in der Ueberzeugung fort, daß es mit der bisher gepflogenen Traulichkeit vorbei sei. Der unschuldsvolle Herzensfrieden Mariens war durch ihn gestört worden, und sie fühlte sich jäh aus der glücklichen Sorglosigkeit gerissen, in die sie sich während der paar Wochen ihres Aufenthaltes auf dem Reinickhofe hineingelebt. Konrad seinerseits sah sich auf einmal durch sein Geständniß in einen Zwiespalt versetzt, in den ihn unbedacht sein heißes Blut getrieben und aus dem sich sein Gewissen nicht herausfinden konnte. Er hatte ja wahrlich mehr gesagt, als er je zuvor gedacht und geradezu seinem Bäschen eine Liebeserklärung gemacht, während er so nahe vor seiner Hochzeit stand.

Das Beste wäre, so dachte er bei sich, wenn er seine unüberlegten Worte Lügen strafte und an diesem Abend

Digitized by Google

noch zu seiner Braut ging, was er anderen Tages geflissentlich zu Hause vor Mariens Ohren berichten wollte. Dann konnte sie doch über seine Worte sich wirklich weiter keinen Gedanken hingeben, und sie vergaß sie auch wohl bald ganz und gar.

Es war schon dunkel, als er auf Tropp's Hof kam, und Rickele nicht wenig erstaunt über seinen späten Besuch. Aber sie empfing ihn mit ihrer gewohnten sanften Freundlichkeit und ohne nur mit einem Wort ihm Vorwürfe zu machen, daß er eine ganze Woche lang sich nicht hatte bei ihr sehen lassen. Nur nach der Ursache fragte sie und war zufrieden, als er ihr kurzweg sagte, es wäre nicht angegangen. So kurz und barsch, wie er seinen Bescheid gab, fiel es ihr doch auf, denn es war sonst nicht seine Art.

In der Wohnstube, wo sie ihn empfangen, saß der alte Bauer Veit Tropp mit einem jungen Mann am Tisch bei einer Flasche Most. Es war der Ingenieur der Maschinenfabrik in W., welcher eine größere Veränderung im Getriebe der Wassermühle, die Tropp mitbesaß, vorzunehmen hatte, weshalb der junge Mann für einige Tage mit einigen Arbeitern Wohnung auf dem Hofe erhalten. Konrad sah ihn zum ersten Male. Es kam ihm just sehr gelegen, durch dessen Anwesenheit einer weiteren Unterhaltung mit Rickele ausweichen zu können. Der Ingenieur war zudem von einnehmendem, bescheidenen Wesen und wußte außer von seinem Geschäft und der Arbeit, die er hier zu besorgen hatte, noch von allerlei zu erzählen, was ihn interessant machte. Da rückte ihm Konrad unwill-

kürlich näher und spann sich mit ihm in ein Geplauder ein. Nach einer Stunde etwa sprach der Bauer von zu Bett Gehen, der Ingenieur stand auch deshalb auf, und Konrad nahm gern Abschied.

Rickele geleitete ihn wie gewöhnlich zum Hause hinaus. Er sprach nicht mit ihr und draußen wollte er sogleich mit einem flüchtigen Lebewohl von ihr gehen. Sie nahm aber seine Hand und fragte: „Konrad, was hast Du?“

„Nichts, gar nichts. Was willst' nur?“

Er zog kühl seine Hand aus der ihrigen weg.

„Du bist heut' so ganz anders.“

„Was Dir nur einfällt! Gute Nacht!“

Er ging, und sie rief ihm mit halber Stimme merklich verstimmt ihren Gegengruß nach.

Unterwegs nach seinem Heim auf der Landstraße haderte Konrad wieder mit sich und über den Zwiespalt, in dem er sich trotz dem Auswege, den er vorher daraus gefunden zu haben vermeinte, fühlte. Das Rickele, so mäkelte er zum ersten Mal, war doch eigentlich ein häßliches Mädchen; gegen Marie wie die Nacht zum Tage. So reizlos, langweilig, selbst einfältig gegen diese. Welch' ein blendendes Bild von Jugend und Anmuth war dagegen das Bäschen! Und diese liebte er, während er für seine Braut, so lange sie es schon war, noch keinen höheren Herzschlag gespürt hatte.

In solcher Grübelei regte er sich des Neuen auf und langte erst auf seinem Hofe in tiefdunkler Nacht an.

Am anderen Morgen schien er jedoch wieder ernüchtert

zu ſein aus ſeinem Liebesrauſch. Auch Marie ihrerſeits mochte ſich nicht weiter mit der verliebten Anſpielung ihres Vetters beſchäftigt haben. Sie war wie ſonſt von munterem Weſen und zeigte nicht die geringſte Verlegenheit bei der Begegnung mit Konrad. Die Verſtimmung gegen ihn am Abend zuvor war wie ein Dunſtgewölk im Himmelsblau verfloſſen, und die Mittheilung Konrad's über den Beſuch bei ſeiner Braut hatte ihr erſichtliches Gefallen erregt, ſo ſehr, daß ſie bei Tiſch noch ihrem Wunſche Ausdruck gab, dieſelbe doch näher kennen zu lernen. Sie hatten ſich bisher erſt ein paarmal flüchtig geſehen.

Mutter Reinick zeigte ſich ſehr bereitwillig, dem Wunſche ihrer Nichte zu willfahren und an dem ſchönen Frühlingsnachmittag mit ihr hinüber nach dem Bachhof zu gehen. Dort begrüßte man die junge Schwäbin aus Paläſtina mit großer Herzlichkeit, und die freundliche Geſinnung, die ſie dem Rickele, der künftigen Bäuerin auf Reinickshof, entgegenbrachte, wurde von dieſer in der aufrichtigſten Weiſe erwiedert. Die Beiden wurden ſchnell vertraut mit einander. Von der ſanften Gemüthsart und dem ſchlichten, geſunden Sinn Rickele's fühlte Marie ſich angezogen, und ihre fremdartige blühende Mädchenhaftigkeit übte auch auf das bräutliche Bauernmädchen ihre Macht aus.

Die Mühle ſpielte auf dem Bachhof jetzt eine ſo große Rolle, daß nicht nur der alte Tropp ſeinen Freund und Nachbar Chriſtian Reinick dahin führte, ſondern auch die beiden Mädchen ihren Spaziergang durch den Tropp'ſchen

Wald dahin richteten. Marie, die ja eines Mühlenbesitzers Tochter war, äußerte auch eine lebhafte Neugier darnach, und als sie nun da angelangt und den Bachsturz sah, der sonst das Mühlrad trieb, jauchzte sie laut auf vor kindlicher Freude. Das rief ja, wie sie sagte, so theure Erinnerungen an ihre Heimath Sarona in ihr auf. So wie hier, kollerte auch dort der Bach sein klares Bergwasser durch eine Schlucht, nachdem es aus der künstlichen Stauung oberhalb sich schäumend und brausend auf das Rad gestürzt, das jetzt, wegen der Umarbeitung des Getriebes, stillstand.

Indem sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit von der Heimath erzählte, unterbrach sie sich plötzlich durch einen neuen Aufschrei. Es war keiner der Freude, wie vorher, sondern des Schreckens, und Rickele sah sie damit in die Tiefe der Bachschlucht versinken. Die begraste Randstelle, auf der sie gestanden, war durch die Arbeiten an dieser Stelle unterwühlt und gelockert worden, und hatte unter dem Gewicht des jungen Mädchens nachgegeben. An die zwanzig Fuß hoch war hier die steile Wand, und der Bach unten tief genug, um einen Fall hinein bei seiner heftigen Strömung lebensgefährlich zu machen.

Aber zum Glück gelangte Marie gar nicht in das Wasser. Zwei kräftige Arme fingen sie auf, und sie fühlte sich von denselben sicher gehalten; dann stellten sie das Mädchen auf eine schmale, schwankende Planke, die neben dem Mühlrad als Nothsteg über den Bach gelegt war. Da stand sie nun in großer Verwirrung und mit erglühtem Gesicht, und sah scheu auf ihren Retter.

Digitized by Google

Es war der Herr Georg Staude, der Ingenieur, welcher hier zu thun hatte und eben, durch die helle Mädchenſtimme veranlaßt, an der Böſchung hinaufſchaute, als ihm Marie in die unwillkürlich bei ihrem Niedergleiten geöffneten Arme fiel.

„Das hätte eine ſchöne Geſchichte werden können!“ ſagte er, indem er ſeine braunen Augen auf die holde, zitternde Geſtalt geheftet hielt.

„Marie!“ rief Rickele nun, nachdem ſie von ihrem Schrecken ſich ſchnell erholt, von oben herunter. „Gottlob, daß es ſo abging! Herr Staude, Herr Staude, halten Sie ſie nur, daß ſie nicht noch einen Fehltritt thut.“

Marie hatte ſich bereits gefaßt; den letzten Reſt ihrer Scham und Verwirrung verhüllte ſie unter einem hellen Lachen.

„Freilich,“ antwortete ſie dem Rickele dann hinauf „ging's gut ab. Ein Bad hier wäre mir doch gar nicht recht geweſen. Nun muß ich dem Herrn meinen ſchönen Dank für ſeine Hilfe ſagen.“

„Bitte, bitte, Fräulein!“ verſetzte Georg. „Das hat ja nichts auf ſich. Ich habe es,“ ſetzte er hinzu, indem er nun auch lachte, „ganz gern gethan.“

Sie ſchaute die ſteile Böſchung hinauf, wo oben Rickele vorſichtig ſich hinter der Stelle hielt, von welcher der Abrutſch erfolgte, und dann ihren Blick wieder auf den jungen Mann richtend, der zwiſchen ihr und dem Ufer ſtand, reichte ſie ihm ihre Hand und ſagte in ihrer gewohnten Unbefangenheit: „Alſo noch einmal ſchönen Dank, Herr Staude, und nun helfen Sie mir wieder hinauf.“

Digitized by Google

Er hatte noch immer ihre Hand in der seinigen und sie schien nicht Acht darauf zu geben, oder sie ihm lassen zu wollen, damit er sie hart an sich vorbei auf dem schmalen Steg nach der Böschung geleite, was er denn auch that.

Dies so harmlos verlaufene Abenteuer bildete nachher beim Nachtessen natürlich noch das Hauptgespräch. Georg saß mit bei Tische und auch Konrad war gekommen. Das Bäschen wurde weidlich geneckt, ohne die muntere Laune deshalb zu verlieren und, wie es bei solcher Gelegenheit im Kreise einer heiter gestimmten Familie wohl erklärlich war, nicht am wenigsten mit der rettenden Umarmung, die ihr der junge Ingenieur hatte zu Theil werden lassen müssen.

Konrad drehten diese Reden das Herz im Leibe um. Er war in guter Laune gekommen; aber mehr und mehr, als er diese Anspielungen und Neckereien über Tisch mit anhören mußte, wurde er schweigsam, und seine Mienen verfinsterten sich. Nach einer ähnlichen Neckerei von Seiten Rickele's schnellte er von seinem Holzstuhl empor, indem er ihn zornig von sich stieß, und lief schnurstracks zur Thüre hinaus.

„Was ist denn dem Konrad?" fragte seine Mutter ganz erstaunt.

„Warum hat er denn so einen Zorn gekriegt?" die Bachbäuerin.

Rickele eilte beunruhigt hinter ihm her und traf ihn vor der Thüre, bleich im Gesicht und mit zornsprühenden Augen.

„Was haſt' denn nur, Konrad?“ ging ſie an ihn heran.

„Was ich hab? Dein dummes Geſchwätz mag ich nicht mehr mit anhören. Das iſt mir zu dumm.“

„Das Geſpaß? Geh'! Du biſt narret.“

„Ich ſag Dir, das iſt mir ein zuwiderer Geſpaß! Mit ſolcher Kuppelei brauchſt' Dich nicht abzugeben.“

„O Konrad, warum haſt' nur ſolchen Aerger deswegen! Könnt' es Dich nicht vielmehr freuen, wenn es ernſthaft wär' und das Bäsle ſo einen ſchmucken Mann bekäme, wozu ſie juſt paßt?“

Er bebte vor Ingrimm über dieſe Worte und nur mühſam beherrſchte er denſelben. Schroff ſtieß er heraus: „Mache Dir keinen Kummer darum; ich verbiete es Dir! Verſtehſt mich? Ich will's nicht, daß Du ſo ſprichſt und,“ ſetzte er trotzig hinzu, „daß es ſo würde.“

Sie ſtarrte ihn daraufhin an; ihr ſonſt friſches Geſicht wurde blaß und ſie faßte mit der einen Hand nach dem Herzen, als empfinde ſie da plötzlich ein heftiges Weh. Endlich brachte ſie mit ſchmerzlichem Zucken um den Mund heraus: „Ich glaube gar, Konrad, daß Du den Vormund für Deine Baſe ſpielſt, Du ihr den Mann ausſuchen willſt, und der Herr Staude Dir dazu nicht anſtünde. So ſtehſt' alſo mit der Marie?“

Er ſchwieg und wandte ſein verdüſtertes Antlitz weg von ihr. Sie aber konnte nicht unterdrücken, was ihr noch auf der Seele lag.

„Nun,“ ſagte ſie, „zu einer Bäuerin paßt die Baſe einmal nimmer. So ſcheint's mir. Denkſt' etwa anders darüber, Konrad?“

Digitized by Google

Er drehte ſich um und entgegnete ſcharf: „Was ich denke, trage ich jetzt mit mir fort. Sag's drinnen, daß ich ſchon heimgegangen bin."

Dabei ſchritt er weiter, über den Vorplatz am Hauſe und auf die Landſtraße zu.

Rickele ſchaute ihm nach. Ihr Stolz hielt ſie ab, ihm nachzulaufen oder ihn zurück zu rufen. Die Gedanken, mit denen er ſich ſo von ihr verabſchiedet, errieth ſie. Ihre ſonſt ſo freundlich und ruhig blickenden Augen waren trübe, und zwei Thränen drängten ſich hervor, die dann als große Tropfen über ihre runden Wangen rollten.

Neben der Hausthüre war eine Bank unter einer Linde, an deren Zweigen der milde Frühling ſchon die Blattknospen ſtark geſchwellt hatte. Da nahm ſie Platz und überließ ſich ihren traurigen und quälenden Gedanken.

In der Wohnſtube beachtete man nicht weiter die Abweſenheit des Brautpaares. Der lange Bachbauer Veit ſetzte mit einer wichtigen Miene dem kleinen, gedrungenen Nachbar Chriſtian auseinander, welche Verbeſſerungen nach neueſtem Syſtem er an ſeinem Mühlwerk vornehmen laſſe, trotzdem es ihm ſträflich viel Geld koſten werde. Dabei tranken ſie ein Glas nach dem anderen von dem Rothen, der zu Ehren des Beſuches in einem Krug aus dem Hauskeller geholt worden war. Und die Bachbäuerin ſchwatzte allein mit der Nachbarin Reinick über die Ausſteuer des Rickele, die ja natürlich längſt fix und fertig in den Truhen und Schränken lag, und von der Hochzeit, die ja nun bald ſtattfinden werde. Die zwei anderen Töchter

der Bachbäuerin räumten den Tiſch ab und nahmen dann ihre Strickſtrümpfe vor. Derweil erzählten ſich Georg und Marie mit ſichtlicher Freude an ihrer ungeſtörten Unterhaltung ihre Geſchichten. Er von ſeinem Geſchäft und ſeiner Stellung in der großen Maſchinenfabrik, der er nächſtens mit dem ihm vom Vater zugefallenen Vermögen als Theilhaber zugehören würde. Sie von Sarona, der Türkenwirthſchaft in Paläſtina und von der Reiſe, die ſie über Konſtantinopel und durch Rumänien und Oeſterreich, über Wien und München gemacht. Das feingeſchnittene Geſicht Georg's mit dem blonden Schnurrbart und den offenen blauen Augen ſtrahlte dem ihrigen entgegen, deſſen dunkle Wangenfarbe auf den lebhaften Kreislauf ihres Blutes ſchließen ließ.

Auch Rickele, nachdem ſie lange Zeit draußen verblieben, kam wieder herzu und brachte die Lampe. Sie war noch immer blaß, auch gegen vorher ſtill und ernſt. Indeſſen, da ſie zumeiſt ſo war, befragte ſie Niemand weiter, nachdem ſie berichtet, daß der Konrad ſich übel gelaunt nach Hauſe begeben habe. Jeder hatte auch eigentlich mit ſich zu thun, und ſo that ſie denn das Ihrige, ſetzte ſich an den Tiſch und ſtrickte gleich ihren Schweſtern. Dabei beobachtete ſie Georg und Marie mit einer Aufmerkſamkeit, die mehr und mehr ihre Wangen wieder färbte, ihren Augen einen ungewohnten Glanz verlieh. Es drückte ſich in ihren Zügen etwas wie Triumph und Genugthuung aus, wodurch ſie ſprechender und anziehender wurden. Nun gab ſie auch ein Wort, wie es angebracht war, mit in das Geplauder der Beiden; Marie veran-

laßte sie häufig dazu, weil sie wohl fühlen mochte, wie gern Rickele es sah, daß sie mit dem jungen Mann zutraulicher geworden. Und richtig, als man, da es vorgerückte Abendzeit war, zum Aufbruch sich rüstete, kam Rickele mit dem Ton ihrer früheren Neckerei den Beiden zu Hilfe. Sie forderte Georg nämlich auf, sich als galanten Stadtherrn zu bezeigen und Marie nun noch nach Hause zu begleiten, was sowohl dem langen Veit wie dem behäbigen Christian, die sich lustig getrunken hatten, als ganz selbstverständlich erschien.

Unter Lachen und Scherzen nahm man Abschied und Reinick verließ mit seiner Ehehälfte das Haus; hinter ihnen her ging Marie in der Gesellschaft Georg's, der sich natürlich unter solchen Umständen nicht erst besonnen hatte, zu thun, was man ihm erlaubt, und was auch, wie er nicht zu bezweifeln brauchte, dem schlanken Kinde aus dem gelobten Lande wohl gefiel.

Es ging sich so schön auf der dunklen Landstraße, den sternenfunkelnden Himmel über sich. Da wagte es Georg, die Hand des Mädchens, die er neben sich im Gehen berührte, leise in die seinige zu nehmen, und Marie wehrte ihm nicht; er zog dieses Händchen dann unter seinen Arm, und Marie gab gar nicht darauf Acht. Sie schritten hinter den Alten so mitsammen und sprachen nicht so viel mehr, als vordem. Es war manchmal Minuten lang still zwischen ihnen und sie hörten nur ihre Tritte auf dem harten, steinigen Boden. Gedanken aber webten sich dann zwischen ihnen hin und her und in dieses geheimnißvolle Spiel schienen sie sich zu vertiefen.

Digitized by Google

So gelangten sie nach Reinickshof und da verabschiedete sich Georg. Den heißen Händedruck, den er ihr gab, erwiederte sie sittig, und beseligt dadurch trat er seinen Heimweg an.

3.

Konrad war mit einer neuen Qual im Herzen von seiner Braut gegangen. Die Liebe zu Marie, die in so großer Macht über ihn gekommen, hatte durch die Eifersucht auf den Ingenieur neue Nahrung erhalten. Er hatte jetzt förmlich einen Haß gegen seine Braut gefaßt, weil sie Partei für Denjenigen nahm, den er sich gefiel als seinen Nebenbuhler anzusehen, und zwar als einen glücklichen, da derselbe freie Hand und freies Spiel hatte, während ihn das Wort an Tropp's Tochter band. Darüber war wieder der Gedanke mächtig in ihm geworden, von diesem Wort, von dieser Fessel los zu kommen und dann in der Werbung um sein Bäschen dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Davon das Herz und den Kopf voll, war er langsam nach seinem Hof gegangen. Hier im Hause wollte er auf die Heimkehr der Eltern und Mariens warten, und er ging in der Einsamkeit des dunkel gewordenen Zimmers und unter großer Aufregung mit sich zu Rathe, ob er schon an diesem Abend die Entscheidung herbeiführen solle. Neue Bedenken tauchten dabei in ihm auf und brachten, was er eben zum Entschluß erhoben, in's Schwanken. Im Hause ward's ihm zu eng; er brauchte Luft für seine glühende Brust. Er schlenderte daher draußen vor dem Gehöft auf und ab und überlegte mit

Digitized by Google

klopfendem Herzen, was er thun müsse. Es dauerte ihm unerträglich lange, ehe die Erwarteten nach Hause kamen. Endlich, endlich hörte er sie, und dann erkannte sein scharfes Auge zwei Paare, vier Gestalten. Wie anders konnte dies zu erklären sein, als daß der Ingenieur dreist genug war, Marie zu begleiten? Seine Eifersucht sagte ihm dies. Er ballte wild die Faust und murmelte etwas zwischen den Zähnen.

Er hielt sich im Dunkel des Gemäuers und lugte gleich einem Raubthier aus, wie es mit dem Abschied des Ingenieurs werden würde. Keine zehn Schritte davon, wo diese kurze und harmlose Scene spielte, stand er in einer Thoröffnung der Scheuer. Dann traten die Alten mit Marie in's Haus und Georg kehrte zurück.

Konrad folgte ihm augenblicks, und da der Ingenieur bald den Schritt hinter sich vernahm, drehte er seinen Kopf, um zu wissen, wer da plötzlich sich an seine Fersen geheftet habe. Die kräftige Gestalt, die es that, erkannte er nicht in der nächtlichen Finsterniß; aber die Stimme, die ihm jetzt zurief: „So, so, der Herr Staude ist's!"

Es klang höhnisch und die Worte bebten. Dem arglosen Georg fiel dies nicht auf; vielmehr blieb er aus Höflichkeit stehen und entgegnete treuherzig, eingedenk des freundlichen Verkehrs, den er am Abend zuvor mit dem Bräutigam der Tochter des Bachbauern gehabt: „Das ist der Herr Konrad Reinick?"

„Ja, der ist's freilich!"

„Warum," that Georg die naheliegende Frage, „sind Sie denn so früh heimgegangen? Verdrießlich schienen

Sie auch zu sein. Sie haben wohl einen kleinen Aerger mit Ihrer Braut gehabt?"

Konrad war dicht vor ihn getreten und seine Brust wogte vor Erregung, seine Augen bohrten sich in das Gesicht des Ingenieurs, so daß derselbe trotz der Finsterniß es bemerkte und stutzig darüber wurde.

„Hat sie Ihnen etwa so 'was gesagt?" erwiederte er lauernd.

„Nein, ganz und gar nicht, lieber Freund," wollte Georg in dem Glauben, daß er doch wohl das Richtige getroffen und deshalb der junge Bauer sich so erregt zeigte, ihn begütigen. „Aber es hätte ja sein können. Unter Liebesleuten spielt schnell eine Empfindlichkeit."

„Was der Herr doch weiß! Als wenn er's selbst schon erfahren hätte!"

„Das eben nicht; erfahren wird man es indessen wohl auch," blieb Georg noch in seiner Unbefangenheit.

„So ist der Herr also verliebt, oder er hat am Ende schon ein richtiges Verhältniß?"

„Hm, Sie denken wohl, weil ich Fräulein Marie nach Hause begleitet habe?"

„Mein Bäsle! Ja, ich hab's mit Verwundern gesehen, und so schön Arm in Arm."

„Das ärgert Sie doch nicht, Herr Reinick? Sie sagen das so spitzig."

„Spitzig?" suchte der Bauer hinter der Rückfrage den Stoß vorzubereiten, den er auf den Verhaßten führen wollte. „Was heißt denn spitzig hier? Ich habe eben mein Recht auf das Bäsle und deshalb möcht' ich schon

wiſſen, wie der Herr Ingenieur ſo ſchnell zu ſolch' einer Vertraulichkeit mit dem fremden Mädel gelangt ſei."

Das lautete denn doch etwas ungemüthlich, beinahe feindſelig.

„Ich meinte," ſagte Georg daher ernſter, „daß wir gute Freunde geworden ſeien, und nun ſtellen Sie mich, ſcheint es, gar nicht freundlich zur Rede darüber, daß ich mit Ihrem Bäschen unter der Aufſicht Ihrer Eltern Arm in Arm nach Hauſe gegangen bin. Nun, was hätten Sie denn dagegen, wenn ich dies aus Freude gethan, ein ſo hübſches Mädchen heute kennen gelernt zu haben und damit den Anfang einer näheren Bekanntſchaft zu erhoffen?"

„Meinen Sie?" kam es drohend aus des Bauern Mund.

„Ja, warum ſoll ich Ihnen dies verhehlen?" entgegnete der Ingenieur. „Wenn Sie nicht der Sohn von Mariens Onkel und der Bräutigam von Tropp's Tochter wären, mit dem ich nicht über Kreuz ſtehen will, ſo würde ich Ihnen Ihre Frage gar nicht zu beantworten brauchen."

„Sie paßt aber ganz und gar nicht zu Ihnen," erwiederte Konrad noch heftiger. „Ganz und gar nicht. Es iſt freilich ein ſchmuckes Mädle, aber für einen Bauer paßt's, der von ihrer Art iſt. Was da die Alten geſtichelt haben Nachmittags, wegen Ihrer, das hat gar keinen Werth. Das ſind ſo Scherze geweſen, und auf Ihre Scharmirerei hat man gar nichts gegeben, gar nichts. Ernſt hat das Keiner genommen, daß Sie's nur wiſſen!

Digitized by Google

Und wegen der Fortsetzung, wenn Sie doch eine sich gedacht haben — das gibt's nicht, partout nicht."

Dabei fuhr er mit seiner Faust, aus welcher der Zeigefinger ragte, so dicht vor der Nase Georg's hin und her, daß dieser dadurch und in Verbindung mit den verweisenden Worten sich ernstlich beleidigt fühlte. Noch mehr, als Konrad nun plötzlich sich von ihm abwandte und nach seiner Wohnung zurückschritt. Er hatte nicht übel Lust, dem herrischen Burschen nachzugehen. Aber es kam ihm doch unter seiner Würde vor, und besonnen wollte er auch eine Wiederaufnahme dieses gereizten Gespräches vermeiden, das leicht zu gegenseitigen Zornausbrüchen führen konnte. Er ließ deshalb Konrad gehen und schlug den Weg nach Hause ein.

Als er das Haus des Bachbauern betrat, wo er sein Quartier hatte, kam ihm Rickele mit der Lampe in der Hand entgegen und grüßte ihn.

„Noch auf?" sagte er aus Höflichkeit zu ihr und riß sich damit aus seinen Gedanken.

„Ich mußte doch Ihre Rückkehr abwarten, Herr Staude," entgegnete das Mädchen und sah ihm forschend in's Gesicht. „Haben Sie das Mariele glücklich heimgebracht?"

„Jawohl, Fräulein Rickele."

„Sie sehen aber gar nicht vergnügt darüber aus, wie ich mir gedacht hatte. Sie gingen doch gern mit dem hübschen Mädle, meinte ich."

„Gewiß," antwortete er und blickte sie jetzt mit einer stummen Frage an, da er aus ihren Mienen statt deren sonst so ruhigem und gemüthvollem Ausdruck die Kümmer-

Digitized by Google

niß herauslas. „Es war auch wunderschön, bis ich von Reinick's Hof zurückging; dann aber bin ich nicht schlecht überrascht worden und, weiß Gott, mit bösem Aerger hierher gekommen."

„Warum denn nur?" fragte sie gespannt.

„Ich will's Ihnen sagen, Fräulein Rickele, weil ich mich doch gerad' mit Ihnen darüber auslassen möchte. Was mich, wie ich so allein und so glückselig den Heimweg antrat, dicht bei Reinickshof überraschte, war die Begegnung mit Ihrem Bräutigam."

„Mit dem Konrad!" rief sie erschrocken aus, und dann wurden ihre Augen groß, eine gewisse Angst verzerrte ihre Züge und ihre Brust wogte lebhafter.

„Er kam mir von hinten, als hätte er auf mich gelauert, um mir die schwersten Vorwürfe zu machen, daß ich mit dem Mariele heimgegangen; er hat mir geradezu drohend verboten, mich weiter um sie zu kümmern. Verstehen Sie das?"

Rickele suchte den Krampf ihres Herzens, den Georg's Mittheilung aufgerufen, vor ihm zu verbergen. Es war schwarz vor ihren Augen und sie glitt in der Wohnstube, in die sie mit dem Heimgekehrten eingetreten und wo sich sonst Niemand mehr befand, auf einen Stuhl nieder. Sie wußte sich ohne Nachdenken zu erklären, warum Konrad diese Begegnung mit dem Ingenieur gesucht und die drohende Sprache gegen ihn geführt hatte. Nun war es ihr ja sonnenklar, daß Konrad sich in sein Bäschen aus Palästina verliebt und darum eine heftige Eifersucht gegen Georg hatte. Diesem ihre Ueberzeugung zu verrathen,

Digitized by Google

davon hielt sie die Scham ab, aber im Trieb der Selbsterhaltung fand sie es für geboten, ihm seine ersichtliche Ungewißheit zu benehmen.

„Ob ich dies verstehe?“ wiederholte sie zuerst seine Frage und fuhr dann fort: „Ich könnt's mir so ausdeuten, daß mein Bräutigam schon Jemanden wüßte, der seine Base freien will.“

„Was?“ schreckte Georg empor. „Sollte dies der Fall sein?“

„Und daß er,“ fügte sie ihrer Vermuthung hinzu, indem sie in ihren Ton etwas Mißbilligendes legte, „sich für den Anderen wohl zum Schützer hat aufwerfen wollen.“

„Also wirklich? Wäre schon Einer da?“ fragte Georg muthlos.

„Sie haben wohl zum Mariele eine ernsthafte Liebe gefaßt, Herr Staude? Wär's so?“

„Das ist wahrhaftig so,“ entgegnete er mit Nachdruck, und es röthete sich sein Gesicht dabei. „Seitdem ich über die Geschichte mit Ihrem Bräutigam nachdenke, bin ich mir ganz klar darüber, daß ich mein Herz an dies Mädchen verloren habe und ein unglücklicher Mensch sein würde, wenn Marie eines Anderen Frau werden sollte.“

„So thäten Sie sie gern heirathen?“

„Natürlich würde ich das. Und auch Marie mag mich leiden. So etwas fühlt man, wenn man sich in die Augen sieht und Arm in Arm geht. Sie wird ganz gewiß meine Liebe zu ihr, die sie merken mußte, so ernsthaft genommen haben, wie ich die ihrige. Schien Ihnen dies nicht auch so?“

Digitized by Google

Rickele nickte zustimmend mit dem Kopf. „Ja, ja, das Mariele ist Ihnen auch gut, darin täuschen Sie sich gewiß nicht, Herr Staude."

„Was soll ich denn nun auf die Worte ihres Vetters geben?" stieß er heraus.

„Gar nichts, gar nichts!" fiel sie mit Eifer ein. „Er hat ja gar nichts über Sie zu bestimmen, und das Mariele ist auch kein Mädle, das nicht selbst über sich denken und bestimmen würde. Daher dächt' ich, Sie sollten keine Zeit verlieren. Es könnte ja doch sein, daß Ihnen Einer zuvorkäme, den der Konrad begünstigt. Und wenn das Mariele nicht weiß, woran sie ist, so haben Sie am Ende das Nachsehen."

„Fräulein Rickele, darin haben Sie Recht," antwortete er schnell, und als habe er durch ihre Worte sein Selbstvertrauen wieder gewonnen. „Sie soll wissen, woran sie mit mir ist, und da Sie es so gut mit unserer Liebe meinen, wie ich gar nicht bezweifeln kann, so thun Sie mir den Gefallen und stecken ihr ein Brieflein zu, das ich noch heute Abend schreiben werde. Wollen Sie dies, Fräulein Rickele?"

„Ich müßte dann morgen nach dem Reinickshof gehen," bemerkte das Mädchen, im Geheimen hochbefriedigt über diesen Dienst, den sie Georg leisten sollte.

„Thun Sie es. Ich kann doch morgen nicht schon mit dem Heirathsantrag dort anrücken. So etwas muß man nicht ohne beiderseitiges Einverständniß thun. Und erst möchte ich mich dessen von Mariens Seite versichern;

dann kann ich ja ruhigen Herzens sein und meinen Antrag bei dem Oheim stellen."

„Ja, Herr Staude, schreiben Sie also nur den Brief. Ich überbringe ihn morgen an Marie, ohne daß es Jemand außer uns wissen soll. Und ich werde auch mit ihr reden und Ihnen ihren Bescheid mittheilen. Verlassen Sie sich auf mich; denn ich hätte eine aufrichtige, eine große Freude daran, wenn Sie dies Mädle heirathen würden, das ja wie geschaffen ist für einen so braven und gut gestellten Mann, wie Sie. Dummheit vom Konrad ist's, daß er denkt, eine so feine Dirn' passe auf einen Bauernhof. Das habe ich ihm rundweg auch schon gesagt."

„Rickele! Fräulein Rickele!" umarmte im Jubel seines Herzens der junge Mann das ihm so gefällige Bauernmädchen. „Sie sind mein guter Engel! Jetzt geh' ich gleich hinauf und schreibe den Brief vom Herzen herunter. Geben Sie mir die Lampe."

Sie überließ sie ihm und er entfernte sich damit aus dem Wohnzimmer, wo sie mit einem Streichholz ein auf dem Tisch stehendes Licht anzündete. Sie blieb noch in dem Gemach und hing, auf einem Stuhl sitzend, ihren hoch erregten Empfindungen nach. Der Hauskater kam zu ihr und umschnurrte sie leise; die alte Gehäuseuhr ließ laut ihren einförmigen Pendelschlag in der Stille des Gemaches vernehmen; ein Seufzer entrang sich manchmal dazwischen ihrem bedrückten Herzen.

Oben aber schrieb Georg an seinem Briefe. Die heimliche Liebe, die ohne den ihn beunruhigenden Zwischenfall viel-

Digitized by Google

leicht noch lange im Glühen geblieben wäre, war in lodernder Flamme aufgeschlagen, und nun überließ er sich dem berauschenden Glück, dem sie leuchtete. Die beseligende Ueberzeugung erfüllte ihn, daß sein aufgegangener Traum sich verwirklichen und Marie unter dem Sonnenstrahl seiner Liebe sich ihm zu eigen für's Leben geben werde. So sprach er zu ihr in seinem Briefe.

4.

Früh schon am anderen Morgen war Rickele auf Reinickshof. Sie hatte sich mit Sorgfalt gekleidet, sicherlich in der Absicht, gegen das schmucke Mariele nicht zu unvortheilhaft abzustechen. Mit einem modischen Hut auf dem hübsch geordneten Haar, um die Schultern ein Mäntelchen von schwarzem Tuch mit Fransen, sah man ihr das wohlhabende Mädchen sofort an und konnte sie auch recht gefälligen Eindruck machen.

Die Männer waren auf dem Felde. Mutter Reinick empfing sie beim Betreten der Hausflur, ganz verwundert über den ungewohnt frühen Besuch.

Rickele rechtfertigte ihr Kommen aber sogleich mit der Erklärung, daß sie den Konrad sprechen müsse, dessen Benehmen in der letzten Zeit und am Abend zuvor vollends, sie um ihre Ruhe gebracht habe. Dabei kamen Thränen in ihre Augen, und Mutter Reinick gerieth dadurch noch mehr aus der Fassung, als über die offene Anklage gegen ihren Sohn.

„Ich sag's Euch in Vertrauen, Bäuerin," sagte Rickele, die in der That sich wegen Konrad's Benehmen gegen sie

Digitized by Google

und ihrer wachſenden Eiferſucht auf ihn ſo abgehärmt und aufgeregt hatte, daß ſie am Morgen den energiſchen Vorſatz gefaßt, nicht die ſtill Leidende bleiben zu wollen. „Ihr ſeid ſeine Mutter, und Euch, die Ihr's auch immer gut mit mir gemeint, kann ich mein Herz ausſchütten, damit Ihr den Konrad bei Seite nehmet und ihm in's Gewiſſen redet. Ich habe ihm doch wahrlich meines Wiſſens nichts zu Leide gethan und bin eine rechtſchaffene und geachtete Hofbauerntochter, die ſich nicht ruhig gefallen laſſen kann, daß ihr erklärter Schatz kurz vor der Hochzeit ſie etwa in's Gerede der Leute und damit in Unehre bringe. Denn es wäre ſchon an der Zeit jetzt, daß wir uns für die Hochzeit richten, und da ſteht's mir ja aus, wie ſich nun der Konrad ſo ſchroff und mißachtend gegen mich ſtellt, als ſei's ihm leid und er möcht' mich ſitzen laſſen."

Sie weinte wieder und die Hofbäuerin konnte es ihr ob ihrer Kümmerniß nicht verdenken. Sie ſah ein, daß die Braut ein Recht hatte, ſo zu klagen.

„Laß nur," ſuchte ſie dieſelbe zu beruhigen, „ich werde die Sache auf's Tapet bringen. So ſchlimm aber, wie Du wegen der Unehr' denkſt, iſt's doch noch lange nicht, und daß dem Konrad das Heirathen leid geworden ſein ſollte, das haſt' nur als fixe Idee. Wie könnte das ſeine Ehr' erlauben!"

„Ich will Euch ja gern dies Alles glauben, Bäuerin," erwiederte Rickele mit einem dankbaren Blick auf dieſe; „und werde auch mit ihm ſelbſt reden, wenn er heimkommt; erlaubet nur, daß ich ſo lange hier bleibe. Ich

werde mir die Zeit mit dem Mariele vertreiben und Euch nicht weiter ſtören. Iſt das Bäsle denn zu Haus?“

„Oben iſt ſie, geh' nur hinauf,“ forderte ſie Mutter Reinick auf und entließ ſie mit freundlicher Miene.

Zufrieden mit dem erſten Theil der diplomatiſchen Aufgabe, den ſich das kluge und gemüthvolle Mädchen geſtellt, ging es nunmehr an den zweiten. Sie hatte ſich das Eingreifen der Mutter Konrad's zu ihren Gunſten geſichert, jetzt galt es, ſein ihm ſo gefährlich gewordenes Bäschen aus Paläſtina mit Herzensbanden an Georg zu feſſeln.

Auf dem Zimmer Mariens, wo ſie dieſelbe beim Leſen traf, machte ſie auch nicht noch viel Umſtände, den Zweck ihres Beſuches zu erkennen zu geben.

„Mariele,“ ſagte ſie und ein herziges Lächeln leuchtete auf ihrem Geſicht, „was meinſt wohl, weshalb ich in aller Früh ſchon zu Dir komm'?“

Dieſe Frage genügte, Marie für die Antwort in Verwirrung zu ſetzen. Sie erglühte, denn ſie errieth augenblicks den Grund des Beſuches und um ſo ſchneller, als ihre Gedanken ſich ja fort und fort nur, ſeitdem ſie ihren Morgenträumen ſich entwunden, mit Georg beſchäftigten.

Aber ſie ſchwieg ſchämig, und die Freundin ließ ſie auch nicht lange nach einer Ausflucht ſuchen.

„Um Dir ein Brieflein zu bringen,“ flüſterte ſie ihr ſchelmiſch zu und langte es dabei aus ihrer Rocktaſche. „Es iſt ſchon ein großer Brief, fühl' einmal, wie dick! Und von wem? Vom Herrn Staude, der ganz aus dem Häuschen war, als er geſtern Abend wieder heimkam.“

Digitized by Google

Marie verleugnete nicht die mädchenhafte Neugier, und doch zögerte ſie, nach dem Briefe zu greifen.

„Was beſinnſt' Dich denn?“ fragte Rickele, welche die Bedenken des unſchuldigen Mädchens errieth.

„Ich trau' mich nicht, Rickele.“

„Ja, wovor fürchteſt' Dich denn? Vor dem, was darin ſteht?“

Marie nickte.

„Das wird doch nur ſehr 'was Liebes ſein.“

„Ja,“ zögerte Marie nochmals; „aber es iſt 'was Heimliches, und darf ich es denn wohl thun?“

„Warum denn nicht? Heimliches? Nun ja, aber es iſt doch keine Sünde. Alle Liebe fängt in Heimlichkeit an. Ausſchellen läßt's Keiner, wen er zum Schatz haben möcht'. Nun lies aber den Brief. Wir ſprechen dann mit einander wie ein paar Schweſtern.“

Noch einmal überlegte Marie, den Brief betrachtend. Sie fühlte die Bedeutung des Schrittes, den ſie dem jungen Mann entgegen machte, wenn ſie ſeine ſchriftlichen Geſtändniſſe las, die der Brief doch nur enthalten konnte. Nein, einen Vorwurf hatte ſie deswegen nicht gegen ſich zu erheben. Rickele hatte Recht. Schnell nahm ſie den Brief und eilte an das Fenſter, um ihn da, mit dem Rücken gegen Rickele gewandt, mit leiſe zitternden Händen haſtig zu öffnen. Sie las ihn ſo in der jungfräulichen Scham vor einer Beobachtung und immer heller wurden ihre Mienen. Endlich löſten ſich ihre Blicke von den letzten Zeilen und ſie wagte das Geſicht zu erheben, die Augen voller Glanz und Freude.

Digitized by Google

Rickele verstand wohl diese Sprache zu deuten und vermochte darüber eine seltsame, schmerzliche Empfindung nicht zu unterdrücken. Es kam ein ganz neuer Kummer über sie, indem sie das jungfräuliche Entzücken des schönen Mädchens wie eine magnetische Macht auf sich wirken fühlte. Sie hatte noch kein Liebesglück kennen gelernt bisher, auch kein Sehnen darnach in sie tiefer erfassender Art. Nun ergriff es sie. Seitdem Konrad sich ihr in seiner Leidenschaft für sein Bäschen verrathen, hatte das ruhige Gefühl der Neigung für ihn sich in eine eifersüchtige, quälende Liebe verwandelt. Sie hatte Angst, ihn zu verlieren, weil sie auf einmal erkannt, daß er ihrem Herzen wirklich theuer war.

Aber schnell riß sie sich aus ihren schwermüthigen Empfindungen und ihr freundlich-schelmisches Gesicht wieder zeigend, sagte sie: „Gelt, Mariele, ich habe Dir frohe Botschaft gebracht? Nun wirst Du natürlich ganz verschlossen und geheimnißvoll thun und mir auch gar nichts verrathen, was Dir der Herr Staude geschrieben hat."

Marie flog zu ihr, ergriff voller Rührung und Dankbarkeit ihre Hände und antwortete freudestrahlend: „Alles sollst Du wissen, Rickele; nichts will ich vor Dir geheim halten, da Du ja doch es weißt, wie ich von gestern auf heute in solch' Glück versetzt worden bin."

„Also macht's Dich glücklich?"

„O, mit Worten kann ich es nicht ausdrücken. Das Herz ist mir so voll."

„Und Du willst seine Frau werden?"

Marie senkte die Augen, indem sie schüchtern er-

wiederte: „Er hat mich ja in aller Beſtimmtheit um meine Hand gebeten.“

„So wirſt Du denn jetzt ſeine Braut und ich kann die Erſte ſein, die Dir dazu gratulirt. Von ganzem, ganzem Herzen thue ich es, Mariele.“

Dabei umarmte ſie innig die beſeeligte Freundin und rief dann aus: „Und eine Freude wird's mir ſein, wenn ich nun heim komme und dem Herrn Staude auch meinen Glückwunſch ſage. Nicht wahr, Du erlaubſt mir dies, und ich kann in Deinem Namen ſagen, daß Du ſein Schätzle fortan biſt.“

„Du mußt aber noch nichts gegen einen Anderen ausplaudern,“ ſtellte Marie bei dem Zunicken, das ihre Erlaubniß bedeuten ſollte, ernſteren Tones die Bedingung, „denn er will erſt, wie ſich das auch verſteht, mit ſeiner Mutter ſprechen, ehe die Sache bekannt werden ſoll. Morgen iſt ſein Geſchäft bei Euch zu Ende und dann reist er ab.“

„Du kannſt alſo morgen noch einmal mit ihm zuſammenkommen, wenn Du mich beſuchſt!“

„Das wäre doch nicht ſchicklich, Rickele, und er hat auch geſchrieben, daß er abreiſe, ohne mich noch einmal ſprechen zu können; daß er aber in einigen Tagen ſich hier einfinden werde, wenn ich damit einverſtanden bin, um dann in aller Form beim Onkel und Vormund um mich anzuhalten. So lange warte ich denn ſchon auf's Wiederſehen.“

„Willſt Du ihm nicht auch ein Brieflein ſchreiben, das ich mitnehmen kann?“ ſchweifte des Bachbauern

Tochter ab. Ihr war, als könne sie nicht genug Sicherheit sich verschaffen.

„Nein, nein," entgegnete diese hastig. „Dazu hätte ich den Muth nicht und schreiben vermöcht' ich ihm auch nicht, was ich Dir gestanden habe. Ja, ich sage Dir, daß ich wohl gar nicht fähig gewesen wäre, Dir von meiner Liebe zu sprechen, wenn Du nicht als eine Braut mir gleichsam näher stündest."

Ein trauriger Blick Rickele's erfolgte auf diese Worte und mit einem leisen Seufzen sagte sie: „Meinst wohl, daß ich auch so glücklich sei wie Du, um Dich zu verstehen?"

„Wie Du mich so fragst. Natürlich meinte ich dies."

Dabei ließ Marie ihre sich erweiternden Augen forschend auf dem Antlitz der Freundin ruhen, die den Sinn dieses Blickes wohl verstehen mochte. Denn sie ergriff plötzlich krampfhaft Mariens Hand, und wie in einem Aufschrei ihres Herzens kam es schmerzlich über ihre Lippen: „Ja, ich liebe Konrad, aber er liebt mich nicht. Kann ich mich da glücklich fühlen?"

„O, das wußte ich nicht," bemerkte Marie erschrocken und antheilvoll.

„Auch ich nicht, Mariele," betonte die Schmerzerfüllte mit einer ihrem milden Wesen sonst nicht eigenen Energie. „Es war Alles recht, wie es so bei solcher Heirathsabmachung, die den Vätern gefällt, hergeht, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt. An die fünf Jahre sind's schon, daß ich des Konrad's versprochene Braut bin, und ich war's zufrieden, wie er es auch war. Jetzt soll es

nun an die Hochzeit gehen. Macht er denn aber Anstalten dazu? Nein. Er thut auf einmal, als hätt's noch Zeit oder als sei ihm gar nichts daran gelegen, und war er freundlich bisher zu mir, so ist er jetzt ganz giftig und hat mir zu verstehen gegeben, daß er seinen Sinn geändert, und erst seit Kurzem hat er sich so gewandelt —"

Sie zögerte, weiter zu sprechen, und schaute mit einem seltsam fragenden Blick auf Marie, die in ernster Aufmerksamkeit ihr zuhörte.

„Erst seit Kurzem," sprach sie ihr gedankenvoll nach. „Und Du kennst den Grund davon, Rickele?"

„Ich glaube," erwiederte diese, durch die Haltung des jungen Mädchens und durch die Unschuld desselben die letzten Bedenken einer offenen Mittheilung ihres Kummers und Argwohns überwindend, „denn es ist geschehen, seitdem Du hier auf dem Hofe wohnst."

„Armes Rickele!" sagte Marie mit der Ruhe ihres reinen Gewissens und mit aufrichtigem Mitgefühl. „Und das Leid hast Du gegen ihn verschlossen gehalten?"

„Weil ich zu meiner Ueberzeugung erst gestern gekommen bin durch die Eifersucht Konrad's wegen Deiner. Nun aber," setzte sie dann in aller Fülle ihres Vertrauens hinzu, „bin ich ruhig darüber, daß Konrad seinen Plan mit Dir doch nicht ausführen kann."

„Du hättest auch ohne dies ruhig darüber sein können," erwiederte Marie darauf. „Ich wußte, daß Konrad Dein Bräutigam sei. Es hätte mich hier vom Hofe augenblicks getrieben, wenn er mir die Beleidigung angethan haben würde, mir von einem Verrath gegen Dich um meinet-

Digitized by Google

willen zu ſprechen. Es iſt auch für mich nun wie eine Rettung anzuſehen, daß der Herr Staude um mich werben will. Damit wird's aus ſein mit des Konrad's Einfall, ohne daß er noch Unheil anrichtet."

Nach dieſer offenen und feſten Erklärung Mariens fühlte ſich die Hofbauerstochter wie von einem Alp befreit; auch vor dem Bäschen zerfloß die Unklarheit, welche die letzte Wendung des Zwiegeſprächs aufgerufen hatte. Zwiſchen Beiden gab es nichts mehr, was ſie nicht in wahrhaft ſchweſterlicher Vertraulichkeit hätten austauſchen können. Sie ſahen ſich in die Herzen und wußten, was dieſe bewegte. Dies gab ihnen auch noch Stoff genug, ſich des Weiteren darüber auszuſprechen, bis das Einfahren der Feldwagen auf dem Hof ſie belehrte, daß es Mittagszeit ſei und noch ein ſchwerer Augenblick der gekränkten Braut für die Unterredung bevorſtehe, die ſie mit ihrem Zukünftigen ſuchen wollte. Das mußte ſein und ſie ging mit einem erſtarkten Gefühl ihres Rechts wie ihrer Sicherheit von Marie fort und die Treppe hinunter, um Konrad noch vor dem Eintritt in's Haus anzuſprechen.

Sowie der junge Hofbauer ihrer anſichtig wurde, verdüſterte ſich ſein Geſicht. Er ſchöpfte Verdacht wegen der Urſache ihrer auffälligen Anweſenheit um ſolche Zeit auf ſeinem Gehöft, und ſein böſes Gewiſſen trat ihm in die Augen. Sie funkelten drohend auf die ihm Entgegenkommende.

„Was ſoll das?" herrſchte er ſie an. „Was machſt Du hier?"

Sie hatte es ſo erwartet und deshalb entmuthigte ſie

die Anrede nicht. Feſt entgegnete ſie, nahe zu ihm tretend: „Mit Dir reden will ich.“

„Aber ich nicht mit Dir. Geh' mir alſo ab.“

„Ich habe ein Recht, ein gutes, Dich zur Rede zu ſtellen.“

„Mich — Du? Ich antworte Dir darauf: geh' ab.“

„Konrad!“ verdüſterten ſich nun auch ihre Züge und es bebte ein Zorn in ihrer Stimme. „Ich bin vor aller Welt Deine Braut und darum frage ich Dich, wie ich mir Dein beleidigendes Benehmen deuten ſoll?“

„Deute es wie Du willſt. Verſtündeſt Du mich und mein Benehmen, ſo wär's gut und die Sache abgemacht.“

Sie hielt in Erregung ihn am Arm zurück. „Ich verſteh' Dich wohl, Konrad.“

„Alſo, was willſt dann noch weiter von mir?“

„Dir Deinen Wahn benehmen, den Du haſt, und Dich aus Gedanken reißen, die mich und auch Dich nur unglücklich machen. Du denkſt an die Marie . . .“

Er ſtutzte, ſah ſie erſchrocken an, und als er ſie mit ſo verſtörtem Geſicht ſah, zwang er ſich zu einem höhniſchen Lachen. „Biſt wohl eiferſüchtig?“ ſagte er.

„Hah, meinſt Du, daß es mir gleichgiltig ſein kann, wenn Du Dich in eine Andere vergaffſt, dermal Du Dich nach Pflicht und Gewiſſen zur Hochzeit mit mir anzuſchicken hätteſt? Und wenn's noch einen Werth hätte, Deine Treuloſigkeit, für Dich ſelber!“

„Was meinſt Du damit?“ wandte er ſich herausfordernd gegen ſie. „Was heißt das: keinen Werth?“

„Weil Du nimmer Deine Baſe zum Weib kriegteſt und Du Dich ganz unnöthig in ſie verliebt haſt.“

Digitized by Google

„Haſt ſie wohl deswegen ausgefragt?“ fragte er mit verbiſſener Wuth.

Sie wollte ihn nicht noch mehr aufreizen und entgegnete ihm daher ſanfter, wenn auch mit der Bitterkeit, die ihrem verwundeten Herzen entfloß: „Konrad, ich will Dir keine Vorwürfe machen wegen Deiner Abirrung, Du haſt ja am End' gedacht, das Mädle, das Du heirathen ſollſt, liebt Dich nicht, und da Du nun in Dein hübſches Bäsle Dich verſehen, könnteſt Du wohl Deine Dir gleichgiltige Braut noch rechtzeitig abdanken und das Mariele freien. Nun, wenn's ſo anginge, Deine Rechnung ſo wäre und es Dich glücklich machte, ſo würde ich gern auf die Stelle verzichten, die Dein und mein Vater mir als Deine Zukünftige beſtimmt haben. Aber es iſt nicht ſo, und es ſtimmt Deine Rechnung ganz und gar nicht. Aber möchteſt Du von mir, ſo laufe ich Dir wahrlich nicht nach! Dann ſag's mir nur frei heraus wie ein ehrlicher Mann. Ich bin ja gekommen, um mit Dir mich auszureden.“

„Gut, ſo will ich Dir dienen,“ ſagte er und ſah ſie an, als habe er ſich die Entſcheidung reiflich überlegt und darüber keine Gewiſſensbiſſe zu machen. „Es geht nicht immer ſo, wie ſich der Menſch denkt. Was man geſtern für gut hielt, kann man heute nicht mehr finden. Ich habe ſonſt, da wir mit einander verſprochen waren, gar nicht gezweifelt, daß ich mit Dir eine brave Bäuerin auf den Hof bekäme; jetzt aber will ich noch mehr. Ich will ein Weib haben, das ich ſo lieb habe, wie man es haben muß, um ein glücklicher Menſch zu ſein, und anders nicht. Lieber bleibe ich ledig mein Leben lang, und mag der

Vater das Gut an meinen Bruder übergeben. Ich kann nicht anders und wüßte ich gleich, daß ich zu Grunde ginge dabei."

Er hielt inne. Rickele ſchwieg und ſchwere Thränen rollten über ihre fahl gewordenen Wangen. Ihre Augen waren ſchmerzlich auf den ſchmucken Burſchen gerichtet. Wußte ſie doch, daß er bald aus ſeinem Wahn erwachen müſſe.

„Ich weiß es nun, wie ich mit Dir daran bin," ſagte ſie ſanft, ſich ſchon zum Gehen wendend. „Ich will Dich nicht noch anderen Sinnes zu machen ſuchen. Vielleicht wirſt Du es ſelber, wenn Dein Rauſch vorbei iſt. Ich werde auch gar keinen Lärm ſchlagen über die Schmach, die Du mir anthuſt, und ſtill mein Leid tragen. Ein Leid, ja, und weißt Du, warum, Konrad?"

Er ſah weg von ihr.

Schluchzend kam es von ihren Lippen: „Weil ich Dich gern gehabt habe, mehr als Du Dir gedacht. Und damit Lebewohl!"

Sie ſchritt ſchnell von ihm fort und aus dem Gehöft. Er blickte ihr nach, als wenn er ſie bedaure, aber das Urtheil nicht ändern könne, das er über ſie gefällt. Wie die Auseinanderſetzung geendet, war es ihm recht. Die Feſſel, die ihn ſo ſchwer gedrückt, hatte er nun abgeſtreift. Da ſtand er im hellen Mittagsſonnenſchein und ſah ihr nach, wie ſie, ohne den Kopf zurück zu drehen, ſtolz und mit Herzeleid den Feldweg einſchlug, der nach ihrem Hofe führte.

„Es iſt allweg ſo am beſten," murmelte er. „Sie

Digitized by Google

wird's verwinden und an ihrer Liebe zu mir wohl nicht so schwer zu tragen haben. Das hat sie nur so gesagt."

Er ging in's Haus zum Mittagessen.

Seine Mutter trug es eben auf; der Vater saß schon am Tisch und Marie kam eben zur Thür herein. Von ihrem Fenster aus hatte sie gesehen, wie Rickele und Konrad mit einander gesprochen. Was, konnte sie sich beinahe denken, und als das Rickele fortging, war es ihr gewiß, daß dieselbe es in Kränkung gethan. Ein Blick des Vorwurfs und der Frage von ihr streifte den jungen Bauer, der ihn merkte und verlegen darüber wurde. Noch mehr, als mit scharfem Ton und die Augen streng auf ihn gerichtet, die Bäuerin sich an ihn wandte.

„Nun, Konrad? Wo ist das Rickele?"

„Fort ist sie gegangen," warf er hin, indem er sich an seinem Teller zu schaffen machte.

„Fort? Sie hätte doch sollen mit uns zu Mittag essen?"

„Sie hat's eben nicht gewollt, Mutter," suchte er das Fragen abzuschneiden.

Der Hofbauer horchte auf.

„Das Rickele war hier?" fragte er.

„Ja," entgegnete sein Sohn kurz.

Reinick schüttelte seinen weißhaarigen Kopf. „Ihr habt wohl einen Strauß mit einander gehabt? Es kam mir gestern schon mit Euch Beiden nicht ganz richtig vor."

Darauf erfolgte keine Entgegnung weiter und so sprach auch Niemand mehr vom Rickele. Aber es war ein pein-

liches Schweigen am Tiſch, bis die Knechte und die Mägde ſich hinzuſetzten.

Nach dem Eſſen beeilte ſich Konrad, wieder auf's Feld hinaus zu kommen. Das Gefühl von Genugthuung, mit dem er ſeiner Braut den Abſchied gegeben, war bei Tiſch über das Gefrage nach derſelben in ein Mißbehagen gewandelt worden, das ſich fort und fort verſtärkte.

Er wurde, indeß er ſeine Arbeit auf dem Felde verrichtete, immer verdroſſener, immer bedrückter im Gemüth. Die Mutter hatte auffällig herben Ton gegen ihn angeſchlagen, der Vater in ſeine Bemerkung Mißbilligung gelegt. Sie ſtanden alſo ſicherlich auf Rickele's Seite, wenn er von dem Bruch mit ihr ſprechen würde. Er bekam auf einmal Furcht davor.

Dann gingen ihm die letzten Worte des von ihm geſchiedenen Mädchens im Kopf herum. Sie hatten ſo eigenthümlich ſchmerzlich geklungen und ein ſo unvermuthetes Geſtändniß überdem ausgedrückt. Es war doch ein ſchwerer Schlag, den er ihr verſetzt hatte. Sein Gewiſſen regte ſich. So bricht man nicht mit einem braven Mädchen angeſehener Leute, mit denen von Haus zu Haus alte Freundſchaft und nachbarlicher Verkehr beſteht. Das ſagte er ſich, eine innere Stimme ſagte es ihm immerzu und immer lauter.

Er ſann und ſann. Mit Marie ſprechen und ſich mit der Leidenſchaft, die ihn für ſie erfüllte, über alle Hinderniſſe und Bedenken weg den Sieg erkämpfen, das mußte ihm die Ruhe im Glück verſchaffen.

Digitized by Google

5.

Es vergingen die Tage und in gewohnter Weise lebte man auf dem Reinickhofe weiter. Nur waren alle Mitglieder der Familie wortkarger geworden, und es schien, als vermeide ein Jedes absichtlich, mit dem Anderen mehr als nöthig zusammen zu sein. Auch die Stirnen waren finsterer und die Augen ohne den frohmüthigen Ausdruck von sonst. Der alte Hofbauer hatte sogar einen Zorn im Blick, der seine Erscheinung um so unheimlicher machte, als er so schweigsam war. Die Bäuerin ging ihm und ihrem Sohne aus dem Wege. Marie fühlte sich im Zusammensein mit den beiden Alten jetzt bedrückt, ohne sich doch recht erklären zu können, warum. Es war eben wie vor einem schweren Gewitter.

Konrad erwartete von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde den Ausbruch des Gewitters in einer Aufregung, die ihn wie im Fieber erhielt. Zum Kampf, wie er sich nun entschieden hatte, erfüllte ihn ein heißes Verlangen; umdräuet von einem Aufruhr gegen sich, sammelte er sich, um aus ihm als Sieger hervorzugehen. Der Preis, nach dem er greifen wollte, war ja Marie.

Hatte er bisher die entscheidende Unterredung mit Marie noch nicht herbeigeführt, so war es nur unterblieben, weil er keine Gelegenheit dazu gefunden. Denn sie wich ihm aus und er konnte ihrer ohne Aufsehen nicht habhaft werden. Auch hatte er sich es anders gedacht. Erst wenn ihn der Vater zur Rede stellen würde wegen seines Bruches mit Rickele, wollte er von seiner Liebe und

Abſicht ſprechen, überzeugt, damit den Trumpf auszuſpielen, vor dem die Anderen ihre Karten ſtrecken müßten.

Derweil gab ſich Marie ihren jungen Herzensträumen hin, vor denen das Intereſſe für alles Andere zurücktrat, um ſo mehr, als ſie von dem förmlichen Bruche zwiſchen Rickele und dem Konrad nichts wußte, und nur ein neues Zerwürfniß zwiſchen ihnen vorausſetzte.

Was ging all' dies auch ſie näher an! Die Liebe iſt ſelbſtſüchtig und denkt nur an ſich. Das junge Mädchen berauſchte ſich in dem Glück, das ſo plötzlich über es gekommen war. Mit dem heißen Blut, das ſie als ein Kind des Sonnenlandes Paläſtina erhalten, ging ſie der lachenden Zukunft entgegen, deren Thore, ſo ſchien ihr, die guten Engel aufgethan. Ihre Phantaſie idealiſirte ihr das Bild Georg's. Wie ließ ſie mit einem berückenden Lächeln der Liebe um den halb geöffneten roſigen Mund ihre Gedanken um das kleine Abenteuer gaukeln, durch das ſie ihm im wahren Sinne des Wortes in die Arme geworfen wurde! Er hatte ſie aufgefangen, ſie auf ſeinen Armen getragen, ſie mit ſeinen braunen Augen dabei ſo lieb und innig angeſchaut — und was ſie damals in Verwirrung geſetzt, beſeligte ſie jetzt. Wenn er jetzt vor ihr erſchienen wäre, mit ſeinem freundlichen Geſicht, mit ſeinen glanzerfüllten Augen, die Hand ihr hinreichend — ſie hätte keine Scheu mehr gehabt, hätte dieſe Hand mit Freudigkeit ergriffen, an ſeine Bruſt ſanft ſich ziehen laſſen, und da die ſüßen Geſtändniſſe all' deſſen ihm zuflüſternd, was ſie bewegte.

Dort drüben, weithin über die Feldmark und Wieſenteppiche mit ihren bunten Blumen hinweg ſah ſie den

Digitized by Google

Wald, von dem ein Stück zu dem Gut ihres Oheims gehörte, der andere lange, dunkle Streifen dem Bachbauer. Wie schön war es da, wo die Baumkronen rauschten, es aus dem frischen Laub des Buschwerks zu ihr sprach, die jungen Fichtenschößlinge ihren balsamischen Duft in die sonnige Luft aushauchten! Und der murmelnde Bach da, der noch zu ihr von der ersten Begegnung mit dem Geliebten, unweit davon in der Mühlenschlucht, plaudern konnte! Dahin, dahin zog es sie mit Sehnsucht.

Flugs war ihr blumengezierter Strohhut auf ihrem goldigen Haar, und sie verließ Zimmer und Haus, um leichtbeflügelten Schrittes den Feldweg nach der Waldecke drüben einzuschlagen.

Auf dem Felde arbeitete man fleißig. Sie sah Konrad mit einem Knecht zwischen den Kartoffeln geschäftig die Hacke führen. Er sah sie auch und blickte ihr lange nach. Sie kam dann in den schattigen Wald und dort am Bach fand sie ein lauschiges Plätzchen für sich, wo sie sich auf dem Boden niederließ. Sie warf ihren Hut neben sich und holte hastig den theuren Brief Georg's hervor, so vielmal von ihr gelesen und doch noch so begehrt, um wieder Zwiesprach mit ihm zu halten.

Plötzlich schreckte sie zusammen, da sie das Geräusch von Schritten hinter sich hörte. Sie blickte zurück und sah Konrad schon vor sich, zitternd vor Aufregung und sie mit seinen heißen Augen verschlingend.

Tiefe Röthe färbte ihr Antlitz bis zur Stirne hinauf und sie sprang empor, indem sie schnell den Brief zusammenschlug und verbarg. Was wollte er und hier in

der Waldeinſamkeit von ihr? Vor einigen Tagen noch hatte ſie traulich und in ſchweſterlich zu bezeichnender Unbefangenheit an dieſer Stelle mit ihm geſcherzt; jetzt beleidigte ſie ſein Kommen.

„Vetter," ſtieß ſie hervor, „Du hier?"

Er bezwang ſeine Erregtheit und ſagte wie entſchuldigend und ſie begütigend, ohne das Beben ſeiner Stimme bezwingen zu können: „Bäsle, Du biſt wohl böſe? Warſt es doch ſonſt nicht, wenn ich mich mit Dir unterhielt."

„'s iſt jetzt aber keine Zeit dazu und hier auch der Ort nicht. Ich meine, Du hätteſt tüchtig zu ſchaffen."

„Aber," fiel er leidenſchaftlich ein, „wie ich Dich hier in den Wald gehen ſah, hielt's mich nicht länger, Mariele. Ich muß Dir ſagen, was mir auf dem Herzen liegt und mich meine Ruh' nimmer finden läßt."

„Halt ein!" rief ſie, beunruhigt von böſer Ahnung deſſen, was er ihr geſtehen würde. „Ich will nichts von Dir hören."

„Laß mich, laß mich, Bäschen, es muß ſein; denn es geht auch Dich an und es iſt nichts Böſes, was ich Dir mittheilen will. Doch eines zuerſt. Mit meinem Verſpruch mit dem Rickele iſt's aus und vorbei."

Sie ſah ihn erſtaunt und dann unwillig an.

„Und Du ſchämſt Dich nicht, mir dies zu ſagen?" ſchleuderte ſie ihm zu, indem ſich ein energiſcher Zug in ihren Mienen ausprägte.

„Ich hab's Dir ſchon einmal ſo halb und halb geſtanden," entgegnete er entſchloſſener. „Allzuſehr brauchte es Dich alſo nicht zu überraſchen. Ich hab' Dir an-

Digitized by Google

gedeutet, daß ich sie nicht mag, sondern eine Andere, und daß ich mir ein Weib nehmen möchte, das mir auch das Herz warm macht. Und solch' ein Weib, Mariele, wärst Du. Ich habe Dich rasend lieb, und was würde ich glücklich, wenn Du meine Bäuerin würdest! Nun ist's heraus, Gott Lob! Und nun können wir mehr darüber sprechen."

Eine kühle Ruhe war über Marie gekommen und besonnen erfaßte sie die Lage, in die sie so jählings sich versetzt sah.

„Gut, Konrad," erwiederte sie fest und ernst, „ich will mit Dir darüber sprechen."

„O Mariele, Mariele! Es wird ja Alles gut werden, wenn Du nur mein Schatz werden willst," jubelte er in der Verblendung seiner Leidenschaft ihr zu.

Sie hob ihre Hand verweisend gegen ihn.

„Sprechen will ich mit Dir, um Dich aus einem unglückseligen Wahn zu reißen, und auf daß dadurch Alles wieder gut wird, was Dein verirrter Sinn Unheil anzurichten vermöchte. Wenn ich dies thue, Konrad, so thu' ich's darum, weil Du mein nächstverwandter Vetter bist und weil ich hierher auf den Hof gekommen bin, und nun zu meiner Trauer erkenne, daß ich Dich ohne meine Schuld in Versuchung gesetzt. Deine Liebe zu mir ist der Einbildung entsprungen und ist zudem ein Unrecht, denn Du warst mit Deinem Worte gebunden an Deine erklärte Braut, und wenn Du diese jetzt von Dir gestoßen, so hast Du gegen Treue und Recht gehandelt, und Dein Gewissen läßt Dir deswegen auch keine Ruh'. Und nicht nur wie ein Gewissenloser hast Du ein braves Mädchen beschimpft,

ſondern ſein edles Herz auch gebrochen, das Dir in Liebe aufrichtig zugethan war. Nimmer wird Dir dies Glück bringen, nimmer. Welch' ein verworfen Geſchöpf erſchien ich mir, könnte ich fähig ſein, an Deinem Verrath gegen Deine erklärte und vertrauende Braut Theil zu nehmen und Deiner Lockung folgen. Ich aber, Konrad, liebe Dich nicht, und außerdem weiß und fühle ich, daß wir nimmermehr zu einander paßten, würdeſt Du ſelbſt noch ein freier Burſch ſein und in Ehren um mich werben dürfen."

Dieſe ſichere und ſtolze Abweiſung, die allen ſeinen Hoffnungen ein Ende machte, ſchlug ihn ſo völlig zu Boden, daß er nur ſtammeln konnte: „Marie, Du brichſt mir das Herz!"

Sein Mitleid erregender Blick bewog ſie, freundlicher gegen ihn zu ſein.

„Du biſt krank, Konrad, und Du wirſt wieder geſund werden, wenn Du vernünftig biſt."

„O," klagte er, „wenn Du mir befehlen würdeſt, mein Leben für Dich zu laſſen, ſo ſcheute ich mich nicht; aber durch Deine Verachtung bring' mich nicht um."

„Ich werde Dir wieder gut ſein wie eine Schweſter, wenn Du Herr wirſt über Deinen Wahn. Raff' Dich auf, Konrad!"

„Ich kann's nicht," ſtöhnte er. „Willſt Du mein Weib nicht werden, ſo liebe ich Dich dennoch. Das kann keine Sünde ſein."

„Ja, ſage ich Dir," trat ſie ihm in neuer Entrüſtung entgegen. „Deine Liebe zu mir iſt nicht erlaubt, weil ſie Treuloſigkeit an Deiner Braut iſt."

Digitized by Google

„Ich habe ihr ehrlich gesagt, warum ich sie nicht heirathen kann, weil sie dann eine unglückliche Frau würde. Ist das nicht auch als rechtschaffener Mann gehandelt?"

„In gewissem Sinne, ja. Aber Du bist in einer argen Verblendung befangen. Vorher ist Dir niemals eingefallen, daß es eine unglückliche Ehe sein würde mit dem Rickele. Das bildest Du Dir jetzt ein. Es wird auch nicht der Fall sein, wenn Du in Reue Deine Schuld gut machst und es nach Gebühr schätzest, daß Deine Braut Dich liebt. Du wirst es lernen, Vetter, und auf sie, welche Dein sein soll für's Leben, die Liebe übertragen, welche Du für mich gefaßt hast. Willst Du in meinen Augen noch etwas gelten, so thue dies. Das ist das Rechte."

„Verdamme mich," entgegnete er, „stoß mich zurück — ich nehme Alles auf mich von Dir. So will ich Dir meine Liebe beweisen und Dein Herz rühren."

Es umdüsterte sich jetzt ihre Stirn. Sie trat stolz einen Schritt zurück und rief in einem schneidenden, energievollen Tone: „Ich habe Dir gesagt, Deine Liebe zu mir ist nicht erlaubt. So höre denn auch noch dies, um zur Vernunft zu kommen: mein Herz und meine Hand gehören einem Anderen."

Er sprang empor, als habe eine Schlange ihn gebissen.

„Einem Anderen?" stieß er heraus und seine Augen wurden groß, seine Wangen erdfahl. „Dem Ingenieur!"

„Ja, ihm, und er ist es, der mich liebt und den ich einzig wieder liebe."

„Der Brief vorher in Deiner Hand?“ bebte es von ſeinen bleichen Lippen.

„Von ihm iſt er, ſeine ehrliche Werbung um mich.“

„Gib, gib!“ ſtürzte er im Taumel auf ſie zu und packte ſie am Arm. „Marie, das kann nichts gelten.“

„Zurück, ſage ich Dir,“ ſtieß ſie ihn von ſich und es blitzte Zorn aus ihren Augen. „Zurück, oder Du biſt ein grundſchlechter Kerl!“

Er wich vor ihr und ſtammelte: „Ein grundſchlechter Kerl, ich? Weil ich Dich gern hab'? Und dem Ingenieur ſoll ich weichen? Daß er doch verdammt ſei, der Scharmutzler!“

„Geh', wiederhole ich Dir. Was ich mit Dir, um Dich aus Deinem Rauſch zu reißen, meinte noch ſprechen zu müſſen, iſt geſchehen. Weiter habe ich mit Dir kein Wort über dieſe Angelegenheit zu wechſeln.“

Er lachte höhniſch auf. „Der! Alſo der! Und ſeit jenem Abend! Wie ſchnell ſich das machte! O jeh! Die Mädle von Sarona — nun ja, die haben hitzig Blut und tragen, wie's ſcheint, Hoffahrt im Köpfle. Da iſt ihnen ſo ein Bauer nicht gut genug. Ein feines Stadtherrle muß es ſein, wenn's Herz ganz fix verloren gehen ſoll. Ja, ja, Du biſt von anderer Art, als wie ſie für unſereins geeignet iſt. Nun ſeh' ich's ein. Aber ſieh Dich nur vor, daß er Dich nicht nasführt, Du leichtblütig Dirnd'l!“

„Jetzt willſt Dich an mir rächen, indem Du mich kränkſt und bemäkelſt,“ erwiederte ſie wieder in ruhigem Stolz. „Ich antworte Dir nicht darauf. Mein Gewiſſen iſt rein und ruhig. Denke Du aber an Dich, höre Du

auf Dein Gewissen und suche Du den rechten Weg wieder, von dem Du abgekommen bist. Mehr als genasführt hast Du Deine Braut."

Sie warf ihm noch einen strengen Blick zu, dann schritt sie eilig von ihm fort, nach dem Felde zurück.

Er sah ihr nach und murmelte halblaut: „Läßt sie mich nun hier stehen? Himmelsakrament! Mir das und blos, weil sie den Hochmuth über die Verliebtheit von diesem Maschinenfritzle gekriegt hat! Himmelsakrament! Das verzeih' ich ihr nicht. Als wenn ich zu ihr nicht hinaufschauen dürfte — gerade so hat sie gethan! Donnerja!"

Damit wandte er sich und lief tiefer in den Wald hinein, als müsse er sich in dessen Einsamkeit noch mehr austoben.

6.

Zum Mittagessen wartete man vergeblich auf ihn. Der Knecht sagte, daß er auf einmal vom Felde weg in den Wald gelaufen sei. Der alte Hofbauer sah seine Frau fragend mit strenger Miene an, ohne zunächst ein Wort zu äußern. Aber sie wußte, daß dies Sturm zu bedeuten hatte. Es war peinliches Schweigen während des Mittagsmahles.

Der Hofbauer blieb noch am Tische sitzen, als das einfache Mahl beendigt war, Knechte und Mägde das Zimmer verlassen hatten. Dann erst brach er sein unheimliches Schweigen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und fragte: „Was ist das nun mit dem Konrad?"

„Ich weiß nicht," entgegnete seine Frau, die im Geheimen Furcht vor dem Ausbruch des Donnerwetters hatte.

Der Alte ſchlug wieder auf den Tiſch. „Da geht doch was vor! Das iſt doch nicht im Geleis!“ rief er drohend. „Was hängt er ſeit ein paar Tagen das Maul ſo dumm hin? Im Hirn hat er was, das habe ich ihm ſchon angeſehen. Von der Hochzeit ſchwätzt er nichts mehr, da iſt“ — und er ſchlug wieder auf den Tiſch — „Gott ſtraf mich! nicht Alles in Ordnung.“

Die Bäuerin ſchwieg und ſtarrte nachdenklich vor ſich hin. Marie klopfte das Herz. Sollte ſie ſprechen? Es hielt ſie die Scheu zurück, zu viel und zu vorſchnell etwas Verhängnißvolles zu ſagen.

„Warum war neulich das Rickele ſchon in der Frühe hier?“ fuhr heftiger der Hofbauer fort, indem er ſeine durchdringenden Augen bald auf das unbewegliche Geſicht ſeiner Frau, bald auf das verwirrt erſcheinende Mariens richtete. „Juſt am Morgen nach dem Beſuch auf dem Bachhof. Und warum iſt ſie ohne Abſchied und ohne zu Mittag hier zu bleiben von ihm gegangen? Alſo, zwiſchen den Beiden ſpielt was!“

„Sie werden ſich verzankt haben,“ ließ ſich nun wie zur Beſchwichtigung ſeines Aergers die Bäuerin vernehmen.

„Verzankt, ja, das wird wohl ſein! Aber warum läuft er von der Arbeit weg und iſt zu Mittag nicht daheim?“

Jetzt glaubte Marie doch das Ihrige thun zu ſollen, um den Sturm noch zu beſchwören.

„Im Wald,“ ſagte ſie, „bin ich dem Konrad begegnet. Ich meine, er wird da den Weg am Bach entlang nach dem Hof zum Rickele gegangen ſein.“

Der Alte beruhigte ſich in der That unter dieſer Er-

klärung und ließ das Gespräch fallen, indem er brummte: „Es kann so sein. Um so besser, wenn er allein seine Sache besorgt. Mische mich nicht gern in so was."

Um dieselbe Zeit war man auf dem Bachhof wegen der Hochzeitsangelegenheit in größeren Aufstand gerathen. Die Bachbäuerin hatte es ihrer Tochter angesehen, daß sie an einem Kummer leide. Kein Wort hatte Rickele zwar bisher darüber verlauten lassen, was zwischen ihr und Konrad vorgefallen; aber den Schmerz, den sie darnach heimgetragen, hatte sie nicht aus ihrer Seele, und darum auch nicht aus ihren Augen bannen können.

Kummer und Leid verliehen ihrem Antlitz einen wehmüthigen Ausdruck, der es ungemein anziehend machte. Der Abglanz ihrer guten Seele lag darauf. Ihre Augen waren wärmer und sprechender durch den trüben Flor, den heiße Thränen da zurückgelassen.

Die Mutter befragte sie endlich eindringlich um den Grund dieser Wandlung, aber Rickele wich jeder bestimmten Antwort beharrlich aus. Es sei um den Konrad, doch sie müsse es eben hinnehmen, und man möge sie nicht noch quälen. Weiter brachte man aus ihr nichts heraus, auch ihr Vater nicht. Sie wollte es nicht sein, welche ihre Eltern zuerst mit der Abtrünnigkeit Konrad's bekannt machte, worin sie für sich eine so schimpfliche Beleidigung erblicken mußte.

Der Mutter ging aber der stille Gram ihres Rickele zu Herzen, und die Neugier nach der Ursache davon plagte sie auch. Darum nahm sie ihren Alten bei Seite und sagte: „Höre, Veit, so kann's mit dem Kon-

rad nicht weiter gehen. Siehſt nicht, wie's Rickele um ihn elend iſt?"

„Freilich ſehe ich's," antwortete er, „und ich meinte auch ſchon, daß wir da 'was thun müſſen. Gib mir den Rock heraus."

Seine Frau lief hurtig nach dem Kleiderſchrank und ein paar Minuten ſpäter ſchon war der lange Bachbauer auf dem Wege zum Reinickhof, ohne daß Rickele davon wußte.

Es war Nachmittags und die Sonne ſtand ſchon tief, als er dort ankam. Alle Leute waren noch auf dem Felde, aber die Bäuerin war zu Hauſe.

„Grüß Gott, Bäuerin," ſagte er. „Ich denk', der Konrad kommt bald und der Chriſtian auch."

„Ja, iſt denn der Konrad nicht bei Euch?" fragte ſie, noch halb im Zweifel über den Sinn der vernommenen Worte.

„Bei uns? Nein. Ich nehme an, auf dem Feld."

Die Bäuerin verlor darüber all' ihre Ruhe. „Mein Gott, wo iſt er nur!" ſtieß ſie in Angſt jetzt hervor. „Habt Ihr ihn denn gar nicht geſehen heut'? War er nicht in Eurem Haus, bei Eurer Tochter?"

„Mit keinem Schritt, ſeit drei Tagen nicht. Darum eben bin ich hier, Bäuerin."

„Was iſt denn nur geſchehen, Bachbauer!" jammerte ſie. „Könnt Ihr Euch denn erklären, warum mein Sohn heute den ganzen Tag fort iſt, ohne daß Jemand wüßte, wohin? In Euren Wald ſoll er gelaufen ſein, da hat ihn das Mariele geſehen."

Der alte Tropp war betreten geworden.

„Ich ſoll's wiſſen?“ erwiederte er kopfſchüttelnd. „Kann's nicht.“

„Wir müſſen den Konrad ſuchen,“ rief die Bäuerin. „Es muß ihm ein Unglück paſſirt ſein im Wald, ganz gewiß.“

„Ein Unglück?“ wiederholte Veit beunruhigt.

Die Bäuerin wurde plötzlich ganz ängſtlich. „Wenn er im Bach verunglückt wäre?“

„Ertrinken kann er da nicht,“ hielt Veit ihr entgegen. „Hinter der Mühle wohl, aber da ſind ja Leute.“

„Alſo, Bachbauer, ſeid ſo gut und helft uns ſuchen, ehe es dunkel wird,“ bat ſie ihn aufgeregt und ſchritt auch ſchon, wie ſie war, zur Thür hinaus.

Er folgte ihr bereitwilligſt und ſelbſt von dem lebhaften Intereſſe für ſeinen zukünftigen Tochtermann und für die Aufklärung ſeines räthſelhaften Verſchwindens getrieben. Bald hatten ſie auf dem Felde die Männer zuſammengerufen. Der alte Reinick ſtimmte ſeiner Frau zu, daß man zunächſt den Wald durchſuchen müſſe, da Konrad ſich dahin begeben und doch nicht auf den Bachhof gekommen ſei. Auf dem Felde blieb alles Werkzeug ſtehen und liegen; die Mägde ſollten für die Heimkehr des Geſpannes ſorgen, die Knechte gingen mit nach dem Walde hinauf. In einer Reihenfolge nahm man die Streife vor. Vergebens. Man hatte nach einer Stunde Suchens kreuz und quer bis zum Ausgang des Waldes nicht eine Spur von dem Vermißten gefunden. Erſt als man dann an die Mühle kam und fragte, berichteten die

Arbeiter, daß der junge Bauer nicht lange zuvor da geweſen ſei, ſich nach Herrn Staude erkundigt habe und dann, nachdem er gehört, daß der Ingenieur ſeit ein paar Tagen ſchon wieder nach Hauſe gereist, ſich weiter dem nahen Bachhof zugewandt, deſſen Wohnhaus außerhalb des Waldes war.

Gottlob, nun konnte man ſich doch beruhigen. Konrad war alſo doch noch auf den Bachhof gegangen. Das verſprach ja das Beſte. Man ſchickte die Knechte wieder nach Hauſe, und die beiden Bauern mit ſammt der Mutter Konrad's begaben ſich nach dem Gehöft Veit Tropp's, um ſich da die erhoffte vollſtändige Beruhigung zu verſchaffen.

7.

Konrad befand ſich in einer ungeheuren Aufregung. Er hätte irgend etwas Gewaltthätiges, etwas Furchtbares unternehmen mögen. Was er für erlittene Schmach hielt, brannte ihm auf der Seele; der gekränkte Stolz des jungen ehrgeizigen Bauern ſuchte nach einer Genugthuung. Er hätte Marie jetzt nicht ſehen können, ohne ſie zu beſchimpfen, nur weil er ſich durch ſie ſchwer gedemüthigt fühlte. Seine Liebe war in Haß umgeſchlagen, der Zauber, den ſie bisher auf ihn geübt, wie verflogen.

Im hellen Maiſonnenſchein, der in den Fichten ſich brach, erſchien ihm Alles wie gelber Nebel. Er ſtolperte planlos durch den Wald und ſprach manchmal laut mit ſich, bis er darüber erſchrak und ſchwieg. Wie im Taumel kam er endlich an der Seite aus dem Walde, die derjenigen, vor welcher ſowohl der Bachhof, wie eine halbe

Stunde ab davon seines Vaters Gehöft lag, entgegengesetzt war. Nach dem Dorf, welches er in einiger Entfernung vor sich sah, steuerte er zu, um da im Wirthshaus zu essen und einen Schoppen zu trinken. Nach Hause wollte er nicht, um Marie nicht zu begegnen, ehe er mit sich im Reinen war. Geschehen mußte etwas dazu seinerseits, das rief ihm eine innere Stimme gebieterisch zu. Die That, die er unternommen hatte, um die Einbildung von seinem Liebesglück zu verwirklichen, war elendiglich mißglückt. Nun mußte aber erst recht etwas gethan werden, um nicht in so gedemüthigter Ernüchterung vor diesem stolzen Bäschen zu erscheinen.

Er aß und trank im Wirthshaus, und sein Blut machte die letzten Gährungen durch. Was er thun wollte, wußte er nun. Zum Rickele zurückkehren, sie versöhnen. Sie war ja doch gut und schmuck genug für eine Bäuerin und recht für ihn. Das sagte er sich ganz klar und immer bestimmter. Es that ihm jetzt leid, was er ihr für Kränkung bereitet; doch war es auch ein Glück zu nennen, daß sich noch die Sache ausgleichen ließ, ehe sie an die große Glocke gekommen. Und, Himmelsakrament! er war dann doch kein Schuft und diese Hoffährtige aus Palästina konnte ihn mit ihren verwünschten Augen nicht mehr darauf ansehen. Also, wenn's Abend wird, damit es ihr nicht so auffällig vorweg erscheint, zum Rickele!

Wie er meinte, daß die Zeit sei, brach er aus dem Wirthshaus auf und ging durch den Wald zurück in der Richtung des Bachhofes. Ganz ruhig, ganz sicher seiner selbst und zufrieden wie Jemand, der eine gute Sache vor sich hat.

Er kam an die Mühle. Da er nicht wußte, daß Georg abgereist war, reizte es ihn, mit demselben wegen des Mariele wieder anzubandeln, nur um das Gift aus der Brust loszuwerden und dem glücklichen Nebenbuhler so recht bauerntrotzig sich zu zeigen. Aber er hörte von den Leuten, die noch am Mühlwerk zu arbeiten hatten, daß der Ingenieur fort sei, und so mußte er seine Bosheit hinunterschlucken. „Auch gut," dachte er, und schritt nun dem Bachhof zu, einigermaßen jetzt beunruhigt darüber, wie ihn das Rickele empfangen würde.

Als er die Wohnstube öffnete, sah er seine Braut und ihre Mutter in dem abendlichen Halbdunkel, das da schon herrschte, am Tische sitzen. Kaum erkannten sie ihn, als die Hofbäuerin ihren Platz verließ und hurtig hinauslief, nachdem sie sein „Grüßgott!" ein bischen kurz und spitzig erwiedert. Sie nahm an, daß Konrad infolge der Unterredung sich eingefunden habe, wozu ihr Mann sich zu ihm oder zu seinem Vater begeben, und daß es nun am besten sei, die jungen Leute zunächst allein zu lassen, um sich über ihren Verdruß auszusprechen.

Dies Benehmen der Bäuerin versetzte Konrad in große Verlegenheit, denn er konnte es sich nur damit erklären, daß Rickele schon von ihrer letzten Begegnung mit ihm und von seinen bösen Abschiedsworten an sie mit der Mutter geredet. Er blieb mitten im Zimmer stehen und wußte auf einmal nicht mehr, wie er sein Gespräch mit dem Mädchen anfangen sollte. Es rührte sich nicht, hielt, nachdem es beim ersten Blick auf ihn seine Ueberraschung nicht hatte verbergen können, das blasse Gesicht gesenkt,

als erwarte sie willenlos, was er ihr noch zu sagen haben könnte. Unerwiedert hatte sie seinen Gruß gelassen und schweigend blieben sie nach dem Fortgehen der Bäuerin noch Minuten lang.

Endlich rückte er mit der Sprache heraus, um nur einmal diese peinliche Stille zu brechen und das Gespräch anzufangen.

„Bist natürlich sehr verwundert, daß ich zu Dir komm'," sagte er mit einigem Stottern.

„Was willst?" entgegnete sie mit einer ihm unheimlichen Ruhe darauf.

„Ich ... ich wollte Dir doch ... Ja, das weißt Du wohl noch nicht? Mein Bäsle hat sich mit dem Herrn Staude versprochen."

Sie hob ihr schmerzerfülltes Gesicht. „Ich weiß es."

„So? Das hast Du schon gewußt? Ja so," setzte er bitter hinzu, „Du hast Dich ja darum so angenommen. Mußt denn wohl auch sehr erbaut von dieser Parthie sein. Nicht wahr?"

„Warum fragst Du darnach?" wies sie ihn zurück. „Bist Du darum hier?"

„Herr Gott, nein," machte er jetzt im Ausbruch seinem vollen Herzen Luft. „Ich bin hier Deinetwegen. Laß uns wieder gut mit einander sein, Rickele, und unsern Hochzeitstag bestimmen. Ich hab' da neulich was Dummes in schlechter Laune und unüberlegt gesagt. Das soll nicht mehr gelten."

Er trat bei diesen Worten zu ihr und reichte ihr die Hand hin. Aber sie nahm sie nicht, schüttelte schwer mit

Digitized by Google

dem Kopf und entgegnete fest: „Laß das gut sein. Es ist nun vorbei und das Herzeleid hab' ich. Das wird nicht anders, nun Du, wie ich merke, mit Deinem Bäsle gesprochen und Dir einen Korb geholt hast."

„Das Alles weißt Du?" stammelte er in höchster Verwirrung vor Scham.

„Ich denke mir's. Wie anders solltest Du sonst erfahren haben, was Dein Bäsle gethan? Ich hatte es Dir ja auch vorausgesagt."

„Rickele," raffte er sich muthig auf, „ich will Dir ja hier auch dies bekennen, weil ich Dich versöhnen möchte. Es ist so, wie Du sagst. Aber mit dem Rausch ist es aus, ganz und gar aus. Das Bäsle hat mich verrückt gemacht, aber nun bin ich kurirt, so sehr, daß ich es gar nicht mehr sehen mag und ihm den Stadtherrn zum Mann wünsche, damit es vom Hofe wegkommt so bald als möglich. Glaub's mir, Rickele, ich sehe, daß ich ein rechter Narr gewesen bin, da hab' ich eine Reue Deinetwegen gekriegt und mich so auf den Weg gemacht zu Dir, um Alles wieder in's Geleis zu bringen."

„Und Du glaubst, daß ich gleich bereit dazu wär'?" versetzte sie mit Bitterkeit. „Nun soll ich wohl froh sein, daß ich Dir wieder gut genug bin? Nein, das bin ich nicht, und nun mag ich Dich nicht mehr."

Er prüfte ihre Mienen mit wahrer Herzensangst, ob dies wirklich ihre Gedanken seien, und da er nach dem Ausdruck ihres Gesichts nicht daran zweifeln konnte, so griff er nach ihrer Hand und sagte bewegt: „Ich war auf falschem Weg, Rickele, verzeih mir doch. Hast mir

ja beim letzten Mal, als ich noch verblendet gewesen bin, selber gesagt, daß ich anderen Sinnes werden würde. Damals hat's mich erbost, weil ich es nicht glaubte und Deine Rede nicht wahr haben wollte. Jetzt aber ist's so und ich bin wieder der alte Mensch, der Dich in Ehren hält als sein versprochen Weib."

„Mag's nimmer sein," entzog sie ihm ihre Hand, „denn ich würde nur eine unglückliche Frau, wie Du mir es selber versichert hast."

„Ein fiedig Kreuzdonnerwetter auf so ein dummes Geschwätz!" fuhr er auf und es blitzten seine Augen. „Soll mich der Herrgott an allen meinen Gliedern strafen, wenn ich dies Wort nicht zur Lüge machen will mein Lebelang. Rickele, es ist ja nun Alles wieder anders und ich werde Dich lieb haben von ganzem Herzen."

„Du?" stieß sie heraus und es kam wie eine Verklärung über ihr Antlitz. „Du mich?"

„Ich, ja. Mein Unrecht gegen Dich hat mir die rechte Liebe zu Dir gegeben, als wäre es ein Samenkorn gewesen, welches Du in mein Gemüth geworfen, als Du mir sagtest, daß Du mich lieb hast. Dieses Korn ist unter der falschen Hitze aufgegangen, und nun ich wieder mein richtig Blut hab', soll mir der Keim ein schön Blümelein werden. O," zog er sie innig an sich, „glaube es nicht mehr, daß Du meine unglückliche Frau würdest. Und Rickele, wenn es eine Prüfung war für Dich, was ich da in der Verrücktheit Dir für Leid angethan, so hat sie doch ein gut Ende gefunden, und erst dadurch haben wir Beide uns Herz zu Herz auch näher gebracht. Ach," setzte er

hinzu, indem er sie eine Weile liebevoll betrachtete, „was hast Du doch für gute Augen, und wie die mir wohl thun!“

Sie litt seine Umarmung; sie schwelgte in dem ihr ungekannten Genuß erwiederter Liebe. Sie glaubte ihm und fühlte die Wahrheit all' dessen, was er zu ihr sprach. Er hatte Recht, ihre Prüfung und die seinige, die ihrige im Gram, die seinige im Wahn, hatte für sie ein gutes Ende gefunden.

Mitten in dem traulich wie nie gewordenen Gespräch der Beiden kamen ihre Väter und Mütter herein. Sie sahen ein glückliches Liebespaar vor sich. Was sollte man da noch lange von dem reden, was gewesen und auf den beiden Höfen an diesem Tage so viel Sorge und Wirrniß erregt hatte?

* * *

Am nächsten Vormittag langte auf Reinickhof ein ländliches Gefährt an, in dem eine freundliche Dame hoch in den Vierzigern und ein hübscher junger Mann saßen.

„Ach, Herr Staude!“ rief Letzterem die aus dem Hause geeilte Hofbäuerin besonders artig zu und beblinzelte die Dame an seiner Seite.

„Meine Mutter!“ sagte Georg, auf diese deutend, nachdem er ihr vom Wagen herabgeholfen, und andererseits die Hofbäuerin vorstellend, fuhr er fort: „Das ist Mariens Tante.“

Er sah strahlend heiter aus und aufgeräumt befriedigte er auch sogleich die erklärliche Neugier der Bäuerin

über den Zweck dieses Besuches, die aus ihren Augen sprach.

„Wir kommen in einer sehr wichtigen Angelegenheit, Frau Reinick, zu Ihnen, zu Ihrem Mann und zu Ihrer Nichte, Fräulein Marie.“

Die Hofbäuerin machte große Augen und lud zunächst die Gekommenen zum Eintritt in's Haus.

„Errathen Sie nicht?“

„Jeh, jeh,“ hielt Mutter Reinick an der Zimmerthür, die sie eben öffnete, an, und ihre Züge erhellten sich. „Da wäre wohl...?“ Sie zögerte, mehr zu sprechen.

„Ernst aus dem Spaß geworden,“ ergänzte Georg. „Ich möchte um die Hand Ihrer Nichte anhalten und, wie Sie sehen, mit der Zustimmung meiner Mama.“

Die Hofbäuerin, allein mit dem Besuch im Wohnzimmer, gerieth über die so schnell gegebene Bestätigung ihrer geheimen Vermuthung doch in einige Verlegenheit. Sie bot die Stühle zum Sitzen an und sagte dabei: „Mein Mann ist auf dem Feld, aber ich lasse ihn gleich holen. Ich bitte, gedulden Sie sich nur fünf Minuten. Mein Mann ist nicht weit vom Haus heut. Die Magd springt bald dahin.“

Und damit eilte sie hinaus, um nach ertheiltem Auftrag ohne Verzug wieder zurückzukehren. Nun war sie auch in ihrer Haltung sicherer, als habe sie nicht nur die Ueberraschung überwunden, sondern auch über die Angelegenheit sich schon ihre eigene Meinung gebildet.

Georg's Mutter ließ sich nun ebenfalls vernehmen; sie versicherte, daß sie ihrem Sohne zutraue, er treffe eine

rechte Wahl, und daß sie deshalb seiner Auserwählten vorweg mit mütterlicher Liebe entgegenkomme. Ihr wäre es sehr lieb, wenn er sich verheirathe, und je schneller, je besser, da es nun sein Entschluß sei. Daran knüpfte sie eine Aeußerung über seine Lebensstellung und seine äußeren Verhältnisse, die ihm vollauf gestatteten, seiner Frau ein schönes Loos und eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Denn sein Eintritt als Theilhaber in das große Maschinenbaugeschäft sei nunmehr gesichert, und zwar mit dem ihm vom Vater her zugefallenen Vermögen.

Dies Alles hörte die Hofbäuerin mit großer Befriedigung und die Unterhaltung wurde immer vertrauensvoller und gemüthlicher. Als Tante Mariens erachtete sie sich nun auch für verpflichtet, über deren Verhältnisse eine angenehme Gewißheit zu geben.

Mitten in dieser gegenseitig gepflogenen Verständigung trat Vater Reinick in's Zimmer. Es kam zu einer Wiederholung all' dessen, was eben verhandelt worden war; aber unter der ersichtlich eifrigen Unterstützung der Hofbäuerin fand der Abschluß ohne weitere Schwierigkeiten statt. Reinick erklärte, daß diese Werbung bei ihm keinen Anstand finde, wenn seine Schwestertochter damit einverden sei.

Wo aber war sie?

Oben in ihrem Zimmer harrte sie hochklopfenden Herzens auf den Ruf, der ihr die Entscheidung ankündige. Sie hatte den Wagen vorfahren sehen und konnte sich wohl denken, weshalb Georg komme, und daß es seine Mutter sei, die er mitgebracht. Er löste sein Versprechen ein,

Digitized by Google

und wahrlich, er erschien als der Ersehnte, um das Geheimniß vor aller Welt enthüllen zu können.

Und als sie die Hofbäuerin hurtig die Treppe heraufkommen hörte, als sie in ihrem Zimmer deren freudiges Gesicht sah, da wußte sie, daß ihre Liebe den erwarteten und ersehnten Halt nun wirklich gefunden habe. Sie flog ihrer Tante an die Brust und verbarg da mit Thränen der Freude ihr Antlitz.

Erglüht, verwirrt und doch mit dem Glanz der Seligkeit in ihren Augen ließ sich Marie in die Wohnstube und vor Georg's Mutter führen. Trotz aller gemachten Lobpreisungen ihres verliebten Sohnes über die äußeren Vorzüge seiner Auserkorenen war sie doch überrascht von dem Bilde jugendlicher Anmuth und edlen, gewinnenden Wesens, das sich ihr in Marie darbot. Das war ein feingeartetes Mädchen, natürlich und von angeborenem Stolz, welches vor ihr in sittiger Scham stand. Sie umarmte es fast ungestüm und rief in aufrichtiger Innigkeit: „Nun bist Du meine Tochter! Ich segne Dich, ich küsse Dich, mein Kind!“ Und ihres neben ihr stehenden Sohnes Hand ergreifend, setzte sie hinzu: „Werdet glücklich mit einander!“

„Ja, ja!“ stimmte treuherzig der Hofbauer ein, und „ja, ja!“ nickte sein Weib.

„Das werden wir sein,“ jubelte Georg, seine Braut umschlingend, „denn wir lieben uns. Nicht wahr, Mariele?“

Sie drückte ihm die Hand und lächelte ihm ihre Antwort zu. Ein erster heißer Kuß, den er von ihren Lippen nahm, besiegelte ihren Bund.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Konrad hatte sein Bäschen, nachdem er mit Rickele die Versöhnung gefunden und den Hochzeitstag bestimmt, links liegen lassen, wie man zu sagen pflegt. Sein aufgelohter Haß auf sie war auf Aerger und Beschämung zurückgesunken, denen er entstiegen. Als er von ihrer Verlobung hörte, that er, als habe er dies vorausgesehen, und sprach auch gegen sie nichts als einen beiläufigen Glückwunsch aus. Er mied sie und sah sie wenig, außer bei Tische. Dieses Benehmen nahm sie sehr gern hin in der hohen Genugthuung, daß sie ihn geheilt habe von seiner Leidenschaft und er es ihr verdanken müsse, sein wahres Glück, das er bedrohte, nunmehr gesichert zu wissen.

Drei Wochen nach dem Sturm war die Hochzeit Konrad's mit Rickele. Er hatte den Hof von diesem Tag an verschrieben erhalten. Als ein stattlicher Jungbauer trat er an die Spitze der zahlreichen Brautjungfern und ihrer Führer mit seiner Zukünftigen so froh vor den Altar in der Dorfkirche, daß Jedermann diesem Paare eine freundliche Zukunft verheißen konnte. Auch Georg und Marie waren, selbst ein Brautpaar, und ein schmuckes fürwahr, in diesem Ehrenzuge voran. Es schlug Konrad's Herz deswegen nicht, wie er ohne Verdruß und Neid auch Sonntags den Ingenieur zum Besuch auf den Hof hatte kommen sehen. Marie wohnte fortan im abgesonderten Häuschen der Alten, bis ihre Hochzeit stattfinden sollte, die man schon für die nächste Zeit bestimmt hatte. Es war zwischen ihr und Konrad während der letzten drei Wochen noch immer nichts als „Grüß Gott" und „Guten Tag" im Vorübergehen gesprochen worden.

Digitized by Google

Aber beim Hochzeitsschmaus kam Konrad aus eigenem Antrieb und zur Freude seiner Braut mit seinem vollen Glas zu Georg und Marie und sagte herzhaft und freundlich zu ihnen: „Auf Euer Wohl ganz besonders. Ich meine, wir sollten zwei rechte Freunde sein, Herr Staude, und Du, Bäsle, sollst Deine Lust daran haben, wie kreuzglücklich ich das Rickele machen will, das es wohl um mich verdient. Gelt, dies wird Dir gefallen, so wie mir, wenn Du eine glückliche Frau geworden bist.“

Es war wie eine Pflichterfüllung und eine Herzenserleichterung, die er damit gegen sie erfüllen wollte; und sie verstand ihn, die Schwäbin aus Palästina.

Digitized by Google

Prinzessin oder Hochstaplerin?

Aus der Hof- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von

Adam Löffler.

(Nachdruck verboten.)

In Paris erregte vor einiger Zeit ein von dem berühmten russischen Maler Flavitzky ausgestelltes Gemälde die allgemeine Aufmerksamkeit. Dasselbe zeigte eine junge, mit Lumpen bedeckte Frau von geisterhafter Schönheit in einem Kerker der Festung Kronstadt, wie sie, von bleichen Streiflichtern umspielt, Todesangst in allen Zügen, das durch eine Maueröffnung in ihre enge Zelle dringende und allmählig höher steigende Wasser der übergetretenen Newa betrachtet. Betitelt ist das Bild: „Prinzessin Tarakanow im Kerker", und es ruft die Erinnerung an eine jener geheimnißvollen historischen Persönlichkeiten wach, deren wahre Herkunft wohl ewig zweifelhaft bleiben wird. Was die neueste Forschung über jene Prinzessin Tarakanow zu Tage gefördert, wollen wir in den folgenden Zeilen betrachten.

Jeder weiß, daß die Kaiserin Elisabeth Petrowna, die Tochter Peter's des Großen, eben nicht viel besser als ihre

Mutter Katharina I. war, daß sie nicht allein im beständigen Wechsel der Liebe, sondern selbst im Trunke Zerstreuung und Genuß suchte. Kaum auf dem Throne, auf welchen eine Revolution sie gehoben, nahm sie einen Grenadier der Garde öffentlich als Liebhaber an und ernannte denselben in kurzen Intervallen zum Kammerherrn, Ritter des Andreas-Ordens und endlich zum Grafen. Man sprach von einer geheimen ehelichen Verbindung, welcher zwei Kinder entsprossen sein sollten, die den Titel Prinz und Prinzessin Tarakanow trugen.

Vor ungefähr achtzehn Jahren nun hatte Kaiser Alexander II. den Einfall, diesem verworrenen Gerücht näher auf die Spur kommen zu wollen, und durch eine Kommission die im Petersburger Archiv befindlichen Akten über diesen Gegenstand einer sorgsamen Prüfung unterziehen zu lassen. Das in manchen Punkten immer noch dunkel gebliebene Resultat derselben, welches keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt war, aber dennoch nicht ganz geheim blieb, ist ungefähr Folgendes:

Im Oktober 1772 langten drei Personen mit zahlreicher Dienerschaft in Paris an und nahmen in einem eleganten Hotel der Insel St. Louis Quartier. Es waren dies eine junge Frau, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, welche sich Aly Emettée, Prinzessin von Voldomir, nannte, ein junger Mann von elegantem Aeußern, Baron Embs, der sich für ihren Verwandten ausgab, und ein Mann von gesetzten Jahren, welchen man Baron v. Schenk anredete. Letzterer beobachtete der Dame gegenüber stets die größte Ehrerbietigkeit, schien ihr als Rathgeber zu

Digitized by Google

dienen und hatte die Verwaltung der Geschäfte; an ihn hatten Lieferanten und Dienstboten sich mit ihren Angelegenheiten zu wenden.

Die junge Frau war blond, hübsch und hatte regelmäßige Gesichtszüge, deren sonderbarer Ausdruck auf den ersten Blick betroffen machte. Wenn man sie indeß näher betrachtete, so bemerkte man zwei schöne Augen, die seltsamer Weise nicht dieselbe Farbe, aber eine wunderbare Macht, ja gewissermaßen einen Zauberbann besaßen. Sie hatte Geist und Kenntnisse, sprach geläufig mehrere Sprachen und sang bei eigener Begleitung wundervoll. Ein kaltes Lächeln, und ein bei aller Anmuth dennoch merkwürdig ernstes Wesen berechtigten zu dem Schlusse, daß ihre Seele weicheren Gefühlen schwer zugänglich sei. Bald wußte man, daß sie in Cirkassien geboren und Erbin eines unermeßlichen Vermögens sei.

Diese Fremden machten ein ziemlich großes Haus, hielten Equipage, gaben viel Geld aus und empfingen viel Gesellschaft, hauptsächlich Fremde. Unter den Letzteren war einer der fleißigsten Besucher der Graf Kasimir Oginski, welcher sich seit einigen Wochen in Frankreich befand, um am Hofe zu Versailles zu Gunsten seines polnischen Vaterlandes zu wirken. Er hatte Geist, zeichnete und malte ganz hübsch und besaß eine große Meisterschaft im Harfenspiel. Ein anderer fast ebenso regelmäßiger Gast war der Graf Rochefort-Velcourt, Haus- und Hofmarschall des Fürsten von Limburg, ferner ein alter abgelebter, mit allen Skandalgeschichten des Hofes vertrauter Geck, de Marine, und ein sehr reicher Kaufmann

aus der Rue St. Denis. Es dauerte gar nicht lange, so hatten die Genannten der Prinzessin recht artige Summen vorgeschossen, da ihre Begleiter angaben, daß ihr bedeutendes Vermögen in Persien angelegt sei und zur Zeit noch nicht flüssig gemacht werden könne.

Es war unmöglich, daß die Liebe in einer Gesellschaft, deren Seele und Centrum eine schöne junge Frau bildete, nicht Wurzel faßte. Oginski besonders bestürmte die Prinzessin mit zarten Aufmerksamkeiten und unterhielt mit ihr eine rege und galante Korrespondenz. Der Graf Rochefort, welcher durch eine reiche Heirath seine etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse aufzubessern hoffte, nahm die Sache noch ernster und hatte sich in den Kopf gesetzt, die Prinzessin zu heirathen. Diese nahm alle seine Anträge lachend auf, ohne ihn indeß zu entmuthigen.

Eines Morgens wurde Embs, welcher eben mehrere Wechsel unterschrieben hatte, verhaftet. Jetzt erfuhr man, daß der angebliche Baron der Sohn eines reichen Leinwandfabrikanten in Gent sei und Vantoers hieß. Die Ueberraschung der Freunde der Prinzessin war nicht gering, als sie diese Nachricht erhielten; überdies hatten sie nun allen Grund, für die Sicherheit des ausgeliehenen Geldes zu bangen. Der Baron v. Schenk setzte ihren Vorstellungen indeß einen unerschütterlichen Gleichmuth entgegen und meinte, die Verhaftung des Baron Embs sei nur ein Mißverständniß, welches sich bald genug aufklären würde.

In der That wurde Embs auf Verwendung des Herrn de Marine wieder in Freiheit gesetzt, und die Prinzessin

reiste darauf mit ihren beiden Begleitern in aller Stille nach Frankfurt a. M. ab, wohin ihr auch de Marine und der Graf Rochefort folgten. Eine Woche darauf wurde indessen Embs oder vielmehr Vantoers von Neuem verhaftet und Herr de Marine von Frankreich aus ernstlich verwarnt. So wurde man allseitig aufmerksam, die Prinzessin kam aus einer Verlegenheit in die andere, und ihre Lage wurde immer bedenklicher. Da nahte sich in der höchsten Noth plötzlich ein Retter.

Philipp Ferdinand, regierender Fürst von Limburg, Graf von Oberstein und Besitzer mehrerer Lehnsgüter in Lothringen, erfuhr von der prekären Lage der Frau, welche sein Hofmarschall Rochefort zu heirathen beabsichtigte, und angeregt von dem Reiz der Neugierde, begab er sich nach Frankfurt, um die Prinzessin persönlich kennen zu lernen. Ihre Schönheit und majestätische Haltung machten auf ihn den lebhaftesten Eindruck, welchen einige von ihr nebensächlich hingeworfene Bemerkungen über ihre Geburt noch mehr steigerten. Der Fürst lag bald vollständig in den Fesseln der Prinzessin, bezahlte einen großen Theil ihrer Schulden und bat, sie möge bis zum Eintreffen ihres Vermögens über eines seiner Schlösser verfügen. Dabei überhäufte er sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken derart, daß ihr erster Verehrer Rochefort seinen Unmuth nicht länger unterdrücken konnte. Der Fürst erinnerte sich seiner Macht, und wie Louis XIV. in einem ähnlichen Falle Herrn v. Montespan behandelt hatte, schickte er den Grafen Rochefort einfach als Staatsverbrecher und Hochverräther in's Gefängniß.

Digitized by Google

Die Prinzessin bezog nun mit dem Baron Schenk das Schloß Neuseß, in welchem ihr alle Ehrenbezeugungen eines gekrönten Hauptes erwiesen wurden. Der Fürst kam oft, das Verhältniß wurde von Tag zu Tag intimer, ohne indessen die Grenzen der gegenseitigen Achtung zu überschreiten. Da traf eines Tages der fürstliche Gesandte in Wien, v. Hornstein, in Neuseß ein. Auf diesen richtete die Prinzessin bald ihr besonderes Augenmerk und beschloß, ihn zum Helfer und Werkzeug bei ihren hochstrebenden Plänen zu benutzen.

Die schöne Cirkassierin bat ihn um seinen Schutz und sprach bei dieser Gelegenheit auch mit der größten Bescheidenheit von den Schätzen und Reichthümern, die sie einmal erben werde. Gleichzeitig ertheilte sie ihm den Auftrag, ein Gut in Deutschland für sie zu erwerben, weil sie ein Land, welches ihr Herz mit so viel Banden gefesselt hielt, nicht ohne Hoffnung auf Wiederkehr verlassen möchte.

Immer mehr wuchs dabei ihre Macht über den Fürsten, ohne daß er bis jetzt eine bestimmte Erklärung gemacht hatte. Warum unterließ er dies? Wochen vergingen, das so sehnlichst erwartete Wort kam nicht über seine Lippen. Da fand er sie eines Tages mit rothgeweinten Augen. Seinen inständigen Bitten gelang es endlich, die Ursache ihres Kummers zu erfahren. Sie hatte einen Brief ihres Vormundes, des Fürsten Galitzin, Großkanzlers von Rußland, erhalten, worin sie aufgefordert wurde, sich nach Persien zurückzubegeben, um dort verheirathet zu werden. Der Fürst fuhr empor, erklärte, daß er dies

nie zugeben würde, denn er selbst bitte hiermit um ihre Hand.

So fand sie sich ihrem Ziele nahe; es mußten nur noch die Dokumente ihrer Geburt herbeigeschafft werden. Sie stand ihrer Angabe nach unter Souveränität der Kaiserin von Rußland und war einzige Erbin des Hauses Woldomir. Sie gehöre der griechisch-orthodoxen Kirche an und sei als Waise im Alter von vier Jahren an den Hof ihres Onkels, des Schah von Persien, geschickt worden, welcher sie nach Europa gesandt habe, um sie den Unruhen, welche im Lande herrschten, fern zu halten. Die Familiengüter in Cirkassien wären im Jahre 1749 auf zwanzig Jahre sequestrirt worden und die Besitzergreifung hing nur noch von der Genehmigung der Kaiserin von Rußland ab, die ihr Vormund, der Großkanzler, indeß bald erhalten würde.

Seitdem sie sich sicher glaubte, den Fürsten zu heirathen, wurde sie nachgebender und liebenswürdiger gegen ihn, um ihn noch mehr an sich zu fesseln. Hornstein, in allen Sachen der Berather des Fürsten, bestärkte ihn noch mehr in seiner Neigung.

So standen die Dinge, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich ein Brief aus Frankfurt eintraf, der die angebliche Prinzessin als Schwindlerin und Intrigantin erster Klasse hinstellte. Der Fürst war außer sich, um so mehr, als sie ihn bereits seit geraumer Zeit mit allerlei nichtigen Vorwänden auf das Eintreffen ihrer Papiere vertröstete. Spornstreichs eilte er mit dem Briefe zu ihr; wie erstaunte er aber, als alle diese Anschuldigungen

ihren Eindruck auf sie völlig verfehlten und sie ihm mit wahrhaft königlicher Hoheit entgegnete, wie sie an dergleichen Intriguen gewöhnt sei, da man sie — aus Gründen, die sie jetzt noch nicht angeben dürfe — vom Tage ihrer Geburt an in solch' schmählicher Weise verfolgt habe. Es sei dies ihr Verhängniß. Mit dieser Erklärung gab sich der verliebte Fürst auch wirklich zufrieden.

So war das Ende des Jahres 1773 herangekommen. Die Prinzessin vertauschte Neuseß mit Schloß Oberstein. Dort tauchten plötzlich neue Gerüchte auf: sie sei durchaus keine Abenteurerin, die Titel, die sie führte, gehörten ihr wirklich und wären ihr verliehen worden, um das Geheimniß ihrer Geburt zu verbergen; denn sie wäre keine andere, als die Prinzessin Tarakanow, die Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Um diese Zeit machte die Prinzessin während der Abwesenheit des Fürsten einen Besuch in Mannheim, lernte hier den Vertrauten und ständigen Begleiter des Fürsten Radziwill, Domanski, kennen, und wußte nicht nur diesen, sondern auch dessen Herrn für sich zu gewinnen, indem sie Beide überzeugte, daß sie in Wirklichkeit die Prinzessin Tarakanow sei. Radziwill behandelte sie darauf mit der höchsten Ehrerbietung. Nichts konnte nämlich diesem Fürsten im Interesse der Sache Polens gelegener kommen, als eine solche Erbberechtigte auf den Thron Rußlands. Es wurde verabredet, daß die Prinzessin ihm nach Venedig folgen solle, von wo aus er mit der Pforte in Unter-

handlung treten wollte, um mit ihrer Hilfe die Ansprüche der Prinzessin auf den russischen Thron durchzusetzen.

Niemand ward durch diese Nachricht mehr betroffen, als der Fürst zu Limburg. Aber sie war also wirklich Prinzessin von Tarakanow und russische Thronerbin, woran jetzt Niemand mehr zweifelte; es galt ihr Ehrerbietung und Unterwerfung zu erweisen, und dies that der gute Mann, indem er ihr mit Selbstaufopferung die Mittel zur Reise verschaffte und ihr für den Fall seines Ablebens den Titel einer Fürstin von Limburg-Styrum übertrug. Er begleitete sie noch bis Zweibrücken.

Die Prinzessin war jetzt in ein neues Stadium ihres Lebens eingetreten, welches ihr später aber traurige Früchte eintragen sollte.

Bei ihrer Ankunft in Venedig stattete ihr der vorausgereiste Fürst Radziwill, von einem großen Gefolge reich geschmückter polnischer Edelleute umgeben, eine Ehrenvisite ab. Eine Woche darauf erwiederte sie dieselbe bei seiner Schwester, der Fürstin Morawska. Ihre Geburt, ihre Ansprüche auf den russischen Thron waren ein öffentliches Geheimniß in Venedig. Außer dem Fürsten Radziwill sah man in ihren Salons auch den Fürsten Potocki, den Staroſten Pinsk, sowie zwei Kaper-Kapitäne, Hassan und Mehemet, ferner den Sohn der berühmten englischen Reisenden Lady Montagu und endlich die jungen französischen Offiziere, welche der Drang nach Ruhm und Abenteuern in das Gefolge der Polenfürsten geführt hatte.

Der Direktor der Bank von Venedig, Martinelli, war ein besonders bevorzugter Freund der Prinzessin. Wenn

ſie mit ſeiner Freundſchaft indeſſen auch die Verfügung über die Bank erhofft hatte, ſo war ſie in arger Selbſttäuſchung, denn eines ſchönen Tages verweigerte ihr die Bank den ſchon ſtark in Anſpruch genommenen Kredit in der allerhöflichſten, aber auch feſteſten Weiſe.

Radziwill und die Prinzeſſin beſchloſſen nach einiger Zeit nach Raguſa überzuſiedeln. Am Tage der Abreiſe kamen der Fürſt, ſeine Schweſter und ein großes Gefolge, um der Prinzeſſin das Ehrengeleite zum Hafen zu geben. Im Namen ſeiner Landsleute nahm dann der Fürſt das Wort, drückte die Hoffnung aus, ſie bald auf dem Platze zu ſehen, den Geburt und Rang ihr anwieſen.

„Als Kaiſerin von Rußland," erwiederte ſie, „werde ich meinen Ruhm darin ſuchen, das Polen angethane Unrecht wieder gut zu machen."

Das war das erſte Mal, wo ſie in offizieller Weiſe von ihren hochfliegenden Plänen ſprach.

Unter den in ihrem Beſitz befindlichen Aktenſtücken befanden ſich auch zwei beſonders wichtige: das erſte, die von Peter dem Großen beſtimmte Thronfolge, das zweite, das Teſtament der Kaiſerin Eliſabeth, in welchem ſie die Prinzeſſin Tarakanow, ihre Tochter, als Erbin der Krone und Regentin bezeichnete.

Woher ſtammten dieſe Dokumente? Waren ſie echt?

Radziwill ſchien ſich darum nicht die geringſte Sorge zu machen; genug, ſie waren vorhanden.

Die glänzende Geſellſchaft machte in Raguſa viel Aufſehen; Jeder drängte ſich herzu, um der Prinzeſſin vorgeſtellt zu werden. Von allen Seiten kamen ihr Huldi-

Digitized by Google

gungen. Radziwill erwartete täglich einen Ferman des Sultans, der ihn zur türkischen Armee rufen sollte, aber der Sultan starb und ein Anderer, Abdul-Hamid-Khan, sein Nachfolger, zeigte sich wenig zu einem Kriege mit Rußland geneigt. Radziwill war nun entmuthigt und wollte nach Venedig zurückkehren. Die Gesellschaft zerstreute sich und die Prinzessin beschloß nach Rom zu gehen, wo soeben der Papst gestorben war.

Am 21. Dezember 1774 langte sie in Gesellschaft ihres treuen Freundes Domanski dort an, und es dauerte nicht lange, so war sie auch schon ein verehrter Gast in den Salons des englischen Gesandten Hamilton.

Ihre Intriguen und Machinationen, die sie jetzt fortwährend gegen Rußland spann, müssen aber doch in Petersburg scharf beobachtet worden sein, denn eines Tages erhielt der im Hafen von Livorno stationirte russische Flottenkommandant Orloff den Befehl, sich ihrer Person auf alle Fälle zu bemächtigen.

Es scheint, daß der englische Gesandte der Gefangennahme der Prinzessin nicht fremd geblieben ist. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge begab sie sich wenigstens auf seine Veranlassung nach Livorno, wo Orloff Alles aufbot, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen und sich stellte, als sei er mit der Regierung Katharina's unzufrieden und sehe einen Wechsel nicht ungern. Festlichkeiten folgten auf Festlichkeiten, und die Prinzessin war auf nichts Arges gefaßt, ja erzürnt gegen Domanski, wenn er es wagte, sie zu warnen und zu bitten, vor Orloff auf ihrer Hut zu sein.

„Seit wann," fragte sie stolz, „bin ich gewohnt, von Ihnen Vorschriften zu erhalten? Ich gehe, wohin mein Geschick mich ruft. Wenn Sie Furcht haben, so verlassen Sie mich!"

Domanski blieb.

Eines Tages wollte Orloff ihr das Schauspiel des in die Luft-Sprengens eines Schiffes zeigen; eine prachtvolle Barke war zur Aufnahme der Prinzessin bestimmt. Auch der englische Gesandte war anwesend. Kaum aber hatte sie das russische Kriegsschiff betreten, als sie verhaftet wurde. Sie war in die Falle gegangen. Das Schiff ging sofort nach Rußland in See.

Am 11. Mai langte es in Kronstadt an. Die Kaiserin hatte Befehl gegeben, über die Angelegenheit das tiefste Geheimniß zu bewahren. Der Großkanzler kam selbst in Begleitung eines Hauptmanns und einer Kompagnie Soldaten, um die Gefangene in Empfang zu nehmen. Er versuchte durch List und Güte ein Geständniß von ihr zu erzwingen; vergeblich. Sie war empört über ihre Gefangennahme und gab vor, nie im Sinne gehabt zu haben, in Rußland Unruhen hervorzurufen. Sie verlangte die Kaiserin persönlich zu sprechen, um ihr höchst wichtige Aufklärungen zu geben.

Diese lehnte es aber ab, machte dem Fürsten Galitzin sogar über seine zu große Milde und Nachsicht bittere Vorwürfe und stellte in einer Liste selbst zwanzig Staatsverbrechen auf, welche man der Gefangenen zur Last legen sollte, um sie zu verwirren und einzuschüchtern.

Diese Liste sandte sie an Galitzin. Eines Tages

schrieb sie ihm dann, daß die angebliche Prinzessin Tarakanow eine Polin wäre, in einem anderen Briefe wieder behauptete sie, daß sie die Tochter eines Grazer Gastwirthes sei. Alle diese Schritte bewiesen indessen, wie wenig gleichgiltig ihr diese Angelegenheit und wie ungeduldig sie selbst war, derselben ein Ende zu machen.

Galitzin that sein Möglichstes. Er beschloß, aus der Anhänglichkeit Domanski's an die Prinzessin, der ihr gefolgt war, Nutzen zu ziehen. Dieser soll ihm auch allerlei Aufklärungen gegeben haben und Galitzin stellte ihr nun den jungen Polen gegenüber. Domanski zitterte, als er die Prinzessin wieder sah, wie Espenlaub vor Aufregung und beugte, dem Weinen nahe, seine Kniee vor ihr. Er bat sie um Verzeihung, daß er Alles, was er über sie wußte, der Wahrheit gemäß zu ihrem eigenen Besten gestanden habe, und flehte sie an, dasselbe zu thun. Dann fiel er dem Großkanzler zu Füßen.

„Gnade für sie," rief er, „der Dämon des Stolzes beherrscht sie, sie gehört nicht mehr sich selbst an! Möge die Kaiserin sie mir zum Weibe geben, Alles: Exil, Armuth, Elend will ich gern ertragen, nur schenkt ihr das Leben und ich werde Eure Wohlthaten segnen!"

Diese Worte entlockten der Prinzessin nur ein verächtliches Lächeln. Dann wendete sie sich an den Kanzler:

„Erweisen Sie mir die Gnade, mich von der Gegenwart dieses Menschen zu befreien. Sehen Sie nicht, daß der Mensch unzurechnungsfähig ist?"

So endete die Zusammenkunft, ohne daß man ein Geständniß von ihr und die Gewißheit, wer sie eigentlich

war, erhalten hätte. Sie wurde in ihren Kerker zurückgeführt.

Sie war seit längerer Zeit brustleidend und ihre Krankheit machte in dem feuchten, ungesunden, von den Wellen der Newa bespülten Gefängnisse reißende Fortschritte, aber trotz ihres Leidens und zunehmender Schwäche kam kein Wort der Aufklärung, kein Geständniß über ihre Lippen. Dagegen nannte sie verschiedene Personen, die im Stande seien, Auskunft über ihre Geburt zu geben, unter Anderen den Gouverneur von Neufchatel und Gönner Jean Jacques Rousseau's, Georg v. Keith, welcher indessen bereits verstorben war.

Endlich stand man von den Versuchen, Aufklärung zu erhalten, ab; bemerkenswerth ist noch, daß man nie etwas that, um das Gerücht über die Existenz einer Tochter der Kaiserin Elisabeth zu unterdrücken oder auch nur zu widerlegen.

Am 30. November 1775, kurz vor ihrem Tode, verlangte die Gefangene nach einem Priester. Die Kaiserin hatte nach längerer Besprechung mit dem Kanonikus der Kasan'schen Kathedrale, Peter Andrejew, ihr letzteren überwiesen, welcher aber die Tröstungen der Religion mit einem Inquisitionsverhöre zu verwechseln schien. Einen im Fieber flammenden Blick auf ihn werfend, rief die Prinzessin: „Lesen Sie mir die Sterbegebete vor und verschonen Sie mich mit allem Uebrigen!"

Wenige Tage darauf, am 4. Dezember 1775, starb sie, das Geheimniß ihrer Geburt mit in's Grab nehmend. Bei Nacht wurde sie in Gegenwart des Großkanzlers und

noch vier anderer Personen im Hofe ihres Gefängnisses beerdigt. Domanski ward nach Sibirien „verschickt".

Ob die „Prinzessin Tarakanow" wirklich das war, wofür sie sich ausgab, oder ob wir es hier mit einer äußerst gewandten und begabten Abenteurerin zu thun haben, darüber wird uns wohl nie volle Aufklärung werden, denn der russische Hof muß Ursache gehabt haben, den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften.

Die drei großen Rivalen in der Südsee.

Kolonialpolitische Skizze

von

Christian Benkard.

(Nachdruck verboten.)

Die zahlreichen großen und kleinen Inseln in der Südsee, welche seit ihrer Entdeckung ihre Unabhängigkeit bis in unsere Zeit bewahrten, haben dieselbe in dem kleinen Zeitraum der letzten zehn Jahre fast ohne Ausnahme eingebüßt. An die Stelle der Zurückhaltung in der überseeischen Politik ist ein reges Interesse für die Erwerbung von Kolonien getreten, dem ein hastiges Zugreifen folgte. Kein Strand ist so fieberreich, kein Korallen-Riff so klein, als daß nicht die Augen der europäischen Staatsmänner darauf ruhten, derselben Staatsmänner, welche noch vor Kurzem werthvollere Objekte unbeachtet ließen.

Woher kommt diese Wandlung?

Der Hauptgrund für die seitherigen zahlreichen „Vakanzen" in der Südsee lag in der durch langjährige Uebung erlangten Virtuosität Englands, den Ocean mit Allem, was er einschließt, als seine Domäne zu betrachten. Die Söhne Albions, überzeugt, daß ja doch Alles von Europäern noch nicht in Besitz genommene Land ihnen gehöre, sicherten sich erst diejenigen Kolonien, auf welche etwa eine andere Macht hätte Ansprüche erheben können; die Südsee-Inseln konnten sie ja immer noch in die Tasche stecken. Der Interessenkreis der Holländer war nach Osten, derjenige der Spanier nach Süden durch das englische Australien begrenzt; von da aus bis zur Westküste Amerika's hatte John Bull freies Spiel. Mochten Mendana, Quiros, Torres, Jakob Roggeven, Cook und wie die Entdecker der palmenbeschatteten Eilande alle hießen, auch Wunder von der geschauten Schönheit erzählen — man merkte sich den Fall für später und dabei blieb es.

Erst als die mit diesen Inseln angeknüpften Handelsbeziehungen auch von dem Reichthum jener Gegenden zeugten, als Frankreich die Hand auf die östlichsten Gruppen legte, und auch Deutschland Anstalten machte, seine Flagge zu hissen — erst dann hielt man es in England für gerathen, die größte und werthvollste aller Inselgruppen, die Fidschi-Inseln, zu annektiren. Ogleich nun die deutschen Interessen, von England und Frankreich in die Mitte genommen, auf's Aeußerste bedroht waren, lehnte der Reichstag am 27. April 1880 dennoch die Samoa-Vorlage ab, bis endlich drei Jahre später die Besitzergreifung der im Bis-

marck-Archipel belegenen Inseln von Seiten Deutschlands erfolgte.

Forschen wir nach den Motiven, welche die drei Staaten bewogen, auf den Südsee-Inseln ihre Flaggen zu hissen, so finden wir folgende: die Franzosen thaten den Schritt aus Nationaleitelkeit, die Engländer, um sich die Herrschaft über die Meere nicht schmälern zu lassen, die Deutschen, um das von ihren Landsleuten Errungene nicht untergehen zu lassen, und den Erzeugnissen des Mutterlandes neue Absatzgebiete zu verschaffen. Diesen Motiven entspricht die Art und Weise, in der man die Besitzergreifung vollzog, ganz genau. Nachfolgende Beispiele mögen dies beweisen.

Die Bewohner der Viti- oder Fidschi-Inseln waren noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Kannibalen der schlimmsten Sorte. Ihren Gelüsten nach Menschenfleisch wurde von den ersten Europäern, mit denen sie in Berührung kamen — französischen und englischen Abenteurern schlimmster Art, desertirten Matrosen u. s. w. — nach Kräften Vorschub geleistet, indem dieselben mit ihren überlegenen Waffen auf Menschen förmlich Jagd machten und die Leichen gegen kostbares Sandelholz verhandelten. Der englische Konsul setzte diesem schändlichen Treiben endlich ein Ziel; er erwirkte die Duldung wesleyanischer Missionäre und machte den mächtigsten Fidschi-Häuptlingen klar, daß sie ihre Rechte an England abtreten müßten. Diese waren einverstanden, das englische Parlament wollte aber von einer Uebernahme des Protektorats nichts wissen.

In den kommenden Jahren verwüsteten furchtbare Bürgerkriege die Inseln. In Levuka, der Hauptstadt, siedelten sich nach und nach weiße Kaufleute an, französische Kriegsschiffe brachten katholische Missionäre, und bald entbrannte auch ein europäischer Interessenkampf. König Thakombau stand vor der Alternative, sein Volk untergehen zu sehen, oder sich einer starken Macht anzuschließen. Er bot daher im März 1874 sein Land abermals der englischen Krone an, um zunächst abermals abschlägig beschieden zu werden. Das Parlament überlegte sich aber die Sache noch einmal, denn es hieß, der deutschen Regierung seien gleiche Vorschläge gemacht worden, und am 30. September 1874 erfolgte unerwarteter Weise der Zuschlag.

Ein Jahr später landete Sir Arthur Gordon, den man zum Statthalter ernannt hatte, in Levuka, um die Huldigungen der Häuptlinge entgegen zu nehmen. Den Sitten des Landes entsprechend, wurde dem Gouverneur vom König eine Schale Kawa *) überreicht, die Großen des Reiches brachten Geschenke. Thakombau selbst wurde aller Verpflichtungen gegen andere Mächte kurzer Hand entbunden, er erhielt ein Jahresgehalt von 1500 Pfd. Sterl., und das Geschäft war gemacht. Sofort wurde ein Gesetz erlassen, welches den englischen Handel außerordentlich begünstigte, den anderer Nationalitäten ebenso sehr beeinträchtigte, und gemäß dem alten Spruch: „The Englishman follows his flag **) eilten zahlreiche britische Kolonisten herbei, um sich

*) Das berauschende Nationalgetränk der Fidschi-Insulaner.
**) Der Engländer folgt seiner Flagge.

die Taschen zu füllen. Wohl ist es nicht zu leugnen, daß die Engländer hier, wie an anderen Orten, Ordnung schufen, den Kannibalismus ausrotteten und das Christenthum verbreiteten, im Uebrigen trachten sie aber nur nach dem Gewinn und werden den Eingeborenen sehr bald die Möglichkeit ihres Fortbestehens rauben.

So traten die Engländer in der Südsee auf. Nun zu den Franzosen.

Die Gesellschaftsinseln sind nicht nur die schönsten, sondern auch die den Europäern bekanntesten Inseln der Südsee. Die anmuthige Beschreibung, welche der Weltumsegler Cook von Tahiti lieferte, die wahrhaft klassischen Schilderungen des Missionärs Ellis erweckten schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Interesse der alten Welt für diese wunderbaren Kleinode im stillen Ocean. Auch hier waren es englische Missionäre, die zuerst Fuß faßten, auch hier wurden später katholische Priester durch französische Kriegsschiffe gelandet, aber kurz darauf wieder ausgewiesen. Louis Philipp, dessen Thron bereits zu wanken begann, suchte der Nationaleitelkeit seiner Unterthanen dadurch zu schmeicheln, daß er Dupetit Thouars mit der Fregatte „Venus" nach Tahiti entsandte, um Genugthuung für die den Missionären zugefügten Beleidigungen zu fordern. Sie wurde durch die Zahlung einer Entschädigungssumme gewährt, sowie durch die Versprechung der Königin Pomare, die Ausübung der katholischen Religion zu gestatten und einen Platz zur Erbauung einer katholischen Kirche zu überlassen. Doch die Tahitier verhielten sich ablehnend gegen die Franzosen und ihre

Priester und wollten keiner anderen Macht gehorchen, als der ihrer angestammten Königin. Infolge dessen erschien Dupetit Thouars im Jahre 1842 mit neuen Forderungen, er ließ einige Häuptlinge in trunkenem Zustande ein Gesuch an den König der Franzosen unterschreiben, „sein Schatten möge sich über sie erstrecken," und auf Grund dieses Aktenstückes wurde das Protektorat errichtet. Die wackere Königin Pomare war aber nicht gewillt, ihre Unabhängigkeit so ohne Weiteres zu opfern. In blutigen Kriegen vertheidigte sie heldenmüthig ihre Rechte, bis die Tahitier durch Verrath unterlagen, und die Franzosen die sämmtlichen Inseln besetzten. Ihr Nachfolger, ein willenloses Werkzeug des Gouverneurs, ließ sich bereden, die französische Regierung um vollständige Annexion seines Reiches zu bitten und legte am 29. Juni 1880 seine Königswürde nieder.

Der Verlauf dieses Ereignisses war folgender: Die Straßen der Hauptstadt Papeete prangten auf Befehl des Gouverneurs im reichsten Flaggenschmuck; Musikbanden durchzogen die Stadt, unter die Eingeborenen wurden bunte Tücher und allerlei Flitterkram vertheilt. Nachmittags führte der König die Frau des Gouverneurs zum Quai; ihnen folgten die französischen Beamten und die Großen des Reiches. An der mit Kränzen umwundenen Flaggenstange, an welcher die Trikolore gehißt werden soll, wird Halt gemacht. Der Gouverneur verliest eine Proklamation, die französischen Soldaten und Matrosen rufen: „Vive la France!" die Eingeborenen „Vive Tahiti!" und unter dem Donner der Geschütze und den Klängen

der Marseillaise schwebt die blau-weiß-rothe Flagge an der Stange in die Höhe. Gleichzeitig wird eine allgemeine Amnestie ausgesprochen. Die Gefängnisse werden geöffnet und der Strom der Verbrecher ergießt sich in die Straßen, wo berauschende Getränke umsonst verabreicht werden. Nach dem Einbruch der Dunkelheit wird illuminirt, die johlende, trunkene Menge wälzt sich dem Königinplatz zu, um sich am Tanze zu ergötzen, bei dem sich namentlich die französischen Offiziere und Soldaten nicht durch allzu große Zurückhaltung auszeichnen. Rundum steht das betrunkene Volk und die betrunkene Behörde, um sich an dem Anblick zu weiden; daneben stehen die Prinzen und — König Pomare der Letzte.

Was wurde damit erreicht? Man entzog einem glücklichen Volke seine Freiheit, indem man wahrhafte Saturnalien feierte, aber zu seiner Hebung wurde kein Finger gekrümmt. Niemals hat die französische Regierung einen ernsten Versuch gemacht, die neuen Unterthanen zur Arbeit zu erziehen und dadurch vor dem Untergang zu retten; ja selbst der Handel macht keine Fortschritte. Wohl begünstigt auch hier das Gesetz die französischen Kaufleute, dennoch sind diese den deutschen, englischen und amerikanischen Konkurrenten nicht gewachsen. Man betrachtet die herrlichen Inseln als schöne Spielsachen, das ist Alles.

Und die lebensfrohen Bewohner? Wilson zählte 1797 noch 16,000 Einwohner in Tahiti, heute leben nur noch 6000, und wenn einige Decennien verflossen sind, dann werden auch diese den gewinnsüchtigen Europäern und

häßlichen Chinesen den Platz geräumt haben. Armes Volk! — —

Die Interessen Deutschlands in der Südsee waren schon vor Jahrzehnten größer, als diejenigen Frankreichs und selbst Englands. Die Firma Godeffroy & Sohn in Hamburg hatte, von Valparaiso über Tahiti westwärts vorschreitend, fast sämmtliche Inselgruppen in den Kreis ihres Welthandels gezogen; überall wurden Faktoreien errichtet, Länderstrecken erworben, und bald nannte man diese Handelsherren die Könige der Südsee. Auch einige andere deutsche Firmen wandten den Südsee-Inseln ihre Aufmerksamkeit zu und boten in Tahiti, Samoa und Levuka der französischen, englischen und amerikanischen Konkurrenz erfolgreich die Spitze.

Durch die Annektirung der Fidschi-Inseln von Seiten Englands wurde die Rentabilität des deutschen Handels in diesem Archipel in Frage gestellt; fünf Jahre später erfolgte die Einverleibung der Gesellschaftsinseln in die französische Republik, wodurch den Deutschen auch dort die Thüre verschlossen wurde. Jetzt galt es wenigstens, Samoa, das Emporium des deutschen Südseehandels, zu retten, zumal die Firma Godeffroy ihre Zahlungen eingestellt hatte und der ausländischen Konkurrenz Gelegenheit geboten war, sich der Früchte deutscher Arbeit zu bemächtigen. Dennoch lehnte der Reichstag die Samoa-Vorlage ab, und nur ein zwischen Deutschland und König Malietoa abgeschlossener Meistbegünstigungsvertrag verhütete, daß unseren Landsleuten nicht ganz der Boden unten den Füßen weggezogen wurde.

Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, die Nachfolgerin der Firma Godeffroy, und die übrigen deutschen Häuser sahen ein, daß sie ihre Verbindungen nunmehr nach Westen hin erweitern mußten. Die fruchtbaren Duke of York-Inseln, Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland und die Admiralitätsinseln boten ein großes Feld für ihre Thätigkeit. Das Klima dieser Inseln behagte zwar den Europäern weit weniger, als das der in gemäßigteren Breiten liegenden Samoa-, Fidschi- und Gesellschaftsgruppen; auch die Bewohner waren fast gänzlich wild. Dennoch bot sich dort ein großer Vortheil: man konnte mit eingeborenen Kräften arbeiten. Gerade diese Gebiete hatten seither die ganze Südsee mit Arbeitern versehen.

Während nun die Thätigkeit der Deutschen auf den genannten Inseln verdoppelt wurde, warf sich die Frage auf: „Werden wir nicht abermals von den Fremden verdrängt werden?“ Diese berechtigte Frage wurde von Seiten Deutschlands mit „Nein“ beantwortet, indem es seine Hand auf die noch unabhängigen Gebiete legte. Fast unglaublich erklang die Kunde von der Errichtung eines deutschen Protektorates in der Südsee, aber die Thatsache war nicht wegzuleugnen, obgleich sie den Engländern wegen der Nähe ihrer australischen Besitzungen keineswegs angenehm war. Die Söhne Albions schüttelten die Köpfe, weil dort eine andere Flagge als die ihrige gehißt wurde, doch sie sahen ein, daß Deutschland so handeln mußte, und wußten, daß an diesen Entschlüssen sich nicht rütteln ließ. Die Spanier thaten dies allerdings, als es sich später um die Karolinen handelte, und setzten auch theil-

weise ihren Willen durch; der Gegenstand war eben zu geringfügig, um es seinetwegen auf einen Krieg ankommen zu lassen.

Um die Art und Weise der deutschen Besitzergreifung zu schildern, möge hier im Auszug eine Uebersetzung des Berichtes der „Overland China Mail" über die Errichtung des Protektorates über die Marschallinseln*) folgen.

„Auf telegraphische Weisung aus der Heimath verließ der ‚Nautilus' (Korvettenkapitän Rötger) mit versiegelten Ordres Yokohama am 13. September 1885. Nach einer stürmischen Fahrt, welche größtentheils unter Segel zurückgelegt wurde, erreichte er am 13. Oktober die Insel Jaluit. Hier residirt der mächtigste Häuptling der Marschallinseln, König Kabua, und es traf sich, daß auch die bedeutendsten der übrigen Häuptlinge, mit Ausnahme des Häuptlings von Ebon, dem König Kabua gerade einen Besuch abstatteten, als der ‚Nautilus' vor Jaluit eintraf. Dieser glückliche Zufall verkürzte und erleichterte die Prozedur, da er den Besuch verschiedener Inseln überflüssig machte. Konsul Hernsheim, welcher mit der Sprache der Insulaner wohl vertraut ist, lud König Kabua und die vier bei ihm befindlichen Häuptlinge auf den Tag nach der Ankunft (14. Oktober) an Bord des ‚Nautilus'. Man zeigte den Gästen alle Theile des Schiffes, wobei eine Revolverkanone ihr besonderes Interesse erregte. Als sie das Schiff verließen, wurden 21 Kanonenschüsse abgefeuert,

*) Vergl. Jahrg. 1886 der „Bibliothek d. U. u. d. W." Bd. VI.

ein Ohrenschmaus, der vollen Eindruck zu machen schien. Am Nachmittage desselben Tages erwiederte Kapitän Rötger den Besuch in Begleitung des Konsuls und einiger Offiziere. Der Empfang fand im Palaste des Königs statt, einer aus Holz gezimmerten Baracke, der einzigen dieser Art auf der Insel. Das Ameublement war theils europäischen, theils inländischen Ursprungs. Dem König wurde nun erklärt, zu welchem Zweck das deutsche Kriegsschiff gekommen sei, eine Erklärung, welche sowohl bei ihm, als bei den vier Häuptlingen das geneigteste Gehör fand, indem alle ihre Bereitwilligkeit erklärten, sich der Schutzherrschaft des deutschen Reiches zu unterwerfen. Sie wurden darauf eingeladen, sich am Nachmittag des folgenden Tages (15. Oktober) bei der Wohnung des Konsuls einzufinden. An diesem Tage gegen 4 Uhr wurden etwa 30 bewaffnete Matrosen unter dem Kommando eines Lieutenants gelandet, welche unter den Klängen eines von der Kapelle des ‚Nautilus' gespielten Marsches und von dem Kapitän, einigen Offizieren und dem Konsul geleitet, zur Residenz des Letzteren marschirten. Hier waren bereits die Häuptlinge eingetroffen. Die Ceremonie begann damit, daß jedem der Letzteren einige Kisten mit Geschenken überreicht wurden. Die offenbar überraschten Häuptlinge nahmen die Gaben in sehr würdevoller Haltung entgegen. Man schritt sodann zu der Unterzeichnung des vorbereiteten Schutzvertrages. Derselbe enthielt sieben Paragraphen, des wesentlichen Inhaltes, daß die Marschallinseln künftig unter dem Schutze des deutschen Reiches stünden, und daß es keinem der Häuptlinge zustehe, mit

Digitized by Google

irgend einer anderen Macht über Anbahnung eines Abhängigkeitsverhältnisses zu unterhandeln. Kabua und die vier Häuptlinge unterzeichneten die Urkunde, welche in deutscher Sprache und der der Eingeborenen verfaßt war, indem sie ihre Namen, bis auf einen, in lateinischer Schrift darunter setzten. Namens der Reichsregierung unterzeichneten Konsul Hernsheim und Kapitän Rötger, dann einige Offiziere und einige in Jaluit lebende Deutsche. Nach Beendigung dieses Aktes schickte man sich an, am Flaggenstock des Konsulatsgebäudes die deutsche Reichsflagge zu hissen. Es hatte sich inzwischen eine große Zahl von Eingeborenen versammelt, auch sämmtliche auf der Insel wohnenden Europäer wohnten der Ceremonie bei. Kapitän Rötger nahm zunächst das Wort, erörterte den Zweck seiner Sendung und schloß damit, daß die Marschallinseln von jetzt ab Schutzgebiet des deutschen Reiches seien. Ein Dolmetscher übersetzte den Eingeborenen die Ansprache. Auf ein Zeichen ging nun die kaiserliche Flagge langsam in die Höhe, während die Truppe präsentirte, die Musik spielte und drei Hurrahs für Seine Majestät Kaiser Wilhelm ertönten. Die Menge der anwesenden Insulaner stimmte ein, und von dem ‚Nautilus', der auf der glatten Meeresfläche regungslos vor Anker lag, donnerten die 21 Schüsse des Flaggensaluts majestätisch herüber. Mit der Aufrichtung eines Pfahles mit den deutschen Farben, der die Aufschrift ‚Kaiserlich deutsche Schutzherrschaft' trug, endete die Ceremonie."

Dies der Bericht über den einfachen und würdigen Verlauf der jüngsten deutschen Besitzergreifung. Die da-

mit unter deutschen Schutz gestellten Marschallinseln nehmen in Bezug auf Flächeninhalt und Einwohnerzahl unter den Südsee-Inselgruppen keine hervorragende Stellung ein; sie gewinnen erst durch den Anschluß an die übrigen deutschen Schutzgebiete Bedeutung. Aber auch sie müssen ihre Produkte durch deutsche Vermittelung auf den Weltmarkt bringen und den Erzeugnissen der deutschen Industrie bis in ihre entlegensten Winkel Eingang gewähren. Die Bevölkerung scheint zwar auch hier durch die Folgen zügelloser Ausschweifungen dem Untergange geweiht zu sein, aber sie hat eine Tugend, welche ihren Stammesgenossen auf den östlichen Inseln fehlt, und die sie retten kann: sie scheut nicht die Arbeit. Unter einem strammen deutschen Regiment werden sich voraussichtlich auch die Sittenverhältnisse bessern, an Stelle gewissenloser Ausbeutung von Land und Leuten wird ein geregelter Handel treten, so daß wohl unser Vaterland in nicht allzu ferner Zeit mit Befriedigung auf seine Kolonien im stillen Ocean blicken kann.

Ein hiſtoriſcher Kuß.

Epiſode aus dem Leben eines Dichters.

Von

M. Barack.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend des 5. Februar 1743 war in den glänzend erleuchteten Salons der Herzogin v. Villars, der Wittwe des berühmten Marſchalls, eine zwar kleine aber auserleſene Geſellſchaft verſammelt. Außer dem Sohne der Herzogin, Honoré Armand Herzog v. Villars, und ſeiner Gemahlin, der durch Geiſt und Schönheit berühmten Tochter des Marſchalls v. Noailles, hatten ſich der Herzog und die Herzogin v. Rohan, Graf und Gräfin v. Argental, die beiden Herren v. Argenſon mit ihren Frauen und mehrere andere Herren und Damen vom beſten Adel daſelbſt eingefunden. Neben dieſer Elite der vornehmen Welt und des Hofes aber waren auch einige Männer der Wiſſenſchaft der Einladung der hochgebildeten Dame gefolgt, unter ihnen ſogar ein Akademiker, der geiſtreiche Gelehrte de Boze. Alle waren gekommen, denn ein ganz beſonderer Genuß ſtand in Ausſicht: die Vorleſung der neueſten Tragödie eines damals ebenſo berühmten als berüchtigten Verfaſſers, des geiſtreichen Voltaire.

Digitized by Google

Das Werk, um welches es ſich handelte, war „Merope“, und man kann ſich denken, wie geſpannt alle die Verſammelten auf Voltaire's Vortrag waren, um ſo mehr, da es ein öffentliches Geheimniß war, daß der Dichter hoffte, ſich durch dieſe Tragödie den Platz des wenige Tage zuvor, am 29. Januar, verſtorbenen Akademikers Kardinal Fleury zu erobern und ſo Mitglied der berühmten „Vierzig“ zu werden. Am meiſten geſpannt auf die Vorleſung und den Erfolg, den ſie bei den Gäſten haben werde, war jedoch die für den Dichter ſich höchlichſt intereſſirende Herzogin ſelbſt, denn nach ihrem Plane ſollte ſie eine Art von Prüfſtein für die Aufnahme der Tragödie beim großen Publikum bilden, da die öffentliche Aufführung derſelben binnen Kurzem nachfolgen ſollte.

Aus dieſem Grunde hatte auch die geiſtreiche Dame nicht durchweg ausgeſprochene Freunde Voltaire's geladen, im Gegentheil, es waren unter der Zahl der Gäſte auch einige, die mehr oder weniger zu den Gegnern des Dichters gehörten, denn mit Recht war die Herzogin der Anſicht, daß das Urtheil von Gegnern in einem ſolchen Falle höher anzuſchlagen ſei, als das von Freunden. Die anweſenden Gegner, zu welchen beſonders der Herzog v. Rohan und der Akademiker de Boze gehörten, waren jedoch als durchaus rechtliche und ehrenwerthe Männer bekannt, die berechtigte Verdienſte aus Privatgründen oder Tadelſucht zu ſchmälern ſicher nicht im Stande geweſen wären. Außerdem aber war die Herzogin, welche „Merope“ Scene für Scene hatte entſtehen ſehen, ſo ſehr von den Schönheiten der Tragödie entzückt, daß ſie an einem

Digitized by Google

Erfolg derſelben auch bei den Gegnern ihres Freundes nicht zweifelte.

Dieſe Anſicht der edlen geiſtvollen Beſchützerin des Dichters wurde jedoch nicht unter allen übrigen ſeiner Freunde gleichmäßig getheilt, denn Voltaire hatte ihrer Meinung nach in ſeiner „Merope“ einen großen Fehler begangen: er hatte auf das in jedem Bühnenſtück für unerläßlich erachtete Motiv der Liebe verzichtet und ſtatt deſſelben andere menſchliche Leidenſchaften, Haß und Rachſucht, allerdings mit wunderbarer Kraft geſchildert, an ſeine Stelle geſetzt. Die Sprache dieſer dramatiſch herrlich aufgebauten Tragödie war tadellos ſchön, die einzelnen Scenen mit ergreifender, wunderbarer Wahrheit geſchildert, die Geſammtwirkung echt dramatiſch, aber das mangelnde Motiv der Liebe erſchien den „liebebedürftigen“ Franzoſen eben als eine Ungeheuerlichkeit, und es war ihrer Meinung nach deshalb ſehr die Frage, ob die ſchon genannten Vorzüge des Stückes allein ihm zu einem allgemein günſtigen Erfolge verhelfen würden.

Außerdem aber war Voltaire eben Voltaire, d. h. er war eine in jener Zeit mehr angefeindete als bewunderte Perſönlichkeit. Mit ſeinem Gedicht: „Der Tempel des Geſchmacks“, hatte er die geprieſenſten Schriftſteller ſeiner Zeit angegriffen und ſich zu unverſöhnlichen Gegnern gemacht; mit ſeiner berüchtigten „Jungfrau von Orleans“ aber war er der Schreck und Abſcheu der geſammten Geiſtlichkeit geworden. Ueberdies war er auch eine politiſch ziemlich anrüchige Perſönlichkeit. Er hatte — allerdings in ſeinen Jugendjahren — gewagt, auf den Regenten,

Herzog Philipp von Orleans, der für den minderjährigen Ludwig XV. herrſchte, ein Pasquill zu ſchreiben, und war deshalb aus Paris verwieſen worden. Nach kurzer Zeit begnadigt, durfte er zwar wieder in die Hauptſtadt zurückkehren, aber er wurde nur allzu bald wieder rückfällig, indem er ein neues lateiniſches Pasquill, das berüchtigte „Puero regnante etc.“ ſchrieb. Dafür kam er diesmal in die Baſtille und wurde erſt nach faſt einjähriger Einſperrung ſeiner Haft wieder entlaſſen. Aber Voltaire war wenig hierdurch gewitzigt. Kaum frei und ſogar in die Gunſt des Regenten aufgenommen, betheiligte er ſich an einer Hofintrigue, welche ſeine abermalige Verweiſung aus der Hauptſtadt zur Folge hatte. Kein Wunder war es deshalb, daß er ſich durch ſolches Benehmen die Gunſt des Hofes und der Günſtlinge entfremdete. Einer der Letzteren, der Chevalier de Rohan-Chabot, ſuchte Streit mit ihm, und da Voltaire die Anmaßung des hochadeligen Herrn gebührend zurückwies, ließ dieſer ihn durch ſeine Bedienten überfallen und durchprügeln. Vergeblich rief Voltaire nach dieſer ſchnöden Behandlung die Gerichte an, um die Beſtrafung des Attentäters zu erreichen. Er erlangte eine ſolche nicht. Die Rohans waren ein mächtiges, weitverzweigtes Adelsgeſchlecht und Voltaire nur ein Bürgerlicher.*) Daß ein ſolcher, wenn er einem

*) Zwar nannte er ſich de Voltaire, aber dieſer Name war nur ein angenommener. Sein eigentlicher Name war Franz Maria Arouet.

Adeligen gegenüber „vorlaut“ wurde, eine Züchtigung verdient habe, sah man damals als selbstverständlich an. Allgemein meinte man mit schadenfrohem Spott, „die Prügel wären schlecht gegeben, aber wohl empfangen,“ und ein hochgestellter Beamter scheute sich sogar nicht, laut und offen auszusprechen, „man wäre übel daran, wenn die Poeten keinen Rücken hätten.“ Dieser Ansicht waren allem Anschein nach auch die Gerichte: er fand kein Recht. Da suchte sich der Dichter solches selbst zu verschaffen, und forderte seinen Beleidiger zum Zweikampf. Der Chevalier antwortete auf diese Herausforderung gar nicht, vielmehr wurde Voltaire einfach auf Rohan's und seiner Familie Betreiben verhaftet, in die Bastille gesetzt und erst wieder losgelassen, nachdem er sich verpflichtet hatte, Frankreich zu verlassen. Voltaire schied aus dem Lande der geheimen Verhaftsbefehle und der Willkür und ging nach England. Drei Jahre verblieb er daselbst, und als er endlich auf Verwenden seiner Freunde wieder heimkehren durfte, machte er sich sofort wieder sehr unangenehm bemerkbar durch ein Gedicht auf den Tod der plötzlich verstorbenen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, der ein ehrliches Begräbniß versagt worden war. Auch mit den Behörden kam er wieder in Kollision durch Herausgabe seines neuesten Werkes „Philosophische Briefe“, welches unmittelbar nach seinem Erscheinen von Henkershand verbrannt wurde.

Seit allen diesen Vorkommnissen waren Jahre verstrichen, aber die Stimmung für oder vielmehr gegen den Dichter war inzwischen keine andere geworden, die gün-

Digitized by Google

ſtige Aufnahme der „Merope“ beim großen Publikum alſo ſehr fraglich.

Unter ſolchen Verhältniſſen begann der kleine, häßliche, von Blatternarben entſtellte Dichter die Vorleſung ſeines Werkes. Nach einer etwas linkiſchen Verbeugung vor der vornehmen, im Halbkreiſe um ihn ſitzenden Geſellſchaft und einer kurzen vorausgeſchickten Erläuterung der Situation und der auftretenden Perſonen begann er ſodann die erſten Alexandriner zu leſen. Und Voltaire las gut, er hatte ein angenehmes, biegſames Organ und beſaß in hohem Grade das Talent der Deklamation; alle Verſammelten hörten ihm daher anfänglich ſchweigend und aufmerkſam zu, dann, mit dem Fortſchreiten der Tragödie und der Entwickelung der dramatiſchen Handlung, ſteigerte ſich das Intereſſe der Hörer und lautlos folgten Alle den herrlichen Verſen, die den Lippen des von ſeinem eigenen Werke begeiſterten Dichters entſtrömten, und entzückt, faſt verwundert über ſo viel Schönheit hingen ihre Blicke an ſeinem Munde. Niemand vermißte das mangelnde Motiv der Liebe, kein Menſch entbehrte die bisher im Drama für unerläßlich erachteten Liebesbetheuerungen, Seufzer und Klagen, und jubelnder, ungetheilter, von Freund und Feind geſpendeter Beifall belohnte ſchließlich den Dichter, als er geendet hatte.

Tiefgerührt drückte der Herzog v. Rohan, ein Verwandter jenes Voltaire ſo feindlich geſinnten Chevaliers de Rohan-Chabot, dem Dichter die Hand und ſprach zu ihm: „Betrachten Sie mich von heute an als Ihren wärmſten Freund und Bewunderer.“ Und de Boze, welcher

Digitized by Google

früher nach den verschiedenen Mißerfolgen, die Voltaire mit einigen seiner Werke erfahren hatte, den Ausspruch gethan, „Voltaire werde nie ein akademisches Subjekt werden," sprach: „Wahrlich, Sie sind doch ein großer Mann und die Akademiker müssen nach dem Ruhme geizen, Sie als Genossen aufzunehmen."

Die Herzogin v. Villars lächelte befriedigt: ihr Plan war vollständig geglückt und der von Freund und Feind gezollte Beifall war die sicherste Bürgschaft für eine günstige Aufnahme der „Merope" auch beim großen Publikum. Und die Herzogin hatte sich nicht getäuscht.

Vierzehn Tage später, am 20. Februar, fand die erstmalige Aufführung der Tragödie im Pariser Schauspielhause statt, und Alles, was Anspruch auf Bildung machen konnte, drängte sich an diesem Abend zur Kasse, um einen möglichst guten Platz zu erobern, denn das Gerücht von dem großartigen Erfolg, den das Stück in den Salons der Herzogin v. Villars gehabt, hatte sich mit Riesenschnelle verbreitet. Voltaire selbst hatte im Hintergrund der Loge der Herzogin Platz genommen und sah vor Aufregung zitternd mehr und mehr den Zuschauerraum sich füllen.

Vergeblich sprachen ihm die Herzogin und ihre gleichfalls anwesende Schwiegertochter Muth ein: je näher der Augenblick des Beginnens rückte, desto mehr entschwand ihm das Vertrauen auf einen günstigen Erfolg seines Werkes. Er kannte ja das vielköpfige Ungeheuer, das sich Publikum nannte, kannte seine von Launen abhängige Unberechenbarkeit, denn es hatte ihn schon so oft nicht ver-

ſtanden und Werke bemängelt, die er mit ſeinem ganzen Kopf und Herzen geſchrieben. Durfte er darum mit Zuverſicht hoffen, daß es ihn jetzt beſſer verſtehen, ihm und ſeiner „Merope“ gerecht werden würde?

Da hob ſich der Vorhang und die Aufführung begann. Die erſten Scenen, der ganze erſte Akt verlief und — keine Hand rührte ſich zur Beifallsſpende. Voltaire drückte ſich in die dunkelſte Ecke der Loge, der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne und verzweifelnd gedachte er ſchon das Theater zu verlaſſen. Da begann der zweite Akt, und ſichtlich ſchwand die Zurückhaltung des Publikums gegenüber dem Ungewohnten, dem mangelnden Liebesmotiv. Lebhafter Beifall wurde geſpendet und Voltaire athmete auf.

Als ſich aber in den folgenden Akten der Beifall mehr und mehr ſteigerte, da funkelten des Dichters Augen vor Freude, und glückſelig lächelnd dankte er der Herzogin und ſeinen Freunden, die glückwünſchend zu ihm in die Loge kamen. Und der Schlußakt kam, nicht enden wollender Jubelruf brauste durch alle Räume des Theaters und was noch niemals geſchehen war, geſchieht jetzt: „Autor! Monſieur de Voltaire! Autor! Autor!“ ruft Alles in Ekſtaſe.

Da ziehen die Marſchallin und ihre ſchöne Schwiegertochter den von ſeinem Glück wie betäubten Dichter aus ſeiner Ecke und führen ihn vor an die Brüſtung der Loge. Und verlegen, mit hochklopfendem Herzen ſteht der hagere, häßliche kleine Mann zwiſchen den beiden ſchönen Frauen und verbeugt ſich wieder und wieder dankend nach allen Seiten. Da plötzlich ruft eine Stentorſtimme im Parterre:

„Frau Herzogin v. Villars, küſſen Sie ihn!“ — und als ob es nur dieſes Signals zum Ausdruck des allgemeinen Wunſches bedurft hätte, ſo rief es jetzt von allen Seiten: „Küſſen Sie Voltaire, ſchöne Herzogin, küſſen Sie ihn im Namen Frankreichs!“

Und die ſchöne junge Dame durfte ſich dieſem Verlangen nicht widerſetzen. Obwohl auf's Höchſte verlegen, legte ſie ihren runden weißen Arm um den Nacken des häßlichen Dichters und gab ihm „als Repräſentantin von ganz Frankreich“ mit reizender Anmuth einen Kuß.

Dies war ein Ehrenpreis, wie ihn wohl noch kein anderer Dichter weder vor, noch nach ihm erhalten hat: es war ein hiſtoriſcher Kuß.

„Merope“ erlebte nach dieſer erſten noch vierundvierzig raſch auf einander folgende Vorſtellungen unter ſtets ſich gleichbleibendem Beifall. Gleichwohl erreichte es Voltaire damals noch nicht, ſeinem Wunſche gemäß Mitglied der Akademie zu werden. Erſt im Jahre 1746 verſchaffte ein zur Feier der Vermählung des Dauphins mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin gefertigtes unbedeutendes Singſpiel „Die Prinzeſſin von Navarra“ Voltaire den langerſehnten Seſſel in der Akademie zugleich mit einer Reihe königlicher Gunſtbezeigungen, worunter wir als die hauptſächlichſten ſeine Ernennung zum Hiſtoriographen von Frankreich und die Ertheilung des Patents eines königlichen Kammerjunkers anführen. So ſehr es aber den Dichter beglückte, das ſo lange erſehnte Ziel ſeiner Wünſche endlich erreicht zu haben, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, darüber zu ſpotten, daß er ſeine Ernennung zum Akademiker gerade

dieſem „Poſſenſpiel“ zu verdanken hatte. Er that dies in ſeiner beißend ſatiriſch-witzigen Weiſe durch ein Sinngedicht, das in der Ueberſetzung folgendermaßen lautet:

Nicht „Merope“ und nicht „Zaïre“,
Nicht die Amerikanerin „Alzire“,
Kein's hat vom König mir nur einen Blick gebracht,
Ich hatte wenig Ruhm und Feinde ganze Haufen.
Da ließ ein Poſſenſpiel ich von dem Stapel laufen,
Und plötzlich war mein Glück gemacht.“

Bauchreden und Bauchredner.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Keine Kunſtleiſtung iſt ſicherlich bis heute vom großen Publikum weniger verſtanden worden, als die ebenſo abſonderliche wie luſtige Kunſt des Bauchredens, d. h. der Fertigkeit, Töne und Worte ohne merkliche Bewegung des Mundes derart von ſich zu geben, daß der Hörer in die vollkommene Täuſchung verſetzt wird, daß ſie von einem ganz anderen, entfernten Orte herkämen.

Dieſe Unkenntniß hängt zweifellos damit zuſammen, daß die Bauchredner von Profeſſion bis in die neueſte Zeit ein Geheimniß aus ihrer Kunſt machten, und wohl

gar absichtlich falsche Vorstellungen darüber verbreiteten aus Furcht vor neuen Konkurrenten, und es mag gewiß für manchen dieser Tausendkünstler unbequem genug sein, daß neuere Untersuchungen den Schleier gelüftet und bewiesen haben, Jeder, der gesunde Stimmorgane besitzt, könne durch Uebung das Bauchreden erlernen, vorausgesetzt, daß er über ein gutes Gehör und ein gewisses Nachahmungstalent in der Wiedergabe fremder Stimmen verfügt.

Was nun zunächst den Ursprung des Namens dieser Kunst betrifft, so mag er daher entstanden sein, daß man in nächster Nähe eines Bauchredners dessen Stimme aus seinem Unterleibe hervorkommend zu hören wähnt; und in der That ist die Erzeugung der Bauchrednerstimme, die freilich wie alle Tonbildungen im Kehlkopf vor sich geht, in hohem Grade durch die Thätigkeit der Bauchmuskeln, namentlich des Zwerchfells mit bedingt.

Vor jeder physiologischen Erklärung des sogenannten „Bauchrednertons" muß aber immer hervorgehoben werden, daß die Kunst des Bauchredens überhaupt allererst möglich ist durch die höchst auffallende Leichtigkeit, mit welcher unser Ohr zu täuschen ist. Solche Gehörstäuschungen kann Jeder alle Tage an sich selbst erfahren. Wie oft vernimmt man Tags oder Nachts irgend ein Geräusch, ohne sich auch nur im Geringsten über die Richtung klar werden zu können, aus der es kommt. Von zehn Spaziergängern, die Abends auf dem Heimweg eine Grille zirpen hören, irren sicherlich neun sich über die Richtung, in welcher das Thier zu finden ist, selbst

wenn sie nur wenige Schritte von demselben entfernt wären.

Nun besteht aber eben die Kunst des Bauchredens in dem Vermögen, Stimmen, Töne und Geräusche aller Art nachahmen und hervorbringen zu können, und zwar derartig modifizirt, daß sie scheinbar von allen möglichen, bald näheren, bald weiteren, ja selbst von den entferntesten Ausgangspunkten her ertönen. Man vermag z. B. einen Ton hervorzubringen, der in seiner Gedämpftheit und Klangfarbe genau einem Tone gleicht, wie er etwa vom gegenüberliegenden Dache, aus dem Keller oder Schornstein gehört werden müßte; und gerade diese besondere Fähigkeit, welche auf eigenthümlichen und — wie wir später noch kurz erläutern werden — durch Uebung zu erreichenden Muskelbewegungen des Stimmorgans beruht, ist es, deren Wirkung durch die Unsicherheit unserer Gehörswahrnehmungen so wesentlich unterstützt wird, daß alle Illusionen, die der Bauchredner hervorbringt, zumeist von der Einbildungskraft des Zuhörers abhängen.

Um diese zu wecken, muß — wie der Irländer Frederik Maccabe, einer der vielbewundertsten Bauchredner, sich ausdrückt — die Aufmerksamkeit der Zuhörer durch kleine, schwer zu beschreibende Kniffe und Geberden gefangen genommen und zu dem Orte hingelenkt werden, von welchem der Ton herkommen soll, so daß der zu erzielende Effekt den Sinnen gewissermaßen aufgedrungen und die Einbildungskraft des Zuhörers zum Helfershelfer der Täuschung gemacht wird. Dieses Vermögen aber, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu gewinnen und zu be-

herrschen, und durch kaum merkliche Geberden sein Gemüth zu fesseln, ohne es scheinbar zu wollen — das sind die Requisiten, die nicht so leicht erworben werden können und viele Schwierigkeiten bieten.

Sind aber auch diese Schwierigkeiten überwunden, so ist der Einfluß, den der Bauchredner durch seine Kunst über das menschliche Gemüth ausübt, größer als der, welcher von irgend einer andern Art von Zauberkünstlern hervorgebracht wird.

Für diese Behauptung liefert Alles, was uns aus der Geschichte der Bauchrednerkunst bekannt ist, die beredtesten und zugleich lustigsten und humorvollsten Beweise. In grauer Vorzeit freilich bis weit hinein in's Mittelalter, wo das Bauchreden als tiefes Geheimniß von wenigen Eingeweihten bewahrt und von der Menge als eine Art Teufelsspuk gefürchtet wurde, und nur zur Bestärkung des Aberglaubens im Volke und zu selbstsüchtigen, betrügerischen Zwecken diente, hatte diese merkwürdige Kunst einen weit weniger heiteren Charakter.

Von den Griechen wurde das Bauchreden für ein Werk der Dämonen gehalten, und sie nannten die Bauchredner Engastrimanten oder nach Eurykles, der die Bauchrednerkunst in Athen betrieb, auch Eurykliden; und dieser Dämonenglaube wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der Begründer der Diätetik, in einem Werke über Epidemie die Fähigkeit des Bauchredens als eine Folge gewisser Halskrankheiten erklärte, eine ebenso irrige Ansicht übrigens, wie diejenige, die den Bauchrednerton als durch Inspiration

oder Sprechen während des Einathmens hervorgebracht sein läßt.

Bis tief in's Mittelalter galt der Bauchredner allgemein als ein von einem bösen oder prophetischen Geiste Besessener. Die Zeit der Aufklärung auf diesem mysteriösen Gebiete fällt sogar erst in's vorige Jahrhundert, als ein gelehrter französischer Abt, de la Chapelle mit Namen, es sich zur Lebensaufgabe setzte, die Geheimnisse der Bauchredekunst bis auf den Grund zu durchdringen. Sein zweibändiges, im Jahre 1772 zu London in französischer Sprache erschienenes Werk ist als ein grundlegendes schon insofern zu betrachten, als es die sehr dürftigen geschichtlichen Ueberlieferungen der Vorzeit zusammenfaßt und der Nachwelt erhalten hat. Es behandelt aber auch die zeitgenössischen Bauchredner sehr eingehend, und bietet so eine Quelle von sehr belustigendem Material für Alle, die Geschmack finden an der seltsamen Kunst der „Ventriloquisten".

So lebte derzeit in Saint-Germain-en-Laye bei Paris ein Gewürzkrämer, Namens St. Gille, von dessen bauchrednerischen Leistungen der gelehrte Abt soviel Staunenswerthes gehört hatte, daß er beschloß, ihn zu besuchen. Kaum daß er dem Krämer in dessen Zimmer bei einem lodernden Kaminfeuer gegenüber saß, hörte er plötzlich vom Dache des gegenüberliegenden Hauses seinen Namen rufen. Der Abt lächelte und deutete in die Richtung, aus welcher der Zuruf scheinbar ertönt war, staunte aber nicht wenig, als gleich darauf genau dieselbe Stimme rief: „Es war nicht von dort," dabei aber jetzt deutlich aus dem Keller

des Hauses heraufkam und alsbald förmlich „Verstecken“ mit ihm spielte. Die unsichtbare, neckische Stimme kam von jedem beliebigen Orte her, wie es dem Bauchredner eben gefiel, und der staunende Abt konnte, trotzdem er „eingeweiht“ war, doch nicht die geringste Bewegung in dessen Gesichtszügen während des Bauchredens bemerken.

St. Gille's Leistungen erregten ein solches Aufsehen, daß sogar die Akademie der Wissenschaften in Paris eine Kommission an Ort und Stelle sandte, von Personen höchsten Ranges begleitet, um eine eingehende, gelehrte Untersuchung an dem famosen Gewürzkrämer anzustellen. Man hatte eine Dame bewogen, sich anzuschließen, der man gesagt, daß ein Luftgeist sich vor Kurzem in Saint-Germain-en-Laye eingefunden hätte, und St. Gille darüber verständigt. In der That redete der Bauchredner während des Mittagsmahles, das man im Freien einnahm, nun zwei Stunden lang derart auf die Dame ein, daß die Stimme bald unter der Erde, bald aus großer Entfernung und bald aus der Höhe über ihrem Kopfe hervorzukommen schien, und die Getäuschte so fest von dem Dasein eines Geistes überzeugt wurde, daß sie von der Wahrheit schlechterdings nichts wissen wollte, und selbst die Kommission so überrascht war, daß sie den Bauchredner veranlaßte, sich in Paris der Akademie selbst vorzustellen, was denn auch am 22. Dezember 1770 geschah.

Folgenden Streich erzählt de la Chapelle von einem anderen Bauchredner seiner Zeit, Ludwig Brabant, einem Kammerdiener Franz' I. Der „Filou“ — so nennt der würdige Abt denselben — liebte eine reiche Erbin, wurde

Digitized by Google

jedoch von deren Eltern als eine unpassende Parthie zurückgewiesen. Da starb der Vater des Mädchens und der geriebene Liebhaber beeilte sich, der Wittwe einen Besuch abzustatten, um mit Hilfe seines Talentes die Geliebte zu gewinnen. Kaum war er der Alten ansichtig geworden, als dieselbe die Stimme des verstorbenen Gatten, wie vom Himmel herunter, ertönen hörte, die ihr mahnend zurief: „Gib unsere Tochter dem Ludwig Brabant, der ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften ist. Ich bereue, daß ich sie ihm verweigerte. Gehorche mir und schenke der Seele Deines armen Gatten ewige Ruhe.“ — Die Wittwe fiel in Ohnmacht, und hatte, zum Bewußtsein zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu thun, als ihre Einwilligung zu erklären. Auf ähnliche Weise erpreßte Brabant sich später von einem wucherischen Bankier zu einer neuen Hausstandseinrichtung zehntausend Kronen. Als Cornu, so hieß der Wucherer, später von dem bauchredneriſchen Streich, der ihn geprellt, erfuhr, kränkte ihn seine ehemalige Dummheit so sehr, daß er alsbald seinen Geist vor Aerger aufgab.

Einen ganz neuen Stand der Entwickelung erreichte aber die Kunst des Bauchredens zu Anfang unseres Jahrhunderts durch den Engländer Fitz James und besonders durch den seiner Zeit weltberühmten Franzosen Alexander, und zwar dadurch, daß diese Künstler im Stande waren, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stimmen im Bauchrednerton zu produziren, und mit diesen unsichtbaren Mitspielern dramatische Vorstellungen zu geben, die sonst den Beistand mehrerer Schauspieler erfordert hätten.

„Obgleich nur ein einziger Charakter zu derselben Zeit dargestellt werden konnte," sagt Sir David Brewster, „so erschienen doch Alle nach und nach während der Vorstellung, und die Veränderung des Gesichtes und der Gestalt von Seiten des Bauchredners war so vollkommen, daß die Identität unter den spielenden Personen nicht erkannt werden konnte."

Namentlich die außerordentlichen Leistungen Alexander's, der alle jene Kunstfertigkeiten, die Einzelne unter dem Namen Bauchredner, Grimacier, Eskamoteur, Mimiker oder Physiognomiker zeigen, in seltenstem Grade vereint besaß, riß ganz Europa zur Begeisterung hin. Könige und Fürsten, die hervorragendsten Dichter, Künstler und Gelehrten stellten dem merkwürdigen Manne die glänzendsten Zeugnisse aus, und Goethe schrieb ihm in Jena am 30. Juni 1818 folgende Worte in's Album: „Herrn Alexander wüßte ich nicht entschiedener meinen Beifall auszusprechen, als durch die Erklärung, daß ich allen ihm schon ertheilten Zeugnissen mit Vergnügen beistimme. Zu empfehlen weiß er sich selbst."

Ueberall feierte der seltsame Künstler seine Triumphe, und daß dabei seine Einnahmen mit seinem Ruhm gleichen Schritt hielten, beweist die Thatsache, daß seine Vorstellungen in Dublin allein den Armen über tausend Louisd'or eintrugen.

Dieser Alexander Valtemare oder Baltimore war vor 1800 in Paris geboren, ursprünglich zum Mediciner bestimmt und ein ebenso fein gebildeter, als in Kunst und Wissenschaft erfahrener Mann. Im Grunde verdankte er

ſeine Erfolge dem Generalſtabsarzt Dr. v. Wiebel, den Alexander, wie er ſich ſpäter als Künſtler nannte, beim Einzug der Verbündeten in Paris um eine Stelle in einem der preußiſchen Lazarethe anging, von demſelben jedoch den Rath erhielt, ſeine ſchon damals bedeutenden Bauchrednerkünſte weiter auszubilden. Der Erfolg lehrte, daß Alexander Recht that, dieſen Rath zu beherzigen.

Die Krone ſeiner durch Mimik und Stimmentäuſchung gleich ausgezeichneten Darſtellungen bildete eine Poſſe: „Nikolas' Schelmenſtreiche," die beſonders für ihn verfaßt war. Alexander ſtellte in derſelben mit aller Kunſt der Verkleidung und Bauchrednerei fünf verſchiedene Perſonen ſo unterſchiedlich dar, daß nicht wenige Zuſchauer an einem natürlichen Hergang zweifelten. Als Kapitän Furlough, welcher der Tochter des Aldermans Pitbury nachſchleicht, betrat er die Bühne. Während er an verſchiedenen Thüren lauſcht, ertönt hinter einer derſelben das Poltern des Vaters. Der Liebhaber flüchtet in den Kamin, aber derweil man ihn aus deſſen Höhe noch ſchelten hört, tritt ſchon der Alderman herein, der gleich darauf von ſeiner Frau abgelöst wird, die ihrerſeits wieder dem Bedienten Nikolas den Platz räumt. Und alle dieſe Metamorphoſen geſchahen — wie auch im Verlaufe des Stückes — mit einer ſo unglaublichen Schnelligkeit, mit ſo vollkommener Aenderung des Koſtüms und der Maske und der Stimme, die Bauchrednerei dabei war eine ſo meiſterhafte, daß man in der That gerechte Zweifel hegen konnte, ob das Alles von einem einzigen Darſteller herrührte und mit rechten Dingen zuginge.

Zahlloſe komiſche Geſchichten, in denen Alexander als Bauchredner die Hauptrolle ſpielte, erzählte man ſich ſchon zu deſſen Lebzeiten.

So begegnete ihm einſt in einer der Hauptſtraßen Londons ein Freund, der ſchon längſt auf eine kleine Bauchrednerprobe des Künſtlers erpicht geweſen war, und ihn auch nun wieder um eine ſolche bat. Der Zufall wollte es, daß gerade ein mit Heu beladener Wagen vorüberfuhr, und Alexander benutzte ſogleich dieſe Gelegenheit, die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes auf ein plötzlich aus dem Heu dringendes halberſticktes Geſchrei zu lenken. Im Nu entſtand ein Auflauf um den Wagen, man ſtürmte auf den verblüfften Fuhrmann ein, den in ſeinem Heu umkommenden Menſchen frei zu machen. Und als er dazu nicht ſogleich Anſtalten traf, das Stöhnen aber immer gräßlicher wurde, ſtreute die aufgeregte Menge dem Fuhrmann ſeine ganze Ladung Heu vor die Füße, immer mehr angeſpornt durch jene wimmernde Stimme, die herzbrechend flehte, daß man ſich beeilen möge. Von einer menſchlichen Seele fand man natürlich auch nicht die geringſte Spur, nur Heu war ringsum auf der Straße zu ſehen, die von Ausbrüchen des Staunens und Aergers, von Lachen und Schelten widerhallte. Alexander aber hatte ſich wohlweislich ſtillſchweigend entfernt.

Einen nicht minder gelungenen, aber ſchon bedenklicheren Scherz erlaubte dieſer Künſtler ſich in Berlin während einer Abendgeſellſchaft, wo er Rache nahm an einem höheren Staatsbeamten, der ihn höchſt demüthigend behandelt hatte, obgleich er ein feingebildeter und in den vornehmſten

Kreiſen gern geſehener Gaſt war. Nach den erſten Gängen des Mahles erhielt der hochmüthige Beamte nämlich plötzlich eine dienſtliche Abberufung und empfahl ſich mit den höflichſten Schmeichelworten der Frau des Hauſes. Kaum aber hatte die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, ſo hörte man ihn draußen im Flur ausrufen: „Dieſe Bewirthung — nicht zu genießen!“ — welche Worte natürlich wie eine Bombe in die Geſellſchaft platzten, und den mokanten Herrn für alle Zeit in dem Hauſe des Gaſtgebers unmöglich machte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Alexander dieſe Worte durch Bauchrednerei hervorgebracht hatte und der Beamte ganz unſchuldig war.

Einen bauchredneriſchen Trumpf von tieferem Gehalt ſpielte ein Nachfolger Alexander's, der Franzoſe Levaſſor einſt aus, der allerdings die Bauchredekunſt in noch bedenklicherem Lichte zeigt. Dieſer Eurykide wohnte in Lyon einer Gerichtsverhandlung bei, die ſich um den Fall eines ſchweren Diebſtahls drehte, deſſen ein armer Teufel angeklagt war. Obgleich derſelbe ſich nicht zu vertheidigen wußte, wurde in Levaſſor doch durch deſſen ganzes Benehmen die Ueberzeugung von ſeiner Schuldloſigkeit mehr und mehr ſo lebendig, daß er plötzlich in großer Aufregung und ganz ohne kunſtgeübte Berechnung, wie er ſelbſt verſichert, in die Worte ausbrach: „Bei Gott, er iſt unſchuldig!“ Sein Blick war dabei gerade auf das Bild der über dem Richtertiſche thronenden Themis gerichtet geweſen, und ſo mochte es gekommen ſein, daß ſeine Stimme unwillkürlich einen Bauchrednerton angenommen hatte, ſo daß ſein Ausruf dem Munde der

Digitized by Google

Göttin der Gerechtigkeit entfahren zu sein schien. Die ganze Versammlung sah höchst betroffen empor, und es machte sich allgemein die Empfindung geltend, als ob ein Wunder geschehen sei. Und daß schließlich der Angeklagte freigesprochen wurde, hatte er wohl nicht zum mindesten dem Bauchredner zu danken.

Von den deutschen Künstlern dieser Art war ein Direktor Schreiber aus Wien — Direktor einer wandernden Pantomimengesellschaft — der bedeutendste. Mit einer Erklärung seiner unheimlichen Kunst pflegte er seine überraschenden Leistungen zu eröffnen. Dabei hob er besonders hervor, daß beim Bauchreden möglichst wenig Luft ausgestoßen würde, was er dadurch anschaulich machte, daß er ein brennendes Licht sich dicht vor den Mund hielt, dessen Flamme denn auch ganz unbeweglich blieb. Außerordentlich geschickt wußte er namentlich ein Echo nachzuahmen, dadurch, daß er einzelne Worte laut und gedehnt in den Saal rief, die dann aus den verschiedensten Richtungen täuschend widerhallten.

Die vorzüglichsten Bauchredner unserer Tage jedoch hat England in dem schon namhaft gemachten Frederik Maccabe und einem Mr. Thurton aufzuweisen, Beide bewundernswürdig in der Nachahmung und Auseinanderhaltung der verschiedensten Stimmen.

Der Erstere wußte schon bei jedesmaligem Beginn seiner Vorstellung eine großartige Wirkung durch folgenden Auftritt zu erzielen. Er theilte den anwesenden „Ladies und Gentlemen" in schüchternem Tone mit, daß er sich mit „John", der sich in den oberen Räumen des

Hauses befände, unterhalten würde, klatschte in die Hände, sah nach der Decke und rief laut: „He, John, bist Du oben?“ — Keine Antwort. — „Ich frage, John, kannst Du mich hören?“ — „Ich glaube nicht, daß da Jemand oben ist,“ erscholl plötzlich eine dicke, volle Stimme, dem Anscheine nach in den ersten Parquetreihen, dicht vor ihm. Maccabe, scheinbar überrascht, bat den imaginären Inhaber der dicken Stimme höflichst, nicht ferner die Unterhaltung stören zu wollen, klatschte abermals in die Hände und rief von Neuem: „John, kannst Du mich nicht hören?“ — „Ich glaube, es ist nur ein fauler Witz, der hier gemacht wird!“ schrie jetzt eine grelle Frauenstimme, scheinbar mitten im Zuschauerraum. Maccabe, noch verdutzter als vorher, schickte sich eben an, auch diese vorlaute Lady um Ruhe zu bitten, als sich auch schon eine dritte, dann eine vierte Stimme aus dem Zuschauerraum hören ließ, immer von anderen Orten her. Das wurde endlich so arg, daß der Künstler kaum noch mit seinem natürlichen Organ dazwischen einsetzen konnte. „John“ wurde natürlich über dem betäubenden Stimmengewirr, in dem sogar Zwiegespräche zu unterscheiden waren, ganz vergessen und schließlich erklärte Maccabe äußerst verlegen, daß er unter diesen Umständen unmöglich seinen beabsichtigten Vortrag halten könne. Als er abtrat, schrie ihm eine höhnische Stimme nach: „Glaubt ihm nicht, er versteht überhaupt gar nichts vom Bauchreden,“ — und als er durch rauschenden Beifall immer wieder herausgerufen wurde, ertönten auch immer wieder höhnende Stimmen, immer natürlich ausschließlich von ihm selbst

„bauchgeredet", ohne daß man ihm die geringste Mundbewegung oder Anstrengung ansah.

Schon mit vierzehn Jahren verstand Maccabe sich auf's Bauchreden, und hat in diesem Alter angeblich sein väterliches Haus einmal sogar durch seine Kunst von Einbrechern gesäubert, die nächtlicher Weile eingestiegen, von Schrecken erfaßt das Weite suchten, als Maccabe, der sich leise herangeschlichen, plötzlich mit allen möglichen Stimmen auf sie einschrie: „Hier sind sie! Heran! Hier! — Bringt Licht! Dort wollen sie entwischen. Licht! — Schießt sie nieder! u. s. w." Höchst komisch ist aber ein späterer Vorfall, der sich auf einem Jahrmarkt in der Gegend von Kerry abspielte. Maccabe begegnete einem Manne, der auf einem Esel ritt, und ließ sich in eine zufällige Unterhaltung mit dem Händler ein. Ohne jede Absicht drehte Maccabe dabei den Kopf des trägen Grauthieres zu sich heran, wodurch er plötzlich auf einen lustigen Einfall kam. Er fragte den Mann so beiläufig, wie alt wohl der Esel wäre. „Er geht in's vierte Jahr!" war die Antwort. In diesem Augenblick veranlaßte der Bauchredner durch eine unmerkliche Handbewegung das Thier, ihm den Kopf zuzuwenden, während er dabei in einem der Eselstimme ähnlichen Tone die Worte vernehmen ließ: „Er ist ein Lügner! Ich bin neunzehn!" — Wie vom Donner gerührt, sprang Maccabe zurück und heuchelte das größte Erstaunen; der Mann aber brach förmlich zusammen und rief entsetzt: „Barmherziger Gott, der Esel kann reden!" — Das unendlich Komische der Situation kann man sich leicht ausmalen.

Auch Mr. Thurton war ein Meiſter in ſeinem Fache. In einem kleinen Theaterſtück, das er ganz allein aufführte, kamen nicht weniger als zehn Perſonen vor, deren verſchiedene Stimmen er mit ſtaunenswerther Geſchicklichkeit zu charakteriſiren und auseinander zu halten wußte.

Um nun noch zu guter Letzt ein Wort über die Phyſiologie des Bauchrednertones zu ſagen, mittelſt deſſen alle jene wunderbaren Kunſtſtücke in die Erſcheinung treten, ſo ſcheint es am gerathenſten, einen Kenner zu citiren, der zugleich ausübender Bauchredner iſt, und deſſen vortreffliche Schrift über „Die Kunſt des Bauchredens" hier in erſter Linie berückſichtigt wurde. Der bekannte Mimiker Ernſt Schulz räth allen lernenden Eurykliden, welche den Bauchrednerton ſich zu eigen zu machen ſtreben, den Mund ſo weit zu ſchließen, daß eben nur noch die zum Sprechen unbedingt erforderliche Luft ausſtrömen kann, und ſodann zu verſuchen, mit etwas „gelähmten" Kiefern und ohne weſentliche Bewegung der Lippen zu ſprechen. Dann wird man einen Ton vernehmen, der nicht mehr ſo nahe erſcheint und bei gedämpfter Klangfarbe etwas Umhülltes an ſich hat. Je mehr man ſich nun bemüht, vermittelſt der Zunge dieſen Ton in den hinteren Raum der Gaumenhöhle zurück zu drängen, und außerdem mit Hilfe der Bauch- und Halsmuskeln einen leichten Druck auf Lunge und Luftröhre auszuüben, wie man dies unwillkürlich beim Anſatz zum Huſten oder beim Gähnen thut, um ſo entfernter wird dann dieſer Ton erſcheinen. Der echte Bauchrednerton liegt nach Maccabe an der Stelle, wo wir beim Schlucken

Digitized by Google

oder Schlingen das sogenannte „Glucken" oder „Gluckern" wahrnehmen. Schulz charakterisirt den Bauchrednerton als „Würgeton" seinem Ursprung nach. Um ihn hervorzubringen, „ziehe man die Lungen voll Luft und nehme einen richtigen Ansatz zum Husten. Anstatt nun aber zu husten, bemühe man sich, in der unteren Halsgegend, da wo man in dem Augenblick ein Gefühl des Zusammendrückens empfindet, einen gedehnten Ton hervorzubringen," der herausgepreßt werden muß. Er wird bei den ersten Versuchen Blutandrang verursachen und „ganz unglücklich" und „weinerlich" klingen, aber es ist der „echte Bauchrednerton", mit dem es allein nur möglich ist — nach beharrlicher Uebung selbstverständlich — jene fast unbegrenzten „Entfernungen" hervorzubringen, die das echte Bauchreden so vortheilhaft auszeichnen.

Wer tiefer in das entschleierte Geheimniß der so lange mißverstandenen Bauchredekunst einzudringen wünscht, wird Alles, was er wünschen mag, in jener Schrift finden, die darüber ebenso geistvolle wie gründliche Anweisungen enthält.

Unſer unentbehrlicher Begleiter.

Eine Studie zur Geſchichte der Schirme.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Zu jenen Gebrauchsgegenſtänden, welche entſchieden zu den leider ſo zahlreichen „nothwendigen Uebeln“ gezählt werden müſſen, gehören auch die Schirme. In welches Jahrhundert ihre Erfindung fällt und welchen Namen ihr Erfinder trug, läßt ſich nicht mehr nachweiſen; nur ſo viel ſteht feſt, daß die orientaliſchen Völker ſich derſelben ſeit undenklichen Zeiten bedienten, und alſo auch als Erfinder derſelben zu gelten haben. Im Orient ergab ſich natürlich am fühlbarſten zunächſt das Bedürfniß, das Haupt vor den glühenden Strahlen der Sonne zu ſchützen und im Schatten eines tragbaren Schutzdaches zu wandeln.

Auf mehr als dreitauſend Jahre Alter darf man daher den Sonnenſchirm ſchätzen. In den Ruinen der ehemaligen Hauptſtadt des großen Reiches der Aſſyrer, in Ninive, entdeckte der berühmte Reiſende Layard ein Basrelief, auf welchem der König Pul (oder Tiglath Pileſar) auf ſeinem Wagen dargeſtellt iſt, wie eine weibliche Figur einen Schirm über ihn hält, der von unſeren heu-

Digitized by Google

tigen kaum zu unterscheiden ist. Diese uralte Skulptur war noch so gut erhalten, daß man an dem Schirm Quasten erkennen konnte und auf dessen Spitze noch eine gemeißelte Blume oder ein ähnliches Ornament fand. Vielleicht noch älter mag der Sonnenschirm in China sein. Man macht ihn dort entweder aus Seide, oder man nimmt lackirtes Papier, das dann bunt bemalt wird und sich auch gegen den Regen als undurchdringlich erweist.

In Indien wurde der Schirm stets als Abzeichen königlicher Würde angesehen, und noch heute gilt derselbe in einem großen Theile Asiens und Afrika's als Würdezeichen. Im Königreiche Siam bezeichnen die Sonnenschirme den Rang der Beamten; solche, die in mehreren Kreisen am Stiele über einander stehen, sind Symbole königlicher Würde. Der speziell königliche Schirm in Siam ist der Savetraxat, der aus sieben, nach oben sich verjüngenden, übereinander stehenden Schirmdächern besteht und in Form einer Pagode über dem Throne sich erhebt. Ganz ähnlich verhält sich die Sache im Nachbarreiche Birma. Auch in den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an. Auf Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben ebenso genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa; die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau, braun in verschiedenen Anordnungen; nur bei den ersten sechs Rangstufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen blos gelb.

In Marokko darf nur der Kaiſer einen Sonnenſchirm gebrauchen, dem übrigen Volke iſt er verſagt; drei Sonnenſchirmträger mit neun Gehilfen ſind ein Theil des kaiſerlichen Hofſtaates. Ebenſo gilt der Schirm als Würdezeichen bei den Herrſchern Abeſſiniens.

In der Türkei galt ehedem das Geſetz, wonach es nur den allerhöchſten Perſonen, nämlich dem Sultan und ſeinem erſten Miniſter, dem Großvezier, geſtattet war, Schirme zu führen. Erſt ſeitdem in Konſtantinopel europäiſche Sitten eingeführt worden ſind, dürfen die Muſelmänner ſich eines transportablen Schutzdaches bedienen, müſſen daſſelbe aber, falls ſie nicht in ſchwere Strafe verfallen wollen, ſchließen, wenn ſie am Palaſte des Sultans vorübergehen oder in die Nähe der „hohen Pforte“ kommen. Deshalb bedienen ſich die Meiſten eines Handfächers (Jelpaſa), um ſich ſtets gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen ſchützen zu können; derſelbe iſt gewöhnlich aus Gänſefedern gemacht, hat einen langen Holzſtiel und in der Mitte einen Spiegel.

Bei den alten Egyptern hatte man Schirme aus Leder, das über einen leichten Rahmen ausgeſpannt war; aber ihre Form glich mehr einem Schilde und wich bedeutend ab von unſeren jetzigen Schirmen. Die beſonders für den König beſtimmten Schirme, welche dieſem ausſchließlich zukamen, beſtanden aus Federn und waren den Federfächern ähnlich, die noch jetzt hinter dem Papſte bei feſtlichen Gelegenheiten hergetragen werden.

Wann der aſiatiſche Fremdling zuerſt die Länder des Abendlandes betreten hat, läßt ſich nicht mehr nachweiſen.

Von den Völkern des klaſſiſchen Alterthums wiſſen wir, daß ſie kleine und große Schirme kannten und handhabten. Bei den Griechen hieß der Sonnenſchirm Skiadeion; er glich unſeren Schirmen und war mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen verſehen. In Athen waren die Töchter der Neubürger, der Eingewanderten, verpflichtet, den Frauen der Alteingeſeſſenen bei feſtlichen Gelegenheiten (namentlich am Panathenäenfeſte) die Schirme nachzutragen. In Rom trug man nur kleine Sonnenſchirme; ſie waren zur Zeit der üppigen Kaiſerherrſchaft auch bei den Männern eingeführt, und die Geſchichtsſchreiber berichten, man habe bei den großen Schauſpielen in den offenen Amphitheatern faſt alle Zuſchauer mit einem Mittelding zwiſchen Schirm und Fächer — dem ſogenannten Umbraculum, das gewöhnlich aus Leder beſtand — geſehen; die Männer hätten ebenſo wie die Weiber mit den zierlichen Inſtrumenten kokettirt und ſie auch bei bedecktem Himmel vorgehalten, um nach Herzensluſt ſpioniren zu können.

Wann ſich nach der Völkerwanderung die Schirme in dem übrigen Europa verbreitet haben, iſt nicht feſtzuſtellen. Einige Gemälde beweiſen, daß Sonnenſchirm. unter Karl V. bekannt waren, doch begnügten ſich die Frauen damals noch meiſt mit Hut und Schleier, um ſich gegen Regen und Sonne zu ſchützen. Zur Zeit Ludwig's XIII. hielten die Edelknaben in Frankreich den Sonnenſchirm über das Haupt der vornehmen Damen, wenn dieſe zu Fuß gingen. Der Gebrauch von Regenſchirmen mag kaum vor dem Jahre 1680 ſtattgefunden haben

Lange Zeit betrachteten die Männer die Schirme als ein ausſchließliches Vorrecht des zarten Geſchlechtes und ließen ſich bei Regenwetter in Sänften tragen. Uebrigens gewährte die damalige Bauart der Häuſer mit ihren weit vorſpringenden Dächern den Fußgängern genügenden Schutz gegen den Regen. Erſt gegen das Jahr 1728 begann in Frankreich auch die Männerwelt des Regenſchirmes ſich zu bedienen.

Ebenſo wie die Sonnenſchirme fertigte man auch die Regenſchirme anfangs nicht ſelten aus Wachstuch. Während die Schirme urſprünglich immer offen und ausgeſpannt bleiben mußten, erfand man ſpäter eine Vorrichtung, durch welche man ſie zuſammenklappen konnte. Die Leute, die nicht im Beſitze einer Equipage waren, hatten darüber eine ſolche Freude, daß ſie im Winter niemals ausgingen, ohne mit einem Schirme bewaffnet zu ſein, und auch ſogar während des ſchönſten Wetters ſich deſſelben bedienten. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts gerieth ein ſpekulativer Kopf in England zuerſt auf den Gedanken, große Regenſchirme aus grauer Leinwand anfertigen zu laſſen, um dieſelben ſtundenweiſe in Oxford und Cambridge an die Studenten zu verleihen, und die Muſenſöhne auf dieſe Art in den Stand zu ſetzen, auch bei heftigem Regen von einem Colleg in's andere wandern zu können. Die übrige Welt amüſirte ſich über den komiſchen Anblick, welchen die munteren jungen Leute unter ihren grotesken Regendächern darboten, aber Niemanden fiel es ein, dieſe Excentrizität nachzuahmen, bis endlich Jonas Hanway in London den Muth faßte, mit dieſer

Digitized by Google

Neuerung vorzugehen. Er war jener edle Menschenfreund, dessen Bemühungen London die Gründung eines Hospitals verdankte und zu dessen Andenken ein Denkmal in Westminster errichtet wurde. Hanway war auf seinen Reisen bis nach China gekommen, wo die Regenschirme seit langer Zeit in Gebrauch waren, und hatte einen solchen als Rarität mit nach der Heimath gebracht.

An einem jener abscheulichen Regentage, an denen London so reich ist, kam er auf den Gedanken, sich bei einem nothwendigen Ausgange des chinesischen Instrumentes zu bedienen. Dies erregte gewaltiges Aufsehen. Die Leute drängten sich förmlich um ihn zusammen, versperrten ihm den Weg, stießen ihn und nannten ihn verrückt; die Frauen an den Fenstern klatschten in die Hände und lachten aus vollem Halse, und die liebe Jugend tobte hinter ihm her, pfeifend und schreiend, trotz des stärksten Regens. Jetzt aber ließ sich Hanway erst recht nicht von seinem Vorsatze abbringen, er ging nun überhaupt nicht mehr ohne seinen Regenschirm aus, und schon nach einigen Wochen des Gebrauches sah er sich nicht mehr vom Janhagel belästigt. Oft mußte dieser oder jener von Hanway's Freunden, der ihm zufällig begegnete und den der glückliche Schirmbesitzer bei Regenwetter mit unter sein Schutzdach nahm, zugestehen, daß die Idee eigentlich doch recht praktisch sei, aber drei volle Jahre brauchte der Märtyrer des „Familienknickers", um das Vorurtheil zu beseitigen und noch andere Tollkühne zum Gebrauche des Regenschirmes zu überreden.

Als auch der Schotte Macdonald, der sich im Jahre

1778 einen ſchönen ſeidenen Regenſchirm aus Spanien mitgebracht hatte, ein paar Monate ſpäter ſich geduldig dem Gelächter preisgegeben hatte, wurden die Regenſchirme allmählig Mode. Nun mag die Einführung des Regenſchirmes wohl bald auch in Deutſchland allgemein geworden ſein, denn der Deutſche kopirt bekanntlich ſehr gern des Auslandes Neuerungen, zumal die zweckmäßigen, welche im Lande jenſeit des Kanals entſtehen. In den kleinen Städten und auf dem Lande war der Regenſchirm aber noch lange Zeit nachher ein ſeltener Luxusartikel, den man höchſtens bei Gutsherren oder anderen beſſer ſituirten Leuten erblickte. Später wurde es Sitte, für die Familie einen einzigen Regenſchirm von ungeheurem Umfange anzuſchaffen, deſſen Farbe meiſt roth war und den in unbenutztem Zuſtand ein meſſingener Ring um den Stab zuſammenhielt. Noch heute ſieht man hier und da einzelne biedere Landbewohner mit ſolchen altehrwürdigen Familienerbſtücken, welche mehr einem tragbaren Zelte ähnlich ſind, einherſchreiten.

Wie die erſten Träger von Regenſchirmen in England ſich dem Hohn und Spotte des Straßenpöbels ausſetzten, ſo erfolgte in Paris ein Aufſtand der Chaiſen- und Sänftenträger, die im Schirme einen furchtbaren Konkurrenten erblickten. Heute ſind die Schirme ſo verbreitet, daß man ſtatiſtiſche Ziffern zu Hilfe nehmen muß, um ſich eine Vorſtellung von der Wichtigkeit des Schirmgeſchäftes zu machen. Im Jahre 1860 betrug die Zahl der Schirmfabrikanten in der franzöſiſchen Hauptſtadt 480 mit 1508 Arbeitern; die Geſchäfte beliefen ſich auf nahezu

13 Millionen Franken; im übrigen Frankreich, besonders in Lyon und Bordeaux, hatte sich dieser Industriezweig ebenfalls hoch entwickelt und warf 7 Millionen Franken ab, mithin für ganz Frankreich ungefähr 20 Millionen. Man berechnet, daß der Werth der gegenwärtigen französischen Schirmfabrikation zwischen 30 und 35 Millionen Franken schwankt. Auch die Ausfuhr hat entsprechende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1882 haben die Franzosen 153,231 seidene, 585,395 baumwollene Regen- und Sonnenschirme und 23,217 solche aus Alpacca ausgeführt. Die Türkei allein hat in diesem Jahre aus Frankreich 24,815 seidene Regen- und Sonnenschirme bezogen. Auch in England wie bei uns in Deutschland hat die Schirmfabrikation einen bedeutenden Umfang angenommen.

Die allmählige Vervollkommnung der Schirme ist so mannigfaltig gewesen, daß vielleicht für keine Fabrikation seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine größere Anzahl von Patenten verliehen worden ist. Freilich waren unter diesen neuen Erfindungen gar manche sonderbare und bedenkliche, und vor Allem gänzlich unbrauchbare.

Zu besonderen Ehren kam in Frankreich der Regenschirm vor fünfzig Jahren. Der durch die Juli-Revolution des Jahres 1830 zum Throne gelangte König Louis Philipp ließ sich gerne im Gegensatze zu seinem hocharistokratischen Vorgänger Karl X. einen Bürgerkönig nennen und liebte es, diese seine Eigenheit dadurch zu beweisen, daß er stets in Civilkleidern mit einem Regenschirme bewaffnet über die Straße ging. Er hat gleichwohl im Februar 1848 seinen

Thron verloren, weil Niemand den „Schirmkönig" zu ſchirmen im Stande war.

Daß der aufgeſpannte Regenſchirm ſeinem Träger ein kühnes, heldenhaftes Ausſehen verleihe, wird im Ernſte wohl nicht behauptet werden können; darum bedienen die Militärperſonen ſich niemals dieſes ſchützenden Daches. Zu den leidenſchaftlichſten Anhängern des Regenſchirmes gehören bekanntlich die Engländer, was vielleicht einen Beleg dafür bieten dürfte, daß derſelbe nicht zu den kurzweiligſten Geräthſchaften zu rechnen iſt.

Die Damen in Nizza gebrauchen jetzt Sonnenſchirme, die ganz und gar aus natürlichen Blumen beſtehen und die wie rieſige Blumenſträuße, an Stöcken befeſtigt, ausſehen. Die Stengel der Blumen werden ſo zuſammengenommen, daß ein Blüthennetz entſteht; die innere Seite wird mit Seide gefüttert. Der eine Sonnenſchirm wird ganz aus Veilchen mit einem Rande von Jasminblüthen gemacht, ein anderer aus Geranien in weißen und rothen Reihen, mit Farrnkraut beſetzt, wieder ein anderer aus Stiefmütterchen u. ſ. w. Welken die Blumen, ſo muß der Sonnenſchirm wieder aufgearbeitet werden, was meiſt jeden dritten Tag nöthig iſt.

Praktiſcher als dieſe Sonnenſchirme aus Blumen ſind Militärſonnenſchirme, welche, für den Gebrauch der engliſchen Soldaten in Egypten beſtimmt, jüngſt in London ausgeſtellt waren. Man denke ſich zwei Bambusrohre, welche oben und unten geſpalten ſind, dergeſtalt, daß die geſpaltenen Enden gabelförmig und gekrümmt auseinander ſtehen. Die zwei unteren Gabeln pflanzt man auf die

Digitized by Google

Schultern des Soldaten, die beiden oberen benützt man als Träger eines schattenspendenden Leinwanddaches, unter welchem der Krieger, ohne an dem Gebrauche seiner Hände gehindert zu sein und beschützt gegen die afrikanische Sonne, einherwandelt.

Die neueste französische Modethorheit sind die Mondschirme. Diese Mode ist eine Folge der letztjährigen franco-chinesischen Verwickelungen und von dort, wo der Mond allerdings auf die Europäer schädlich einwirken soll, importirt. Die Pariser Begründer dieser Mode behaupten, daß die Mondstrahlen der Schönheit ebenso gefährlich seien, als die Sonnenstrahlen, und daß man durch dieselben ebenso leicht mondsüchtig werden, als man durch die heißen Sonnenstrahlen den Sonnenstich bekommen könne. Während die Sonne die Haut bräune, trockne der Mond dieselbe und mache sie bleich. Natürlich glaubt die elegante Welt das auf's Wort. Besonders werden die Mondschirme für den Landaufenthalt, wo Spaziergänge während der hellen Mondscheinnächte neuerdings beliebt sind, empfohlen. Diese Schirme werden in niedlichster Form aus Gaze, mit rothem Seidenband verbrämt, hergestellt. Dazu pflegt man Korkschuhe zu tragen, die in entsprechender Verfeinerung den Holzschuhen nachgebildet sind. Den eleganten Landanzug vervollständigen dann roth und gelb gestreifte Seidenstrümpfe, sowie ein kurzer, roth und gelb gestreifter Rock aus starkem Leinen, nächstdem ein großer, mit einem Büschel Weizenähren geschmückter Strohhut und ein weißes Mousselintuch, welches über die Brust geknüpft wird.

Dieſe kurze Betrachtung über den Schirm zeigt uns, wie jenes „nothwendige Uebel“ auch in unſerem Occident ſich immer größere Achtung errungen hat, und gegenwärtig ſogar in der franzöſiſchen Modewelt als ein den Menſchen zierendes und ihm unentbehrliches Möbel gilt. Es iſt alſo nicht ausgeſchloſſen, daß er einſt noch — wie in Oſtaſien — zu höheren Ehren emporſteigt; ſollte dies aber auch nicht der Fall ſein, ſo werden ſchon aus dem bisherigen Entwickelungsgange deſſelben unſere Leſer die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er die ihm hier gewidmete Aufmerkſamkeit verdient, und daß ſich der „Fremdling aus Aſien“ in der abendländiſchen Welt in vollem Maße durch ſeine Tugenden, wie durch ſeinen langen Aufenthalt das Bürgerrecht erworben hat.

Mannigfaltiges.

Im Intereſſe der Wiſſenſchaft. — Der franzöſiſche Arzt Bixio, ein origineller und geiſtreicher Gelehrter, der unter den berühmten und hervorragenden Leuten von Paris ſehr bekannt war, ſah ſich dadurch oft in die Lage gebracht, bei Gelegenheit von Ehrenhändeln und Duellen in der Eigenſchaft als Chirurg in's Vertrauen gezogen zu werden. Als ſich Alexander Dumas der Aeltere 1834 mit einem gewiſſen Gaillardet duellirte,

Digitized by Google

war es denn auch eben Bixio wieder, der als Mediciner hierbei in Anſpruch genommen wurde.

Mit Dumas vor Beginn des Zweikampfes auf dem Wahlplatz ſich unterhaltend, richtete er an dieſen plötzlich die Frage: „Haſt Du die ‚etruskiſche Vaſe‘ von Mérimée geleſen?“

„Freilich,“ entgegnete Dumas. „Aber wozu eben jetzt die Frage?“

„Ei nun,“ erwiederte der erſte Frager, „in dieſer Erzählung behauptet der Autor, daß ſich der von einer Kugel zum Tode Getroffene vor dem Hinfallen noch einmal drehen müſſe.“

„Ah,“ lachte Dumas, „und darüber möchteſt Du gern Gewißheit haben?“

„Im Intereſſe der Wiſſenſchaft,“ antwortete der Arzt, „das kann ich nicht leugnen.“

„Nun gut,“ rief der berühmte Schriftſteller mit ſeinem Lächeln, „ich werde mir alle Mühe geben, Dir volle Klarheit über dieſe wiſſenſchaftliche Aufſtellung zu verſchaffen.“

Das Duell aber blieb ohne das für Bixio gewünſchte Reſultat. Keiner der Schützen traf und der Zweikampf endigte mit der Erklärung der Sekundanten, die Sache ſei nach den gewechſelten Schüſſen erledigt.

Bixio konnte alſo bei dieſer Gelegenheit nicht über die von Mérimée aufgeſtellte Hypotheſe in's Reine kommen und kam auch ſpäter bei zwei anderen Duellen Dumas', denen er beiwohnte, nicht weiter. Endlich im Juni 1848 ſollte er Gewißheit erhalten, aber kaum in gewünſchter Weiſe.

In ſeiner Eigenſchaft als Volksabgeordneter begab ſich Bixio nämlich, tapfer und kaltblütig wie er war, während des heftigſten Straßenkampfes auf die Barrikade am Pantheon und hier war es, wo eine Kugel aus der erſten Etage eines Hauſes der Straße Soufflet auf ihn abgefeuert, oberhalb des Schlüſſelbeines ihn traf, die rechte Lunge verletzte und dann bei der Wirbelſäule wieder hinausging.

Bixio drehte ſich dreimal um ſich ſelbſt, bevor er fiel, und ſeine letzten Worte waren: „Mérimée hat doch Recht, man muß ſich drehen!“ D. C.

Die ruſſiſche Kirche. — An der Spitze der ruſſiſchen Kirche ſteht bekanntlich der Zar ſelbſt. „Hier iſt Euer Patriarch,“ ſagte Peter der Große auf ſich ſelbſt zeigend, als er dem letzten ruſſiſchen Konzil zu Moskau im Januar 1720 die neue Kirchenordnung aufzwang. Unter dem Zaren ſteht zunächſt die permanente „heilige geſetzgebende Synode“, die nur aus Geiſtlichen, die vom Kaiſer ernannt werden und ſchwören müſſen, daß ſie auch in geiſtlichen Dingen kein anderes Oberhaupt als den Monarchen kennen, zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Synode hat über alle ruſſiſchen Biſchöfe gleichmäßig Gewalt, und es ſind zu dieſem Behuf alle Rangunterſchiede unter den Biſchöfen mit wenigen Titularausnahmen völlig aufgehoben. Die Synode hat nur in geiſtlichen Angelegenheiten zu entſcheiden, ihre Entſchließungen bedürfen aber der Genehmigung des Zaren. Dieſe von Peter dem Großen ausgegangene Organiſation der ruſſiſchen Kirche beſteht heute noch unverändert. Der hierarchiſchen Eintheilung nach zerfällt Rußland in 52 Bisthümer oder Eparchien mit einem Perſonal von mehr als 120,000 Klerikern. An jeder biſchöflichen Kirche findet ſich außer dem Biſchofe ein Protopope (Oberprieſter), zwei Schatzmeiſter, fünf Popen, ein Protodiakonus (Oberdiakonus), vier Diakonen, zwei Lektoren, zwei Oſtiarier (Sakriſtane) und dreiunddreißig Sänger; andere bedeutende Kirchen haben ebenſo viele, ſelbſt Pfarreien, die nur aus zwei- bis dreihundert Häuſern beſtehen, haben mehrere Prieſter und Diakone. Alle dieſe Geiſtlichen ſind ſeit Katharina II. auf ſtaatliche Beſoldungen angewieſen, die aber für die meiſten ſehr kärglich berechnet ſind. Aber trotz dieſer Dürftigkeit und trotz der noch viel ſchlimmeren Unſelbſtſtändigkeit des Klerus dem Staate gegenüber ſteht der geiſtliche Stand in Rußland noch immer in aus-

gezeichneter Verehrung. Man scheidet ihn gewöhnlich in Kloster- und Weltklerus, oder schwarze und weiße Geistlichkeit. Aus ersterer werden alle Bischöfe und die sonstigen hohen Geistlichen gewählt und ihnen ist die Ehe verboten, während die Weltpriester sich einmal verehelichen müssen, vor Empfang der Diakonatsweihe. Da fast ausschließlich die Söhne von Popen wieder Popen werden, und es für unanständig gälte, wenn ein Popensohn eine andere als eine Popentochter heirathen würde, so bildet die Weltgeistlichkeit in Rußland einen fast kastenartig geschlossenen Stand. In die Klöster dagegen kann Jedermann aus jedem Stande eintreten, nur kann der im Abhängigkeitsverhältnisse Geborene nicht Pater, sondern nur Laienbruder werden. Fast alle Klöster der russischen Kirche gehören dem Orden des hl. Basilius an, und man zählt im Ganzen 462 Manns- und 118 Nonnenklöster mit ungefähr 9000 Mönchen und 2250 Nonnen, denen wieder 5000 dienende Schwestern zur Seite stehen. Alle Klöster haben seit Katharina II. ihre Besitzungen verloren, und werden jetzt theils durch Staatsbeiträge, theils durch milde Gaben erhalten. Mit vielen sind zugleich auch Schulen und Akademien verbunden. Schl.

Die Eheschließung der Prinzessin Adelheid Chlotilde, Madame de Piemont, Tochter König Ludwig's XV. von Frankreich, mit dem König Karl Emanuel IV. von Sardinien am 3. September 1775 fand unter Beobachtung eigenthümlicher Formalitäten statt. Zu Pont Beauvoisin war genau auf der Grenze, halb in Frankreich, halb in Savoyen, ein großer Saal erbaut worden, der in der Mitte durch einen schwarzen Strich getheilt war. Die französische Seite war von der Stadt Lyon mit einem Kostenaufwand von 20,000 Livres möblirt worden, die savoyische Seite hingegen hatte der König Karl Emanuel prächtig ausstatten lassen. In der Mitte dieses Saales nun stand eine große Tafel, an welcher auf französischer Seite die

Digitized by Google

Prinzeſſin in einer roſa Brokatrobe mit ſilbernen Blumen und außerordentlich reichem Juwelenſchmuck, ſowie der franzöſiſche Geſandte, Mr. de Tonnerre, nebſt dem franzöſiſchen Hofſtaat, auf ſavoyiſcher Seite, als Bevollmächtigter des abweſenden Königs, der ſardiniſche Geſandte nebſt dem neuen Hofſtaat der Prinzeſſin Platz genommen hatte. Als die Ehepakten von beiden Theilen unterzeichnet waren, trat die erſt ſechzehnjährige Prinzeſſin auf die Grenzlinie und nahm von ihrer bisherigen Umgebung Abſchied; ſie weinte dabei bitterlich. Ihr neuer Hofſtaat führte ſie nun ſofort in ein auf ſavoyiſchem Gebiet belegenes Gemach, und ihre neuen Kammerfrauen kleideten ſie dort vollſtändig um, weil nach dem herrſchenden Gebrauch die Prinzeſſin kein einziges Stück ihrer ſeitherigen Garderobe mit in die Ehe bringen durfte. Die koſtbare Leibwäſche, Robe und Brillanten wurden an den franzöſiſchen Geſandten zurückgeliefert und dieſer reiste mit ſeiner Begleitung ab, noch ehe die Prinzeſſin ihr Ankleidezimmer verlaſſen hatte. Letztere ſetzte dann ebenfalls in Geſellſchaft ihres neuen, ihr noch völlig fremden Hofſtaates die Reiſe nach der Reſidenz ihres Gemahls fort. Die Stadt Lyon, wo der letzte längere Aufenthalt in Frankreich genommen worden war, hatte übrigens ihrer patriotiſchen Geſinnung noch beſonderen Ausdruck gegeben. Am Tage vor der Abreiſe der Prinzeſſin aus Lyon wurden in ihrer Gegenwart neun arme Brautpaare getraut, welche reichlich von der Stadt ausgeſtattet worden waren, außerdem ſollte demjenigen Ehepaare, welches von dieſen neun den erſten Täufling zum Altar brächte, noch 600 Livres ausgezahlt werden. Die Prinzeſſin Chlotilde revanchirte ſich für die Aufmerkſamkeiten der Stadt Lyon durch bedeutende Geſchenke an die Armen, ſowie dadurch, daß ſie ſieben zum Tode verurtheilten Deſerteuren, Söhnen Lyoner Bürger, Begnadigung auswirkte. J. W. B.

Mäuſe und Ratten. — Es kommt vor, daß Ratten und Mäuſe in gewiſſen Zeiten in ſolcher Fülle ſich vermehren und

ausbreiten, daß sie im höchsten Grade schädlich und lästig werden. In dem trockenen, heißen Sommer 1842 z. B., wo es 21 Wochen lang keinen Tropfen regnete und in vielen Gemeinden Sachsens und Preußens die Teiche und Brunnen versiegten, hatten sich die Mäuse so vermehrt, daß sie an dem Getreide und den Hackfrüchten einen ungeheuren Schaden anrichteten, und daß man kaum durch die Felder hindurch gehen konnte, ohne auf Mäuse zu treten. In einem noch weit schlimmeren Grade wüthete diese Plage jüngst in Brasilien, wo ein eigenes Mäusegeschlecht (Hesperomys), das sich durch kräftigen Wuchs und eine bis zur Nase gespaltene Oberlippe auszeichnet, sich so vermehrt hat, daß es in wenigen Tagen ganze Ernten verwüstet. In Laurenço z. B. sind große Maisflächen von Myriaden dieser Nager angegriffen und mit außerordentlicher Rapidität verwüstet worden. Die Kartoffelfelder sind demselben Schicksal unterworfen; denn sobald die Mäuse die oberen Pflanzentheile aufgefressen haben, scharren sie auch die Knollen heraus und verzehren sie. Die Melonen werden angegriffen und ausgeleert und ebenso Weizen, Hafer, Gerste aufgefressen. Sodann haben die Thiere auch die menschlichen Wohnungen in Angriff genommen; Alles, was nicht von Eisen, Glas oder Stein ist, wird zernagt bis auf die Hufe der Kühe, ja bis auf die fetten Schweine in den Ställen. Die Katzen stehen dieser Plage ohnmächtig gegenüber, denn ein solches Mäusepaar kann in einem einzigen Jahre mehrere Tausende von Individuen hervorbringen. Dies könnte leicht Veranlassung zu sehr ernsten Beunruhigungen bieten, wenn die Nager nicht ein plötzliches Ende nähmen, dessen Ursache sich nicht mit Sicherheit bestimmen läßt. In den meisten Fällen scheint es eine durch ungünstige Witterungsverhältnisse u. drgl. herbeigeführte epidemische Krankheit zu sein, welche die Mäuse zu Hunderttausenden hinrafft. Die meisten Länder der Erde haben übrigens schon derartige verheerende Einwanderungen von kleinen Nagethieren

kennen gelernt. In London z. B. wurden einmal die Ratten zu einer wahrhaft drohenden Plage, bis allmählig Sicherheit und Ruhe wieder zurückkehrten. Dies verhindert jedoch nicht, daß diese Stadt noch heute mehr Ratten als Einwohner in sich einschließt. Hcht.

Englischer Sport. — Der englische Maler Haynau war ein leidenschaftlicher Boxer. Auch der edle Marquis v. Granby liebte diese Unterhaltung. Als er einmal den Ersteren besuchte, um sich von ihm malen zu lassen, forderte er den Künstler auf, sich, bevor er an das Werk ginge, erst einmal im Kampfe mit ihm zu versuchen. Es geschah. Beide waren anfangs in der besten Laune, allein bald machte der heftige Stoß des Einen den Andern wüthend; die Sache wurde nun ernsthaft und Beide stürzten ringend zu Boden, wobei sie die Staffelei mit herabrissen. Dies Geräusch zog die Gattin des Malers herbei, welche alle Mühe hatte, die wüthenden Kämpfer zu trennen. Endlich erhoben sich Beide wieder vom Boden, brachten ihren Anzug in Ordnung, und der Künstler setzte sich vor die wieder aufgerichtete Staffelei und begann den völlig beruhigten Gegner zu zeichnen, als sei nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen. C. T.

Medicinische Tortur in Japan. — Die meist mit entblößtem Oberkörper gehenden Jinrikscha-Kulis (Sänftenträger) haben zu beiden Seiten des Rückgrates vom Kopfe bis zu den Hüften stets weiße, unregelmäßige, etwa pfenniggroße Narben, die man für durch eine Hautkrankheit entstandene halten könnte. Es sind jedoch die Brandstellen von „Moyen", eines in Japan erfundenen Hausmittels, das namentlich gegen Gicht angewendet wird. Die Japanesen bereiten Brennkegel aus „Moyen", dem Marke eines Rohres, das mit Holzkohlenpulver gemischt wird. Diese Kegel werden angezündet, auf die Haut gesetzt und bis zum Verlöschen langsam abbrennen gelassen. Es entstehen dabei

arge Brandwunden, die häßliche Narben hinterlaſſen. Falls dieſes heroiſche Mittel die böſen Säfte nicht austreibt, die nach Anſicht der Japaneſen und Chineſen alle Krankheiten verurſachen, ſo kommt die Akupunktur in Anwendung, indem durch die Moye hindurch eine Nadel tief in das Feliſch geſtoßen wird, ſo daß die Hitze bis zu dem angenommenen Sitze der Krankheit eindringen kann. Da dieſes Mittel als Präſervativ in jedem Frühlinge zur Anwendung kommt, ſo ſieht man kaum jemals einen Kuli ohne ſolche Narben. Auch Accoucheure wenden es an und glauben durch Abbrennen dreier Moyen auf der kleinen Zehe des rechten Fußes die Arbeit der Natur zu beſchleunigen. Selbſt Säuglinge werden mit Moyen gemartert. R.

Ein geſchickter Setzer kann in einer Minute 40 bis 42 Lettern zuſammenſetzen, das ſind in einer Stunde gegen 2500 und an einem Tage, den Tag zu zehn Arbeitsſtunden gerechnet, 25,000. Wenn man nun jeden Weg, welchen die Hand des Setzers zu den einzelnen Fächern des Setzkaſtens nach dem Winkelhaken, in dem er die Lettern aneinanderſtellt, und dieſelbe Strecke zurück, jedesmal auf einen Papierſtreifen verzeichnen wollte, ſo würde der Papierſtreifen am Abend eines zehnſtündigen Arbeitstages eine Länge von neun Meilen beſitzen. In einem Jahre, die Woche zu ſechs Arbeitstagen gerechnet, wird die Hand eines fleißigen Setzers einen Weg von faſt 3000 Meilen zurücklegen. C. T.

Ein Mißverſtändniß. — Der bekannte Philologe F. A. Wolf, der zuerſt die Behauptung aufſtellte, daß Homer kein großer Dichter, ſondern nur der Sammler alter Volkslieder geweſen ſei, welche er zur Ilias und Odyſſee vereinigte, wurde ſehr häufig von durchreiſenden Griechen und anderen ſprachlich intereſſanten Ausländern, mit denen er im ſchriftlichen Verkehr ſtand, beſucht. Als Wolf eines Tages wieder ſehr in's Studium vertieft war, hörte er, daß das Dienſtmädchen Jemanden nicht

hereinlaſſen wollte. Er erkundigte ſich, wer es ſei und rief nach der Antwort des Mädchens freudig: „Was? — Ein Thracier! Nur herein, wenn ich bitten darf!“ — Die Thüre ging auf, und herein trat ein ſlovakiſcher — Drahtzieher. W. L.

Ein Beleuchtungsfiſch. — Im britiſchen Nordamerika gibt es einen merkwürdigen Fiſch. Es iſt eine Art Stint, der ſo viel Fett und Thran in ſich birgt, daß man ihn buchſtäblich als Licht benutzen kann, indem man ihn getrocknet am Schwanze anzündet, worauf er ſo ruhig weiter brennt, wie unſerer Vorfahren Dochtlämpchen vor Erfindung des Gaſes und elektriſchen Lichtes. R.

Ein ſtrenger Hauslehrer, der bei jedem zweiten Worte ſchimpfte und bei jedem dritten Worte d'reinſchlug, ließ ſich einſt von ſeinem Schüler das „Vaterunſer“ vorſagen. Zitternd begann dieſer: „Vater unſer — Vater unſer —“ und blieb ſchon ſtecken. Sofort ergriff ſein Mentor den Stock und ſchrie: „Willſt Du weiter, Du Eſel“ — „Der Du biſt,“ platzte nun der Schüler heraus und brachte ſein Vaterunſer nun auch glücklich zu Ende. W. L.

Lakoniſches Geſuch. — Armand Berghofer, der im vorigen Jahrhundert zu Steyr in Oberöſterreich Schuldirektor war, und welchen Wieland den öſterreichiſchen Rouſſeau nannte, hat wohl das kürzeſte Entlaſſungsgeſuch an den Kaiſer gerichtet, das je geſchrieben worden iſt. Es lautete:

„Ich bitte, daß ich aufhören dürfe zu ſein
Eurer Majeſtät gehorſamer Diener A. Berghofer.“

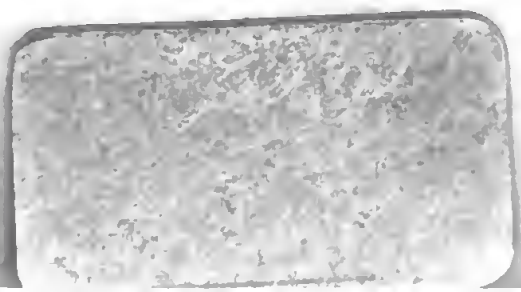
W. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,
JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9675

Filmed by Preservation 1992



Digitized by Google